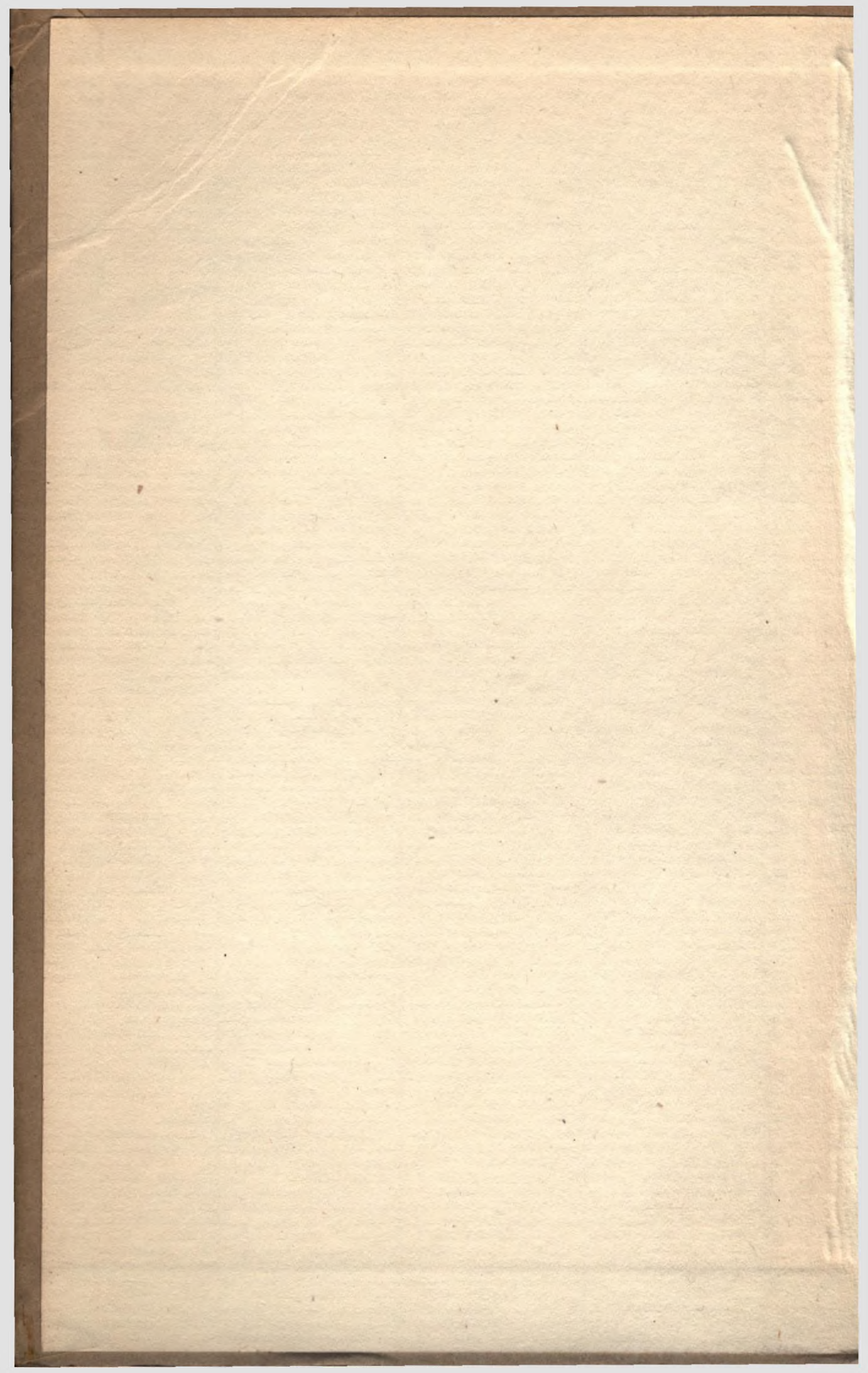
WALDEMAR MÜLLER-EBERHART Dr. August Pflug

WALDEMAR MÜLLER-EBERHART

Dr. August Pflug

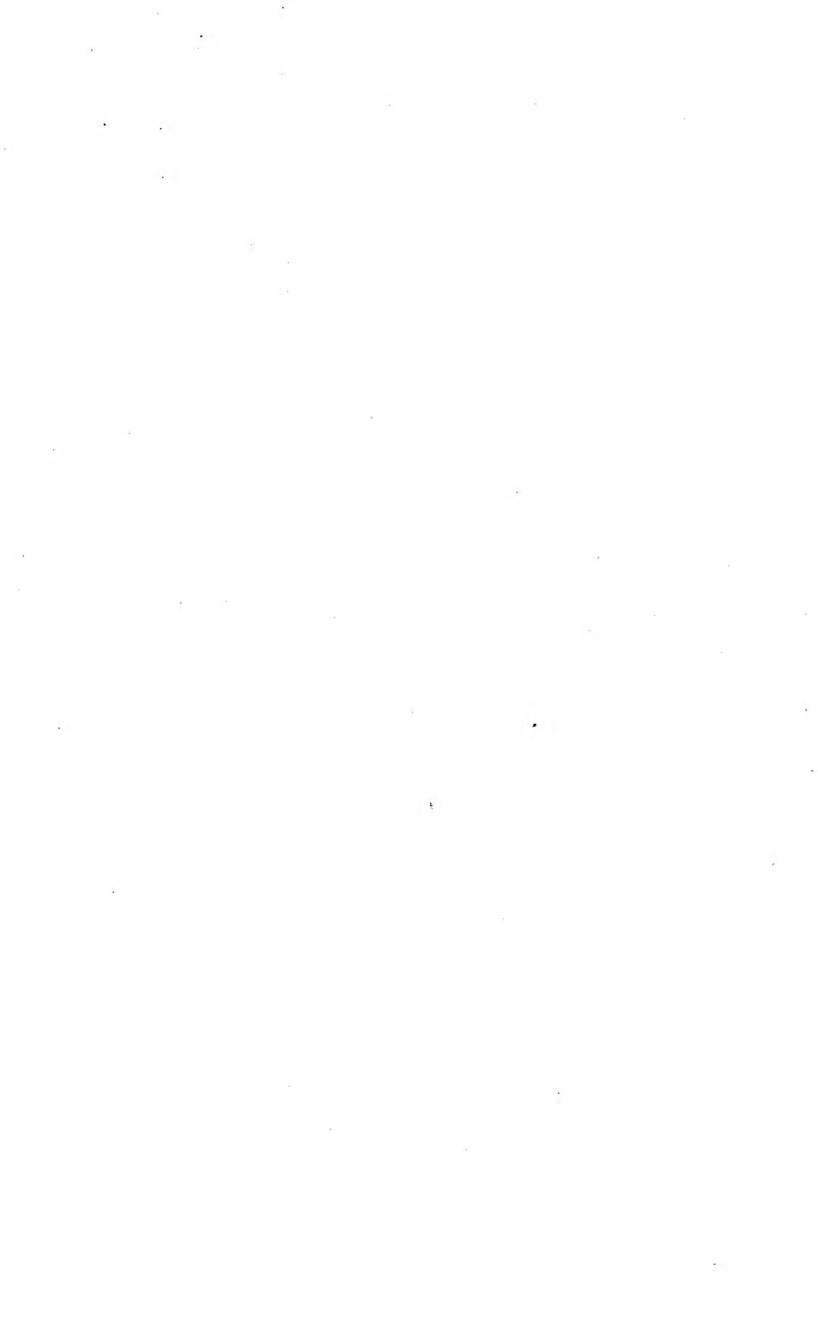
AUS LEBEN UND GEHEIMKANZLEI UNTER BISMARCK 1860-1914







MÜLLER-EBERHART / Dr. AUGUST PFLUG



Dr. AUGUST PFLUG

AUS LEBEN UND GEHEIMKANZLEI UNTER BISMARCK 1860–1914

VON

WALDEMAR MÜLLER-EBERHART



SCHAFFER-VERLAG · BERLIN

VORWORT

Der alte Hof zu Sollstedt am Südharz, der an die 300 Jahre Erbbesitz der Familie Pflug ist, erlebte zum fünften Male die Geburt eines Sprößlings, den das glückliche Bauernpaar August nannte. Sie wußten eigentlich nicht, warum gerade dieser Junge, der mit seinen 37½ Zoll Länge im Waschkorb den ersten Tag schon am Finger lutschte und gar keck aus den Augen sah, ein August sein sollte, aber der Großvater oben von der Stube hatte es sich in den Kopf gesetzt, und das war ein dickschädeliger Harzer Bauernkopf: „Friedrich, du und deine Johanna, ihr nennt den Jungen August! Mein Urgroßvater mütterlicherseits soll beim Kurfürst August Leibkutscher g'wast sein — möglich auch, was Hohes. — Der fuhr ihn mit seinen Weibsbildern nach Warschau zur Königskrönung. Von dem erzählte mein seliger Vater, daß dieser nagelneue polnische König ein höllischer Kerl war, nicht nur in puncto seiner wechselnden Liebschaften, sondern als verschwenderischer Herrscher über Sachsen und Polen. ... — Ihr nennt den strammen Jungen: August. Dann wird er sich durchsetzen und nicht mehr hinter'm Pflug hergehen und Klüten petten. Der muß was vom Staat und von der feinen Bildung kennen lernen. Er heißt August, oder

ihr jungen Leute bekommt von mir kein Patengeschenk! Und nun marsch; jetzt setzen wir im Hof, zur Scheune hin, einen Hofbaum. Ein Nußbaum muß es sein; denn er soll Früchte tragen!"

So hieß er denn August Pflug, er, in dessen Leben sich ein Stück größter deutscher Geschichte spiegeln sollte, denn schon in jungen Jahren war ihm vergönnt, an wichtigen Stellen zu wirken. In späteren glückhaften Stunden entstanden seine Tagesaufzeichnungen, soweit nicht die geordneten Mappen seiner Veröffentlichungen und Berichte vorlagen. Es ist nicht lange her, da lebte Dr. Pflug noch oben im Häusl unter dem Hochstein. Ich habe ihn oft besuchen können und mit ihm über die Veröffentlichung seiner Lebensgeschichte beraten. Dann kam der Tag, da ich ihm die Einäscherungsrede hielt. Davon sei hier nicht die Rede; denn das war eine Ansprache an den Lebenden in Person und Gegenwart, wie es keiner der kleinen Gefolgschaft wahrnahm; aber jeder fühlte etwas, als meine Gesichte da während des leisen Orgelspiels vom „Liede an die Weser" ihr Leben erhielten. August Pflug, der weitaus Ältere, war wie ein Gläubiger, der nun ein Wissender um den treuen Väterglauben geworden, ehe noch die Flammen über sein Sterbliches zusammenschlugen.

In sein Lebensseil knüpfen wir nun hier diese lebendige Volkstums- und Geschichtskunde der Jahre 1860 bis 1914.

Oberschreiberhau i/R.

Waldemar Müller-Eberhart.

I. AUS FRÜHESTER JUGENDZEIT

„Ein Bauer, der nicht mit der ersten Lerche aus den Federn ist und nicht auch das liebe Gotteslied der Morgenfrühe aufsteigen läßt in den blauen Himmel seines Lebens, ist kein rechter Bauer", so sprach mein Großvater Gottfried Pflug, als ich ihn — soweit meine Erinnerung reicht — das erste Mal aufs Feld begleiten durfte, um Steine am Rain auf einen Haufen zu tragen. Es muß ein Morgen gewesen sein, an dem die Sonne voll, wie ein riesengroßer roter Ball, weit in der Ferne auftauchte, und ein Gluten hin- und herflutete, das den Augen nicht weh tat: „Sieh hinein, Stepke, noch duldet es der Vater, daß du sein Angesicht schaust; denn du bist mit mir aufgestanden, die Langschläfer macht er blind, wenn sie ihn schauen wollen."

Mehr weiß ich nicht von dem alten Manne, der seine Piepe des Abends vor der Haustür rauchte und dann nichts anderes sagte als: „Jo, Voter Peter Pump!" Eines Abends aber sagte er auch das nicht einmal mehr und lag stumm in ein paar Brettern, die der Dorfschreiner Kühnholz zusammengezimmert und mit silbern angestrichnen Blechengelsköpfen benagelt hatte. Noch 2—3 Tage, und ein schwarzer flacher Deckel war über dem Kasten, den unsere besten

Pferde auf einem mit grüner Hecke ausgeschlagenen Wagen zum Gottesanger um unser Kirchlein zogen. Viele Leute gingen mit, und die Glocke läutete. Mutter führte mich an der Hand und sagte: „Großvater ist nun im Himmel, und du mußt schön an ihn denken.“ — Ich dachte aber immer nur: „Jo, Voter, Peter Pump!“; denn wir machten ihm das gerne nach, ich, meine Geschwister und die beiden Nachbarskinder, die ihm einst in den weißen Pfeifenkopf Mist hineingesteckt hatten und dann aus der hohlen Eiche äugten, wie das dem Alten wohl schmecken möchte. Daran mußte ich auch denken und sonst an nichts; der Tag und die schwarze Lade waren mir gar wunderlich. Ich meinte, der liebe Großvater gehöre da nicht hinein, ja sei auch gar nicht da drin, sondern — wie Mutter sagte — im Himmel, worunter ich mir den Blocksberg vorstellte, wenn er, wie nur zu oft, im Nebel nicht zu sehen war.

Meine Großmutter, die Frau vom Altpapa Pflug, habe ich nicht gekannt. Von den andern Großeltern weiß ich, daß der alte Seidenstücker nicht weit am Berge, in der Waldkolonie Friedrichsrode, die der Alte Fritz angelegt haben soll, Ortsschulze war und immer ein hohes Bambusrohr mit Silberknopf trug. Einmal bekam ich von ihm zum Geburtstag eine gelbe Sparbüchse aus Ahornholz mit blanken Geldstücken, die ich mit einer Haarnadel glücklich herauskriegte. Diese Büchse sah aus, wie ein großer Pfifferling.

Als ich wohl vier Jahre alt war, kam meine Mutter mit mir vom Nachbardorf, wo sie sich eine Hoch-

zeitskutsche angesehen und dann mit anderen Frauen zusammengesessen hatte, während ich mich sehr langweilte. Die Sterne standen am Himmel, und es war laue Luft; denn des Nachmittags hatte es gewittert und da meinte eine von den Frauen, die Karten vor sich auf dem Tische liegen hatte, daß die junge Ehefrau sieben Jahre in Trübsal leben werde. Als ich aber groß war, hörte ich, daß die Frau sehr glücklich und mit sieben Kindern gesegnet war. Als meine Mutter nun so mit mir ging, da zeigte sie auf sieben Sterne und sagte: „Sieh, das ist der Große Wagen! Du mußt dir am Himmel einen Stern suchen und ihn immer wieder finden, denn jeder Mensch hat einen Glückstern." „Mutter," rief ich, „so will ich den ersten Stern an der Deichsel des Wagens haben; dann bin ich immer der erste."

Ich kam ins fünfte Jahr, da brachte man mich schon in die Dorfschule, wo ich bis Ostern 1866 blieb. Ein großes Ereignis war es jedesmal für mich, wenn wir in der Nachbarschaft Besuche und selbst Ausflüge machten. Drei solcher bedeutsamen Tage stehen mir noch greifbar vor Augen: Das waren die Besuche auf dem Kyffhäuser, auf Schwarzfels und in der Klosterruine Walkenried. Drei Welten waren es, zu denen sich mir dort die Tore öffneten. Ich hätte mit Schwarzfels beginnen müssen; denn es war der erste Ausflug, um den ich meine Eltern quälte. Ich dachte, in der „Einhornhöhle" auch noch Knochen zu finden und die Eismühlen im Stein zu sehen, wovon der Lehrer Timme gesprochen hatte, als der Gesangverein unter seiner Leitung einen Himmel-

fahrtsausflug dorthin machte. In Schwarzfels, nicht im Schulreligionsunterricht, erhielt ich auch die erste Glaubensanregung, so daß ich nie aufhörte, darüber nachzudenken, woher der Mensch kommt und wohin er geht.

Vom Kyffhäuser sprach bei uns jeder bis zu Kind und Kegel; denn von Sollstedt sah man die Vorberge und ein Stück weiter weg sogar Mauerreste aus dem Walde ragen, wenn Vater sein ererbtes Fernrohr mit den Messingzügen und der rotledernen Hülse auf Mutters Schulter legte und sie sich dazu etwas bückte, damit ich durchschauen konnte. Da dachte ich an Kaiser Barbarossa und den König Wilhelm mit dem weißen Stutzbarte, wie er mit vielen Orden auf der bunten Uniform, auf einem Öldruck, in Vaters Stube hing, über dem Tische, wo die Knechte und Mägde ausgezahlt wurden. Dabei bekam jedes hinterher einen Nordhäuser Korn oder ein Glas heimischen Weißwein, den sie, wenn sie nur dran nippten, meist mit „pfui Deubel" in die Stube spuckten.

Es war ein Pfingstsonntag; Vater hatte länger als sonst geschlafen, Mutter holte gerade Napf- und Blechkuchen mit uns — ich hatte noch einen Bruder und drei Schwestern — aus dem Backofen, da sehen wir Vatern, wie er die Sonntagskutsche herauszieht und sie abzuwaschen beginnt. Als dann der Gerstenkaffee schon in der Stube dampfte, kommt er herein und sagt aus heiterem Himmel: „Es geht nach'm Schwarzfels. Modder, du nimmst für uns und die Rangens düchti was tau fräten mit, daß se nech spack

warr'n, wenn wir dem Einhorn begegnen." — Na, wir sprangen auf, noch nie hatten wir unseren Tassenkopf so rasch unter der Plumpe abgewaschen und die Brocken von unserm Platz gefegt. Dann tollten wir bis zur Abfahrt herum, als wenn wir uns im Greifen des Einhorns üben wollten.

Die schweren Braunen gingen mir einen zu bedächtigen Schritt, denn ich saß auf dem Bock neben meinem Vater und hatte die Peitsche. „Jung'", sagte er, „wer am Morgen Galopp geht, dem wird am Abend die Zunge heraushängen. Wir nehmen uns Zeit, und wenn die Spaziergänger schneller sind als wir, kannst du schnicken." Ich saß auf meinem unruhigen Podex und sah einen Trupp aufgekratzter Menschen mit bunten Pfingstbändern an den Hüten herankommen, die schritten, die Mädels untergehakt, über die ganze Breite der Chaussee und sangen:

„Kommen wir heut nicht,
kommen wir morgen,
Pfingstrosen kennen keine Sorgen;
Pfingstrosen sind am Abend welk,
Mädels schlafen in uns'rem . . .
Heideldi, wir pflücken sie:
Mädel in uns'rem Arm."

Als die Kette vor unseren Braunen zerriß, da gab es lustige Scherzworte: „Bauer Pflug, kommst du nicht heut, kommst du morgen!" —

„Wohin fährst du zur Bitter-Leiche?" —

„August, knall zu!"

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen; denn ich

war vor Ärger blaß geworden, daß man uns uzte. Ich hieb auf Liese und Wotan, daß sie sich bequemten, in einen sanften Zuckeltrab zu fallen. Nun gab es hinterher noch mehr lustige Schalksworte. Meine Befürchtung war: wo wird das Einhorn auf uns warten? Bis wir hinkommen, ist es in den tiefen Wald gegangen, da haben wir das Suchen und finden es nicht! Aber ich wollte doch brennend gern das Einhorn sehen, so wie eins in Gold über dem Eingang zur Apotheke in Nordhausen angebracht ist, mit einem langen spitzen Horn auf dem Brägen und Glotzaugen, dreimal so groß wie ein Dreier. —

Als wir dann um die hohe Mittagszeit vor dem Eingang der Höhle standen und warteten, bis der Führer mit Besuchern ans Tageslicht kam, blieb ich für mich abseits. Ich war innerlich zu erregt, um auch, wie die anderen, mich über die Butterbrote, die Bratwurst und den Kartoffelsalat zu stürzen, obwohl meine Mutter ihn so köstlich machte, wie ich ihn bis heute nicht wieder fand — aber alle Mütter haben ja für Söhne stets noch am besten gekocht!

Jetzt schlug die Hillebille an, um noch säumige Besucher heranzulocken. Das ist ein an dünnen Drähten freischwebendes Brett, welches mit einem Klöppel geschlagen, einen hellen, weit schwingenden Ton von sich gibt. Bei der Köhlerei habe ich's im Hohen Harze gesehen. So rufen die Köhler Hilfe zu brandfertigen Meilern und läuten Mittag und Abend.

Als wir dann wieder aus den dumpfen tropfenden Gängen und saalartigen Erweiterungen der Höhle

in ihrer grauen Nüchternheit herauskamen, war ich enttäuscht. Den Bauch der Erde hatte ich mir gruselig und voller Wunderlichkeiten vorgestellt, und was das Schlimmste war: vom Einhorn war keine Spur zu sehen gewesen. Nur einige Knochen lagen in einer Ecke aufgehäuft und besonders große waren auf einem Tisch ausgestellt. Der führende Mann hatte mich ausgelacht, als ich mir ein Herz nahm und fragte, wo denn nun das Einhorn wäre. Das war, soweit ich in meine früheste Jugend hineindenken kann, meine erste große Enttäuschung.

Still, ohne Gedanken und Teilnahme, stand ich da. Erst als wir die Gletschertöpfe besahen, die Eisstrudelmühlen, wie man sie auch nennen könnte, und der alte Bergführer erklärte, die Erde sei hier einst vor wer weiß wie viel Millionen Jahren eine Eiswüste gewesen, wachte ich auf und fragte, wo denn da die Menschen geblieben wären. Er antwortete: „Solch Kiekindiewelt! Ich habe das Erinnern daran verloren; möglich, daß ich mit den anderen Reißaus genommen habe, als die mächtigen Eisschollen sich über Äcker, Wiesen, Wälder und Berge vorschoben, bis dann die liebe Sonne alles wieder in Bewegung setzte und die Strudel begannen, solch einen Riesensteintopf auszuquirlen, daß man heutigen Tages noch das Geschiebe und Gedrehe wie Mammutschraubengewinde sieht.“

Inzwischen hatten sich noch andere Besucher am Schwarzfels eingefunden. Brüder und Schwester sprachen mit Mutter wieder tüchtig dem Essenkorbe zu; ich aber bestürmte Vater, was er denn zu dem

Gehörten und Gesehenen meine. Das ging noch so weiter, als wir von der Burg herab zum Wagen eilten und selbst auf der Heimfahrt: Sollte denn wirklich der Teufel die Turmhaube im Sturme abgedeckt haben, weil der König Heinrich nach Canossa ging? Aus den Antworten wurde ich erst recht nicht klug. Schließlich mußte ich mich damit abfinden: Es sei noch vieles kraus in der Welt. Laß erst wieder Kaiser einritt. Ein Bild davon hatte mein Vater mitwenn die schwarzen Raben nicht mehr um den Berg fliegen." „Wann fahren wir dort hin", fragte ich, und er sagte: „Wenn wir eine gute Ernte gehabt haben."

Der Vater hielt Wort, und eines Herbstsonntags saß ich wieder neben ihm auf dem Bock und durfte schon die Leinen halten. Der Mittags- und Verperkorb stand noch schwerer in der Kutsche, und die Braunen griffen aus, als könnten sie nicht schnell genug mit dem alten Barbarossa aus dem Kyffhäuser in die Güldene Aue zurückkutschieren. Ich habe ja dann als Neunzehnjähriger erlebt, wie es wieder einen Kaiser in Deutschland gab —, aber nicht so romantisch, wie ich es mir damals auf dem Bock ausdachte. Einen Bart, und sogar einen weißen, hatte der König Wilhelm ja auch, als er aus Frankreich kam und unter dem Siegestor in Berlin als Kaiser Barbarossa aus dem Kyffhäuser auferstehen, gebracht: der Bart war lange nicht so groß, daß er je durch eine steinerne Tischplatte hätte wachsen können, und dann trug Kaiser Wilhelm auch keine Krone mit Edelsteinen, sondern einen Helm mit

übergestülptem Federbusch. Er hatte auch keinen Purpurmantel mit goldgesticktem Saum, sondern einen blauen Uniformrock mit Ordensternen. Zu seiner Seite ritten viele Paladine, und der Pariser Einzugsmarsch soll gespielt worden sein. —

Als wir nach Kelbra kamen, spannte Vater aus und ließ mich zum ersten Male aus einem hohen steinernen Bierkrug trinken, daß ich Not hatte, den Deckel richtig an das rechte Ohr zu bringen. Solch Zeug, dachte ich, nennt man Bayrisch, deshalb so bitter wohl, weil die Bayern fuchswilde auf die „Saupreußen" sind, wie es mein Großvater erlebt haben will. Der wußte es; denn er war gegen Napoleon marschiert, die Bayern aber hatten bei Leipzig in der Völkerschlacht gegen ihn gefochten.

Mich hielt es nicht lange in der verschmauchten Wirtsstube, in der es noch mehr Bauern gab, die nun mit Vater über die niedrigen Kornpreise und die Wuchergewinne der Getreidejuden sprachen, von denen es in und um unsere Güldene Aue so viel gab, daß der Wirt meinte, sie säßen wie die Filzläus' paarweise zusammen und heckten immer neue Schnickereien gegen die Bauern aus, während der und jener mit ihnen schön tue.

Mutter und die Kleinen blieben auch in der Stube mit anderen Bäuerinnen, die von der Kirche gekommen waren, wo sie den Altar mit Feldfrüchten zum Erntedankfest geschmückt hatten. Jede wollte den größten Kürbis draufgelegt oder die stärkste Runkelrübe hergegeben haben. Und erst die Riesengarben, mit Körnern, wie die Erbsen so groß . . .!

Ich kümmerte mich auch nicht um das Vogelschießen und lief heidi! querbeet zum Waldberg, eine Schneise hinauf; denn, ehe die anderen kämen, wollte ich schon vom geheimnisvollen Hirtenknaben mit seinem Wunderhorn zum Bergeingang geführt und mit ein paar langen weißen Haaren aus Barbarossas Bart wieder herausgekommen sein. Aber — o weh! Bei so viel Abenteurerlust verstieg und verlief ich mich; es wurde schon schummrig als man mich schließlich müde und ausgehungert unter Geröll- und Mauertrümmern hervorzog. Die halbe Bauernjungenschaft von Kelbra war mit suchen gegangen, und ich bekam eine Tracht Prügel, die mir den Wunsch austrieb, vorzeitig die Kaiserherrlichkeit zu schauen; denn: „Alles — so rief der Vater bei jedem Haselgertenschlag — hat seine Zeit: Der Barbarossa kommt, der Barbarossa kommt, der Barbarossa ist da! Und jedesmal auf die dritte Silbe des Barbarossa zog er mir einen über, daß es man so zuckte, und ich zeitlebens diese Erziehungsstriemen spürte, wenn ich etwas ausgefressen hatte.

Das war der Kyffhäuser und die alte Kaiserherrlichkeit; nun zu den Mönchsbildern in Walkenried: Es war mein erster Schulausflug auf fünf Tage durch den Harz, womit die Osterferien anfingen. So standen wir Jungens am Morgen des ersten Tages vor dem großen Fenster am Portal und vor den aufragenden Chormauern der Klosterkirche. Wir kamen durch die noch erhaltenen Kreuzgänge und die Kapelle. Wo die Tür aus dem ehemaligen Speisesaal in den Kreuzgang führt, war in den Knauf

einer der Kreuzrippen ein Affe eingemeißelt, der vor übermäßigem Trunk warnen sollte. Es mag eher eine Ermunterung gewesen sein; denn der Küster der nahen protestantischen Kirche erzählte Dinge vom Prassen und Saufen der Mönche, von ihren Roheiten, Grausamkeiten und Verbrechen an unschuldigen Opfern, denen ihre Habe und letzten Güter abgetrotzt wurden, daß wir uns diese saufrommen Kerle herbeiwünschten, sie heutigen Tages noch gründlich zu verwalken. Da ist der Kapitelsaal, als Kapelle hergerichtet, mit seinem kunstvollen, im Palmenstil gehaltenen Deckengewölbe, und das reich geschnitzte und bemalte Grabdenkmal des letzten Grafen von Hohenstein. Am meisten Spaß machten uns Jungens die „Stehsitze" an den Wänden, welche die Mönche bei langdauernden Gerichtssitzungen und anderen Feierlichkeiten benutzten und so den Laien vortäuschten, sie ständen, während sie doch gemütlich saßen und die Arme auf hohe Lehnen stützten. Selbst in solchen Dingen suchte diese Welt sich anders zu geben, als sie ist, und so wird es bleiben, bis man sie gründlich durchleuchtet. Ein viereckiger Steinsarg mit der runden Höhlung für den Kopf soll die Gebeine der frommen Stifterin des Klosters, der Gräfin Adelheid von Klettenberg beherbergt haben, den barbarischen Fluch gegen jeden auf den Lippen, der je dem Kloster Böses antäte: „Wenn jemand, es sey wes Ständes und Würden er will, meine Stiftung und das, was ich von meinem Vermögen aus Devotion Gotte, und unserem Herrn Jesu Christo und allen Heiligen gewidmet, zu

schwächen oder gar zu destruiren suchen würde, dessen Nahme sey aus dem Buche des Lebens vertilget, und sey allen Versuchungen, mit welchen Gott den Pharao geplaget, unterworffen. Verflucht sey er in seiner Wohnung, und niemals wohne ein Gerechter bey ihm. Gott werfe ihn aus seinem Eigentum, und geben solches seinen Feinden; sein Theil aber sey bei dem Verräther Juda und sein Behältniss bey Datthan und Abiram; seine Äcker werden wie Sodom, und das schweflichte Feuer verderbe sein Haus wie Gomorra. Verflucht sey ..." So geht es eine lange Weile noch fort. Es rührte aber den Anführer in seinem Eifer nicht, Bauernsturm zu blasen. Nachkommen von ihm und seinen Genossen im Bauernheere, die mit weinroten Gesichtern und lallendem Hohnlachen das Seil im langen Zuge zogen und zerrten, bis der Turm wankte und das Kirchendach durchschlug, Geraubtes zurückholten, leben noch heute mit wohlklingenden Namen als Bürger und Bauern, ja in Amt und Würden unter uns. Für die Missetat jener Bauernhorden, die mit dem Gefühl der Vergeltung, einer großen Abrechnung über die Klostermauern dahinschwärmten, Folianten in den Kot traten und plünderten, was noch begehrenswert war, sind die verantwortlich, die dem Bauern Freiheit, Äcker, Hof und Wohlstand nahmen! Unter diesen war im Kloster der findige Kopf, der die vergitterte Tür des Verließes am Speisesaal anbrachte, das rauschende Wasser leitete, die kleine Kapelle mit dem Falltürboden und der grausigen Tiefe darunter anlegte, aus der vor Jahren ebenso

wie aus dem Todesschacht des Regensteins Kleiderreste und Gebeine herausgegraben wurden. Die Ritter auf dem Felsenneste schlugen wenigstens ihr Leben in die Schanze für ihr Raubrittertum; jene Brüder aber wußten selbst das Coelibat in sinnenloser Willkür auszuschlachten. — Ich habe in späteren Jahren noch zweimal, wenn ich nach Hause zu Besuch kam, Liebhabern beim Besuch der Klosterruine selbst den Erklärer abgegeben, um heute ausführlich darüber zu berichten, was damals dem Knaben nur teilweise bewußt wurde.

Unser Lehrer war ein älterer Mann, der seine Freizeit benutzte und den Spuren von Sage und Geschichte in und um den Harz nachging. Er führte uns Wege abseits der von Harzbesuchern begangenen Straßen. An überwachsenen Einschnitten entdeckte er auf hervortretenden Steinen die Radspuren urältester Zeit und zeigte uns, daß es sich um Spuren einachsiger Karrenwagen handelte, die den Verkehr quer über den Harz von Nordhausen nach Harzburg mit Abzweigung nach Goslar vermittelten. Der gute Timme konnte dann fast feierlich werden. Er sah ganze Karrenzüge mit Eselbespannung, sah Schweineherden treiben, und Könige und Kaiser mit lieblichen Prinzessinnen in bequemen Sänften reisen. Einmal sei es der König Heinrich IV. gewesen, nach dem der frühere „Heidenstieg“ benannt sei. Die Canossageschichte könne beiläufig als aufgelegter Mönchsschwindel gelten, um die Kaisermacht zu schmälern. Nie habe der herrische König

barfuß im Schnee gestanden. Auch die Sache mit der Abendmahlsprobe habe ihre Bedenken.

Wir Jungens stießen uns an und warteten, was nun kommen werde. „Ja," sagte unser Backelmeister, „dat hätt' den schwarzen Herrschaften passen mögen! Oewer der dütsche Künnig wär' nech so tumm g'west, die ihm zugedachte Hälfte der Hostie zu verzehren, um seine Schuld in einem plötzlichen Tode zu erbringen, damit — wie es auch noch unverfroren hieß — die Welt schnell und sicher von diesem Ärgernis befreit sei! Der Heilige Vater konnte während dess' schmunzelnd mit frommem Augenaufschlag das nicht vergiftete Hostienstück in Andacht essen! — Heinrich bedankte sich schönstens!" — Da lachten wir und mich packte die... Wut, als wir hörten, daß aller Bosheit die Krone aufgesetzt wurde, von Kanzeln in Hirtenbriefen künden zu lassen: König Heinrich IV. habe nicht die Abendmahlsprobe gewagt, weil er von seiner Schuld niedergeworfen sei! Den ganzen Tag waren wir voller Begeisterung für den König, der nicht auf den Leim gegangen war. Ich erinnere mich all dessen, weil in diesen Erlebnissen die Grundlagen zu sehen sind, ein Leben lang für Deutschland gegen Lüge und Verrat zu denken und zu arbeiten. So berühre ich auch nur noch Eindrücke, die nachhaltig in ähnlicher Weise wirkten.

Im Eisenwerk „Rotehütte" durften wir Hochofen und Gebläse aus unmittelbarster Nähe besehen. Die Dampfpfeife blies Mittag, und der Werkmeister meinte zu Timme: „Die Jungens werden wir mit

beköstigen!" Das war was für mich! Wir saßen im schwarzen Schuppen oder davor auf alten Eisenbrocken zwischen den Schürern und Bedienern der Hähne und Ablaßventile für den Eisenfluß, wenn er gar ist, und die Schlackenansätze abgeräumt sind. Einer mit schwarz eingebranntem Gesicht hatte nur drei Finger an einer Hand. Wer Bekanntschaft mit der heißen Eisenbrühe macht und bei Beseitigung einer Hemmung den kleinen Finger bietet, dem nimmt es noch den zweiten und dritten Finger, am liebsten die ganze Hand. Die Arbeitskollegen nannten den Mann „Bismarck". Es war auch eine gewisse Ähnlichkeit vorhanden. Bisher hatte ich gedacht, nur der Bauer sei etwas wert auf der Welt, nun aber bekam ich höllischen Respekt vor den Männern an Esse und Eisenhammer. Auch die Glashütte zu Braunlage mit dem Glutofen — diesem Hafen zum Schmelzen der Kiesel und allen den geheimnisvollen Zutaten und Ingredienzien — hatte es mir angetan. Wie diese Glasmacher durch ein Eisenrohr blasen, die Backen plustern, daß die Augen nur so aus dem Kopfe puhlen! Auch ein Stück Schweißarbeit, die lange nicht genug gelohnt wird, wie Lehrer Timme feststellte. Es gab damals nichts, gar nichts, was die ausgedienten und dann meist lungenkrank gewordenen Bläser im Alter oder bei Krankheit schützte.

Zerklüftet ist das Städtchen Andreasberg. Biegt man um eine Ecke, so erschließt sich immer noch ein Tal mit verräucherten Arbeiterhäusern in kleinen Gärten. Der Weg bergab dehnte sich recht weit hin, bis wir das Pochwerk mit der Silbererzwäsche er-

reichten. Fort und fort schlug die Glocke in Pausen von einigen Sekunden abwechselnd einen tiefen und einen hellen Ton, um anzuzeigen, wann die Bergleute im 900 Meter tiefen Samsonschacht an der beweglichen Leiterkunst von der einen zur anderen Seite überzutreten hätten. Es war ein ewiges Kommen und Gehen dieser genügsamen Männer mit harten Gesichtern, um die der Schwalm des Grubenlämpchens zog. Für andere heben sie aus dem Bauch der Erde Schätze und haben selbst gerade nur soviel, um nicht mit ihrer zahlreichen Familie zu verhungern. Ich bettelte einen am mechanischen Modell alles erklärenden Obersteiger darum, mich einfahren zu lassen. Er sagte: „Werde Bergmann, dann hast du das Vergnügen, und wenn dich nicht die unterirdischen Wetter erwischen, du nicht mal fehl trittst oder dich Gesteinsmassen begraben, dann kannst du dabei alt und kümmerlich werden!" Timme drängte abzurücken, aber ich bestaunte wortlos diese Leute, die in die Erde fuhren und auf viele Stunden immer wieder und wieder das Sonnenlicht, Wind und Wolken entbehrten. Da erst wußte ich von dem Glück, meines Vaters Kühe hüten zu dürfen, was mir manchmal langweilig vorgekommen war, wenn nicht wandernde Handwerksburschen auf der Heerstraße von Erfurt nach Kassel vorbeizogen. Ich hielt sie dann an, um Äpfel und trockenes Brot mit ihnen zu teilen, nur, damit sie mir erzählten, wie es woanders aussehe, woher sie kämen und wohin sie gingen. Diese Steckenträger mit dürftigem Ranzen waren alle Habenichtse, aber guten Mutes

und frohen Sinnes. Jetzt wußte ich's; froh und munter, das konnten jene Wanderburschen in der reinen Gottesnatur auch sein. Diese unter Tage arbeitenden Männer aber — „aus dem Schacht in den Schacht" — „aus dem Schacht in den Schacht" — war es ein Wunder, daß ihre Gesichter hart und abgezehrt waren?

Die Glocke hörte ich noch nach Stunden diese Worte in mein Ohr hämmern. Was aber hatte einer von den Bergleuten gesagt, als ich auch ihn anquängelte, mich mit hinunterzunehmen: „Junge, lies den ‚Taucher' vom Schiller!" Wir kannten ihn aus der Schulstunde noch nicht und in unserem Hause gab es nur Bibel, Gesangbuch, Katechismus und den Schwarzburg-Sonderhäuser Hauskalender, den ein Hausierer jährlich einmal hineinschmuggelte. Die Geschichten und Verse darin wußte ich auswendig, wie ich auch ein Lesebuch nicht mehr brauchte; denn ich sagte alles daraus her, als hätte ich's geschrieben. Also stellte Schulmeister Timme sich hin auf den Grubenplatz und deklamierte den „Taucher", daß sich ein ganzer Kreis von Bergleuten um uns versammelte. Aber bei den Worten: „Und der Mensch versuche die Götter nicht und begehre nimmer und nimmer zu schauen, was sie gnädig bedecken mit Nacht und mit Grauen", nahm er mich am Grips, und trab ging es nun mit uns nach Lauterberg hinunter. Am gleichen Abend noch war die erste Harzreise, viel zu zeitig, beendet.

Nun mußte ich mich mit Kirmeß- und Vogelschießenausflügen begnügen, wenn wir Jungens

nicht Soldaten spielten und die Düppler Schanzen stürmten, Hörupaff einnahmen und nach Alsen übersetzten, wobei der Dorfteichrand von den Dänen verteidigt wurde, bis sie reißaus nehmen mußten; denn wir liefen um das Ufer herum, wenn uns die Geschichte zu dumm wurde. Die Heldentat des Pioniers Klinke wurde aber von uns einmal echt nachgeahmt. Wir hatten einen Sack mit trockenem Laub an eine Scheunenwand gelegt, und ich sprang mit brennender Lunte heran und ließ ihn in Flammen aufgehen. Gerade als das „Hurra" der Unsrigen im Sturm mit Holzbajonetten losbrach, trat doch der Gemeindeschulze aus dem Scheunentor heraus, und zerstoben war die Papa-Wrangel-Garde der Düppeler Schanzen; denn ein heiliges Donnerwetter jagte uns Bengels auseinander, und der Ortsgewaltige mußte selbst den glimmenden Sack des Pioniers austreten.

An den langen Winterabenden mußte das Kasperletheater herhalten, mit dem meine Kameraden und ich von Stube zu Stube wanderten, um die Spinngemeinschaften zu unterhalten. Ich hatte mir eine Bergmannstragödie ausgedacht und mit meinen Schwestern die Puppen dazu hergestellt. Da war der alte Jude, der nicht genug Silber bekommen konnte, der Bergwerksbesitzer, der für sich die Bergarbeiter bei dünner Mehlsuppe hielt und die arme Bergmannsfrau, die ihren abgestürzten Mann unter vielen Tränen begrub. Der Pastor hielt die Leichenrede, der Jude lachte sich ins Fäustchen, der Direktor aber stand steif dabei und sagte zum Schluß

zu ihm mit halbem Vorwurf: „Wieder mal einer!" Wir trugen das alles so naturalistisch vor, daß durch die Spinnstube ein Schluchzen ging. Hatten wir Bengels es unter meiner Anführung soweit gebracht, dann lachten wir uns eins, daß die Bäuerin mal schalt: „Ihr kommt mir nicht mehr mit. Erst werdet ihr uns zum Plärren bringen und dann lacht ihr uns aus! Schämt euch, ihr frivolen Malefiz-Gaukler!" —

O, mir war es viel ernster um diese Theatermacherei, nur wollte ich's mir nicht so merken lassen. Die Sehnsucht, für diese Menschen einmal einzutreten, war durch den Samsonschacht zu St. Andreasberg geweckt. Dazu gehörte aber, daß ich mich schon frühzeitig umsah unter anderen Leuten, fremde Landschaftsbilder, Trachten, Sprecharten und Gewohnheiten in den verschiedenen Ländern kennen lernte. Mit der Zeit war reichlich Gelegenheit dafür; denn auch in unserer Ecke redeten die verschiedenen buntgestreiften Schlagbäume die Sprache der auf ihre Gerechtsame und Untertanen versessenen Duodezfürsten und königlichen Herren. Eine Anzahl Dörfer der Nachbarschaft gehörten zu verschiedenen deutschen Staaten. Nicht weit entfernt grenzte an unser thüringisches Gebiet das ehemalige Kurfürstentum Mainz mit ausgesprochen katholischer Bevölkerung, während wir protestantisch waren. Ich bestaunte die Bewohner des Eichsfeldes, da sie ein Wandervölkchen waren, das den Hausierhandel betrieb und weit herum kam. Die Leute nahmen auch jede Arbeitsgelegenheit wahr und zogen selbst zur Rübenkampagne in die Magdeburger Göhrde.

Ich ließ mir gern erzählen, besonders vom fernen Ost- und Westpreußen, wo angrenzend an die weiten Wälder und Seen die Russen und die Kaschuben hausen sollten, die ich mir mit breitem Mund vorstellte, durch den unter dem zottigen schwarzen Schnurrbart ein breites Messer gezogen war. Irgendwo hatte ich mal so ein Bild gesehen. Daß die Menschen dort oben besonders höflich und gastfrei sein können, habe ich später erfahren; aber frage einer, wie Jugendvorstellungen zustande kommen und bei Menschen, auch wenn sie älter und vernünftiger geworden sein sollten, haften bleiben, unbelehrbar wie sie sind!

Ein Onkel von mir wohnte in Ungarn. Er war dahin ausgewandert, kam zum Besuch und warf mit madjarischen Brocken um sich, die wir vergeblich nachzusprechen suchten. Was mich besonders fesselte, war, daß dort in der weiten Ebene unabsehbare glatte Weizenfelder in dicken Körnerähren stünden. Meine früheste Kindheitserinnerung war ein im Winde wogendes reifes Kornfeld, das schon am nächsten Hang aufhörte; nun sollten diese Weizenflächen unabsehbar sein? Das war der Inbegriff aller Bauernsehnsucht, und ich verstand es, daß einige junge Bauernsöhne und Mädels auch dorthin auswanderten.

Mehrere Handwerker in Sollstedt, in deren Werkstatt ich öfter saß und die Beine von einem Tisch oder vom Amboß herabbaumeln ließ, waren in der Fremde gewesen. Die mußten erzählen. Da war auch unser Nachbar Demme, nicht Timme, der hatte

den 1848er Badischen Feldzug unter dem Prinzen Wilhelm von Preußen mitgemacht — demselben Prinzen, der mal als Kutscher Lehmann, auf dem Bock sitzend, fliehen mußte. Vielleicht daß ich in späteren Kapiteln noch Näheres davon verrate. Demme schien kaum mit dem Herzen den Püster gegen die Aufständischen geführt zu haben und war kein Held bei der Belagerung von Rastatt, wo der Leutnant des 36. preußischen Infanterieregiments Otto von Corvin als Generalstabschef kommandierte, dann aber, gefangen genommen, füsiliert werden sollte. Schließlich kam er mit blauem Auge und Festungshaft davon. Ein höllischer Kerl, dieser Leutnant, der sein Monokel einklemmte und die Richter frei ansah, obschon sie doch das Todesurteil bereithielten und zu verstehen gaben, er sollte sein Gewissen entlasten und die weiteren Rädelsführer nennen. — „Ein verflitschter Kerl, dieser Rabe von einem Leutnant, der auch bei mittelalterlichen Daumschrauben, spanischen Reitern und eiserner Jungfrau nichts ausgesagt hätte“, urteilte Demme, der als Posten zu seiner Bewachung beim Kriegsgericht dabei gewesen war. Den hohen Lederhelm mit einer Spitze hatte er aus dem Kommiß mitgenommen, und ich durfte ihn mir aufsetzen, das einzige Mal im Leben, daß ich die Pickelhaube getragen habe.

Der Vater eines meiner Altersgenossen war der Kirchendiener Wenzel. Er gab mir Missionsblätter mit Landkarten aus Afrika. Nun stand ich vor der Frage: soll ich Handwerker werden, um auch durch Deutschland auf Schusters Rappen zu wandern, oder

Missionar unter den Wilden, um über das Meer zu fahren?

Da brannten in Wulfingerode, in der Gegend vom Lauterberg, eine Reihe von Gehöften ab, auch das eines Verwandten. Mein Vater spannte an und brachte Hilfe. Ich sah das Elend und sagte mir: Nicht draußen in der Welt helfen, nein im Vaterlande bleiben und für die Deutschen arbeiten und sorgen! So freute ich mich und war stolz, daß wir Bäume und Bauholz mit unserem Gespann zum Neubau herbeischafften. Ich blieb unterwegs beim Großvater Seidenstücker, der mich in die Harzberge zu seinen Meilern mitschickte. Da half ich, die gargebrannten Hölzer mitabräumen und bekam auch dicke Holzpantinen. Wenn man damit über die glühend heißen Holzkohlen lief, dann klimperte es wie ein gläsernes Glockenwerk. Abends saß ich mit den schwarzen Gesellen in der runden Pfahlhütte, vor uns in der Mitte das Feuer mit dem Kessel voll Köhlersuppe-Rindertalg, Schwarzbrotstücke und Wassei — darüber das Abzugsloch, überdacht von einem pilzartigen Erdplacken. Da erzählte man mir, wie es mal einen Köhler im 30jährigen Kriege gegeben habe, dem hätte die Soldateska seine Frau ausgespannt und mitgeschleppt. Er nahm sich ein Weib aus dem Dorf, um sein Haus in Ordnung zu halten, wenn er die Woche über im Meilerwalde war. Als er eines Sonnabends heimkam, setzte ihm die Alte eine Suppe vor, die widerwärtig roch. Er sah auf und bemerkte im Gesicht der Frau einen Ausdruck, der ihm nicht gefallen wollte. In plötzli-

cher Aufwallung zog er das Weib an den Teller und zwang es zum Suppen. Kaum hatte sie zehn bis zwölf Löffel genommen, wurde ihr übel und tot war sie. „Jo, so wat giwt' t ok!“ und der alte Köhler sang:

Das Köhlerlied

Geht's wieder mal auf diese Welt,
nur Köhler will ich sein. —
Der Köhler ist ein ganzer Held
vom Kopf bis ins Gebein.
Schwarz das Geschäft und schwarz die Glut,
drei Rabenfedern schwarz am Hut,
was soll ihm da der falsche Prunk,
er hat mit sich und Gott genug.
Juchei, juchei,
die Köhlerei!

Frühmorgens, eh' die Sonne lacht
und eh' der Hahn noch kräht,
ist just die Lohe aufgewacht,
schwarz ihre Fahne weht.
Schwarz das Gesicht und schwarz die Schnut,
drei Rabenfedern schwarz am Hut;
was soll ihm da der falsche Prunk,
er hat mit sich und Gott genung.
Juchei, juchei,
die Köhlerei!

Ostern 1866 sollte ich nach der Konfirmation, auf die mich mein Lesehunger eigenartig vorbereitet hatte, aus dem Haus. Wo ich nämlich nur Bücher witterte, da pürschte ich mich heran. So fand ich eines Nachmittags in der Schulstube den Schrank offen und entdeckte zwei Reihen Bücher mit Lederrücken. Ich hatte gerade einen Band mit dem Titel „Ein Zweikampf im Finstern" erwischt, als Lehrer Timme die leere Schulstube betrat. „Zeig mal her, August Pflug! — Wenn du das Buch ganz sauber wieder bringst und für das Buch jedesmal zwei Pfennig Leihgebühr bezahlst, darfst du alle Bücher im Schrank nach und nach lesen. Ich halte den Schrank in Verwahrung, weil Bücher beschmutzt oder gar nicht zurückkamen; denn die Jungs gaben sie weiter, und niemand wußte, wo sie geblieben waren! Ein Buch fand ich mal in der Jauche!" — So eindringlich belehrt, bin ich stets mit Büchern sorgsam umgegangen, gewöhnte mir Ordnung an, Ehrfurcht vor Bücherschätzen, gewann die erste bibliothekarische Übersicht und legte auch den Grund zur Liebe für die Statistik, in der ich später Meister wurde. Zu Information suchenden Dezernenten sagte man dann immer: „Gehen Sie nur zum Geheimsekretär Dr. Pflug, der weiß das aus dem ff!" — Bekam ich ein zerrissenes Buch in die Hand, so suchte ich es, so gut es ging, zu verkleben, zu heften und zu reinigen. Dann erst las ich darin.

Durch Verheiratung einer Tochter war ein älteres Ehepaar mit nach Sollstedt gezogen, das hatte vom Vater, der Geistlicher gewesen war, eine Bibliothek

geerbt. Hier wollte es mein Glück, daß ich bei einer Bestellung im Zimmer, wo ich warten mußte, die stattlichen Bücherreihen ausgerichtet stehen sah. Auch da griff ich nach einem Bande. Es waren Predigten. Auf meine Bitte durfte ich diese mit nach Hause nehmen und beim Wiederbringen andere Bücher holen. An Winterabenden, wenn mein Vater auf der Pritsche lag, Mutter und die Mädels am Spinnrad saßen, hielt ich meine Predigten so klar und laut, daß ich das Surren der Räder übertönte. Ich habe das nicht bereuen brauchen; denn nie vergaß ich später im Amt deutlich und laut zu sprechen. Nichts verärgert mehr, als wenn ein Vortragender für sich allein in den Bart nuschelt. Das konnte übrigens auch Bismarck für den Tod nicht leiden.

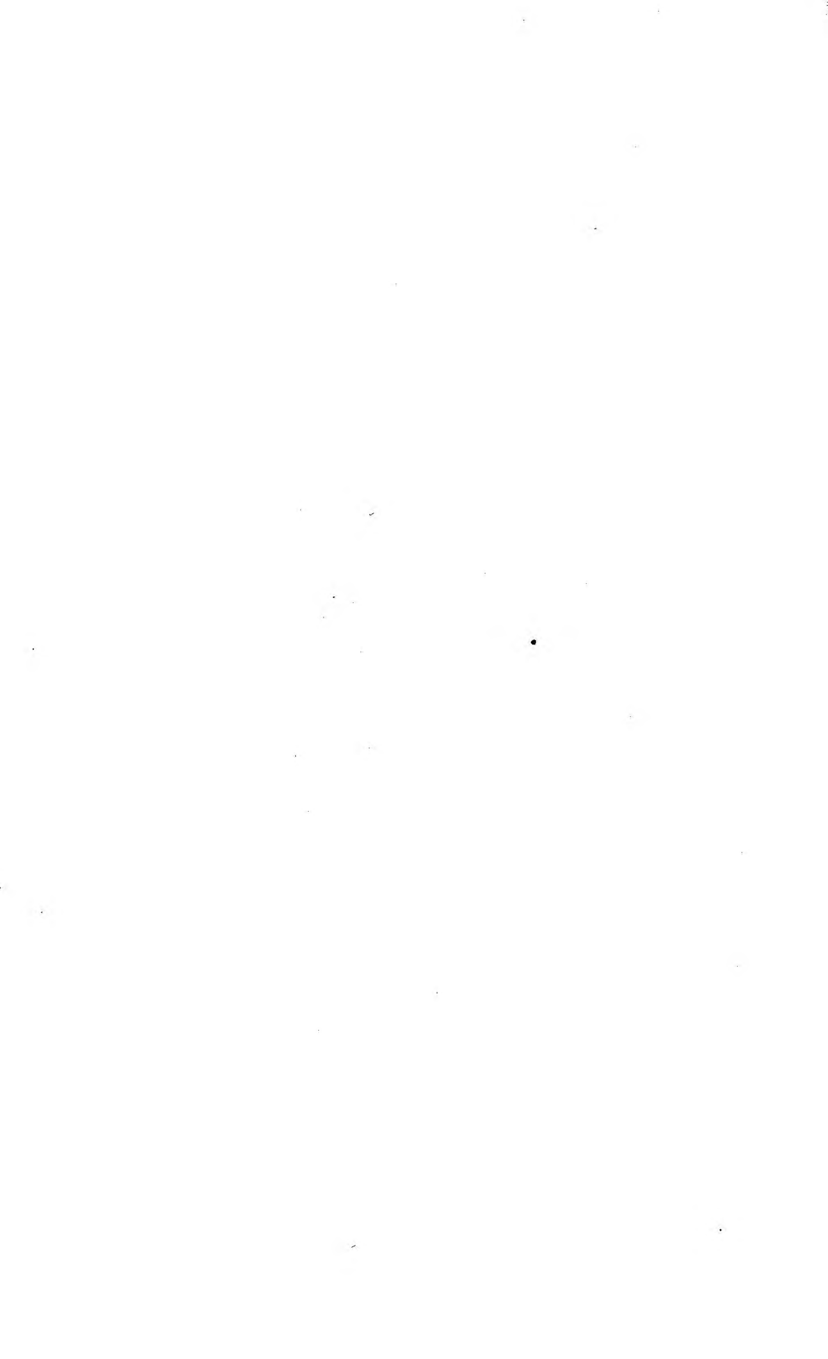
Unser Pastor kontrollierte, ob jeder von uns Konfirmanden im Gottesdienst war, indem er von allen ein Referat seiner Predigt forderte. Meine Ausarbeitungen fielen durch ihre Gründlichkeit so auf, daß er an Hand dieser die Predigten noch einmal durchging. Ja, er legte meinem Vater nahe, mich Theologie studieren zu lassen, er würde mich in den alten Sprachen unentgeltlich vorbereiten. Da kam er schlecht an; denn mein Vater war ein so versessener Landwirt, daß er auch mich zu einem guten Bauern erziehen wollte. Später habe ich aber doch Nutzen von meiner sonderbaren Predigt-Liebhaberei gehabt; denn bei den damals auftauchenden religiösen Fragen in der „Christlich sozialen Arbeiterpartei" des Hofpredigers Stöcker, in den einzelnen Wellen des Falck-Bismarckschen Kirchenstreits und überhaupt

im geistigen Fortschritt konnte ich, theologisch orientiert, mitreden. Ich hatte auch bald heraus, wie die Paulus-Anhänger mit Wasser kochten, das man leicht verschütten konnte, wenn man dagegen sein deutsches Empfinden sprechen ließ.

Schließlich aber hatten wenigstens meine geistliche Belesenheit und der Zuspruch des Pastors es durchgesetzt, daß ich zwar nicht auf das Gymnasium, wohl aber auf die Realschule I. Ordnung in der ehemaligen Reichsstadt Nordhausen kam. Da ich bei meinen 14 Jahren viel nachzuholen hatte, mußte ich in der Sexta beginnen. In mir aufgezwungener Selbstdisziplin entsagte ich dem Spielen und Bücherlesen und befolgte den strengen Grundsatz, jeden Tag ein bestimmtes Pensum durchzuarbeiten, so daß ich bald weiter im Lehrstoff war als meine Mitschüler. Schwer wurde es mir, der Verlockung zu trotzen, da ich mit ansehen mußte, welche für mich wichtigen Bücher aus der Schulbibliothek entliehen wurden, voran Humboldts Werk und die Klassiker.

Von Nordhausen, das selbst alte sehenswerte Bauten und Erinnerungen an eine glanzvolle mittelalterliche Geschichte besaß, machte ich die üblichen Ausflüge, Turn- und Wanderfahrten nach Sondershausen, Walkenried, Kyffhäuser, Mühlhausen, Goldene Aue, ins Werratal, nach Thüringen und in den Hohen Harz. Keine Wanderung blieb aber — bei dem mehr gewöhnlichen Trott — in meinem Gedächtnis so haften, wie meine erste Wanderreise mit Lehrer Timme, der ein ernster Studierer an sich selbst und seiner Welt in Gesinn und Gesipp war,

ein Mann, den man einen Vorgänger im deutschen Sozialismus nennen könnte. Von der Ehre des alten seßhaften Bauernschlages der Güldenen Aue ausgehend, hatte in ihm das volkhafte Mitgefühl auch für die in Fabriken, am Webstuhl, im Handwerk am Lebensgenusse Darbenden Wurzel geschlagen. Eine unbezähmbare Sehnsucht nach einem geeinigten großen deutschen Vaterlande beherrschte diesen Dorfschulmeister. Solchen Nachruf bin ich ihm schuldig, der verdient hätte, rechtzeitig in einen größeren Wirkungskreis gesetzt und weit gesehen und gehört zu werden. Nicht alle, die das gelbe Rohr führen, sind wie er, und ich wünschte, daß man einst auch von mir das sagen könnte, was Bernhard Timme, hoch in den 70ern, über sein Grab hinaus verdient. Er, ein Vorausdenker des Harzer Geschichts- und Altertumsvereins und des Harzklubs, starb, als um unsere alte Sollstedter Schule die dichten Fliederbüsche ihren berauschenden Duft ausströmten, die Finken ihr Liebes- und Streitlied anschlugen, in dem Jahre, da die deutschen Stämme darangingen, mit Blut und Eisen aus Frankreich sich ihre Einigkeit unter dem Reichsschmied zu holen. Vorgedacht hat Timme diese Einheit in der Vielheit, leider aber nicht mehr erlebt!



II. BEI Dr. KRENZLIN IN NORDHAUSEN

„Was der Mensch will, das kann er." Diesen Kraftausspruch forderte unser Ordinarius, Dr. Krenzlin, der mit Eifer auch Turnunterricht erteilte, einem meiner Mitschüler, Fritz Müller, heraus, als ihm, einem der besten Turner, der Längssprung über das Pferd nicht auf Anhieb gelingen wollte. „Was der Mensch will, das kann er!" rief Fritz kurz vor dem Anlauf, da schaffte er es glänzend und spornte uns alle zur Nacheiferung an. Es ist mein Wahl- und Wehrspruch durchs Leben geblieben, wenn ich vor besondere Aufgaben gestellt war.

Dr. Krenzlin machte sich auch in der Bürgerschaft um die Wiederaufnahme der Turnerei durch Gründung des Männerturnvereins und Grundsteinlegung der Turnhalle verdient, als Kaiser Wilhelm I. das Turnen für alle Volksschichten freigab; wurde doch nicht nur Friedrich Ludwig Jahn persönlich als Demokrat in reaktionärer Zeit nach 1819 verfolgt, sondern auch sämtliche Turnplätze in Deutschland und so auch der im Gehege zu Nordhausen wegen demokratischer Umtriebe gesperrt. Die Jahn-Herrlichkeit hatte nur von 1817—1819 gedauert. Jahre vergingen, bevor Sperre und Verfolgung nachließen. Nach einem Erlaß beim Regierungsantritt Friedrich

Wilhelms IV. trat für Preußen turnerische Freiheit wenigstens auf den höheren Schulen ein. Professor Krenzlin opferte Zeit und Kraft für die körperliche Ertüchtigung, wie er auch bemüht war, unseres Schule als Realgymnasium die Gleichstellung mit den Gymnasien zu verschaffen; denn sie hatte mit Feindschaft und Mißgunst, ja um ihre Existenz zu kämpfen. Der Zweigverein der sog. „Deutschen Realschulmänner" wurde von ihm gegründet.

Das weitaus Ehrvollste an unserm tüchtigen Dr. Krenzlin aber war, daß er bei seiner hohen Begabung nie erlahmte, uns Schülern ein treusorgender Geber zu sein, weit über die Lehrfächer hinaus. Er trat dem einzelnen Schüler und mir besonders nahe und behandelte jeden mit väterlichem Wohlwollen. Er hatte eine eigene Methode, irre gegangene Schüler wieder auf den rechten Weg zu bringen, wirkte durch sein persönliches Beispiel und zeichnete in großer Linie unsere vaterländischen Persönlichkeiten, wie Jahn, Arndt, Fichte, Scharnhorst, Gneisenau, um sie als Vorbilder hinzustellen und damit jeden Eigennutz und Eigentrotz zu beschämen. Andererseits verstand er die Lebensfreude der Jungens. Ihre Späße, Neckereien, ihre Sonderlichkeiten und Abnormitäten suchte er auf seelische Veranlagung zurückzuführen und gab keinen verloren.

Von diesem gewissenhaften Lehrer höherer Schule übernahm ich für mein eigenes Leben, für die Beurteilung von Menschen, mit denen ich zusammentraf oder auf die ich angewiesen war, das, was mir der einfachere Volksgeist in einem Bernward Timme

nicht geben konnte. Von Krenzlin lernte ich auch, für Staat und Gemeinschaft das Letzte herzugeben und nie einen Entschluß, den die Öffentlichkeit brauchte, etwa deshalb nicht auszuführen, weil er mich der Gefahr der Verkennung, der Berufsschädigung oder der Verfolgung aussetzen konnte. Nicht reden, sondern alles handelnd angreifen, was deutsche Ehre und Männlichkeit verlangt! Krenzlin wurde für mich der begeisterte Künder sozialvölkischer Freiheit und der deutschen Einheit im Fichteschen Sinne auch eines entschiedenen Weisers zur „Glückseligkeit" in uns und durch uns aus göttlichem Bewußtsein in übergroßer Güte und Barmherzigkeit des Vaters. Danach richtete sich vollends mein religiös angeregtes Gemüt, Wesen und Inhalt der Gläubigkeit über Form und Fassung der Kirche hinweg: ich folgte Krenzlin aber darin nicht, mich später etwa als Kirchenvorstand in unerquicklichen Diskussionen zu zerreiben; denn über kurz oder lang müßten sich — das war schon als Studiker meine Ansicht — die Dogmenkämpfe leer laufen, wenn wir erst die politische deutsche Einigkeit besäßen, die wir in Nordhausen an Hand der Schlachten-Bulletins fiebernd ersehnten und bald erlebten.

Nie werde ich es vergessen, wie in das Klassenzimmer der Jubel vom Markt und von engen Gassen hinaufdrang; „Napoleon gefangen! 176 000 Gefangene, viele Kanonen in der Schlacht bei Sedan erbeutet!" Wir klappten mit Tintenfaßdeckeln, trampelten, sprangen auf die Pulte und stürmten Krenzlin, als wäre er die Festung, und wir Feld-

marschall Graf von Moltke und die Preußen? Das war noch anders am Abend des 3. Juli 1866 bei der Verkündigung des Sieges von Königgrätz. Da beengte die Freude ein herbes Brudergefühl. Erst als Bismarck dem Vorsturm gegen Wien in gerechter Mäßigung — ob auch in weiter Vorausschau deutscher Zukunft richtig, sei dahingestellt — Einhalt gebot, kam, soweit ich mich entsinne, eine gewisse Entspannung in Nordhausen und bei unserem Krenzlin. Wir fühlten zu nahe die Hannoveraner und ihre Niederlage bei Langensalza mit, die übrigens durch einen Seidenstricker mit herbeigeführt worden war, der auf dem Felde ackernd, der hannoverschen Vorhut gesagt hatte, die Wälder geradeaus steckten voller Preußen, während dort nur einige Gendarmen zur Irreführung hin- und herreiten mußten!

Den Einzug in Paris und die Kaiserproklamation erlebten wir im Hochgefühl deutscher Kraft und Einigkeit. Nun war die Zeit für die entflammte Jugend gekommen, sich mit Herz und Hand dem großen Auf- und Ausbau des deutschen Kaiserreiches zu widmen. Mich hielt es nicht bis zur Abschlußprüfung auf der Schulbank, sondern bei meinem vorgeschrittenen Alter schlug ich eine mir offenstehende und zusagende Karriere ein.

Noch einen Ausspruch führte Krenzlin im Munde und meinte es damit genau, der hieß: „Was du tun willst, das tue gleich!“ — Wie oft habe ich es später erfahren, daß, wenn ich dieser Lebensregel folgte, ich recht beraten war und recht tat. Zögerte ich aber

und dachte: „Erst wägen, dann wagen!" So war oft der beste Zeitpunkt vertan! Genau so lasse man auch stets den ersten Entwurf einer Niederschrift, eines Gesetzentwurfes gelten, weil die ursprüngliche Eingebung und Lenkung der Gedanken unbeeinflußt ist von dem Wenn und Aber, die wohl den Verstand, die Klugheit und Vorsicht leiten, Schädigung fernhalten, doch den genialen Wurf übertölpeln und nur zu oft alles vereiteln. Der altpreußische, von der Armee übernommene Grundsatz: „Ein Vergreifen in der Wahl der Mittel ist weniger zu ahnden, als nichts zu unternehmen!" hat seine volle Berechtigung und schafft verantwortungsfreudige Männer, Draufgänger und keine feigen, nach Gunst schielenden, engbrüstigen Gesellen, die sich nach oben Liebkind machen und nur in Augendienerei etwas leisten; nach unten aber treten! So bin ich meine Tage ein Ehrlicher gewesen, manchmal ein Unbequemer, aber von solchen geachtet, die wie Fürst Bismarck und seine Söhne Wilhelm und Herbert sich nie vor der Verantwortung drückten und auf den Tisch schlagen konnten, daß es krachte; aber auch ein Herz für Untergebene hatten.

Von der späteren Generation hat kaum mehr jemand eine Vorstellung, welcher Kraftanspannung es bedurfte, das neue Reich zu leiten und Preußen gerecht zu bleiben. Ich war begnadet, in unmittelbarer Nähe des Fürsten jahrelang die große Werdezeit mitzuerleben, und beauftragt, ihm manche Mittel als Handlanger zu reichen. Niemals hätte ich das gekonnt, wäre ich nicht ein Bauernjunge der Golde-

nen Aue gewesen, der eine kernhafte Mutter, einen echten Landmann zum Vater, und einen Timme und Professor Krenzlin als Lehrer und Charakterbildner gehabt hatte!

Wie vom gütigen Geschick blind geführt, trat ich denn eines Morgens in die Klasse mit den Worten: „Herr Professor, ich bitte um mein beschleunigtes Abgangszeugnis. Ich werde Zivilsupernumerar!" Krenzlin sah mich eine Weile an, dann sagte er: „August Pflug, du mußt das wissen! Ich gehe zum Direktor, und du wirst von mir hören. Jetzt mach dich nach Haus und nimm dies Buch mit. Das lies, bis die Lehrerkonferenz dich ruft!" Ich vergaß meinen Dank, und starrte nur den Titel des Buches an. Es waren die gesammelten Reden Fichtes.

So war meine Vorbereitung, als ich mit einem Schulabgangszeugnis, das meinen zukünftigen Bürochef befriedigte, in die Landdrostei zu Hildesheim eintrat. Bis zur Einberufung im Dezember 1871 hatte ich reichlich drei Monate zu warten. Ich las besonders Schiller, Körner und Seume. Die geschichtlichen Hintergründe in den Dramen waren es, die mich selbst in idealen, freiheitlichen Schwung versetzten. Nüchtern war dagegen die erste amtliche Arbeit, an die ich gesetzt wurde.

Am 1. Dezember 1871 hatte Volkszählung stattgefunden. Bald gewannen für mich Zahl um Zahl Leben, es blieb nicht die trockene Wissenschaft von den zahlenmäßig zu erfassenden Tatsachen und ihrer Würdigung. Ich wuchs mit offenen Augen und Urteil in die Sache hinein, indem ich jeden Zahlenvorfall

auf mich wirken ließ und alles gründlich erfaßte, wenn ich auch nur vorläufige Zusammenstellungen über das Zählungsergebnis machen mußte. Die früheren Zählungsakten gaben Anlaß zu Vergleichungen. Die Menschheit begann eine eigene Sprache anzunehmen. Klassen traten hervor. Verhältnisse formten sich. Die Wirtschaft erstand vor meinen Augen. Die Arbeiten in der Registratur in den weiteren Monaten, bis zur Versetzung in die Landdrostei Stade, ließen weiteres Zahlenmaterial aus Gewerbe und Forstwesen erstehen.

Hier seien allgemeine Gesichtspunkte eingeschaltet, die — solange Menschen irren und Leidenschaften oder Schwächen unterliegen — wohl für alle Zeiten gültig sein werden; denn zu Engeln, glückhaften Wesen und zu ganz gefügigen, willenlosen Molusken werden namentlich die Deutschen nie werden, sofern sie ihren aufrechten Charakter wahren. Ein fleißiger, regsamer, weitschauender und in gutem Sinne strebsamer Beamter wird oft von Engherzigkeit, Neid, Unwissenheit, kleinlich handelnder gewalthaberischer Bürokratie verfolgt und in seinem Vorwärtsstreben gehindert werden. Andererseits kann aber auch ein in subalterner Stellung wirkender Beamter und jeder andere, der das Zeug dazu hat, der Kenntnisse, Mut und Furchtlosigkeit besitzt, schließlich doch eine von Erfolg gekrönte regsame und einflußreiche Tätigkeit entwickeln. Oft schon hat ein Mensch, auch einfachen Verhältnissen erwachsen, wenn er unbefangen die auf ihn einstürmenden Verhältnisse prüfte, es verstanden, sich ein

als unerklärlich empfundenes Maß von Kenntnissen über Staats- und Gesellschaftsfragen anzueignen, gerade wenn sich bei den die Geschäfte verantwortlich leitenden Persönlichkeiten eine unverzeihliche Unkenntnis auch in den einfachsten Dingen bemerkbar macht und das Staatswohl unter der Trägheit, Unentschlossenheit, Unwahrhaftigkeit und dem Eigennutz solcher Beamten leidet!

Die in den Erörterungskreis zu ziehenden Vorgänge und Verhältnisse sind so zahlreich, charakteristisch und zukunftswertig, daß nicht nötig sein wird, Klatsch zu verbreiten oder aus der Schule der Geheimakten zu plaudern. Ich machte mich aber der Unterlassung schuldig, wenn ich auch bei heiklen Themen von damals schweigen würde. Einer steht nun auf, der niemals nach Effekt gehascht hat, auf den von allen Richtungen her angestürmt wurde. Widersacher spielten wider Willen Material aus, das gegen sie sprach. Sein Urteil soll sich nicht vordrängen, sondern Tatsachen sollen bei jedem Leser das Resumé hervorrufen. Die Entwicklung auf allen Gebieten nach dem Siege über Frankreich im Anschluß an die Lösung der schleswig-holsteinischen und der österreichischen Frage war so sich überstürzend, so überwältigend, wie man heute zurückdenkend, beim eigenen Aufbau aus der Niederlage Deutschlands es erklärlicherweise übersieht. Jedes zu seiner Zeit, und in dieser die Menschen voll Tatkraft und Vorschau oder voller Dünkel, Torheit und Bosheit! — Das Aufmerken auf die Zeichen der Zeit — wenn auch Grenzen gesteckt waren, diese

Zeichen so zu wenden, daß sie nützen und nicht schaden konnten — hat bei mir wenigstens dazu geführt, daß ich mehrfach eine der Quellen wurde, die für wichtige gesetzgeberische Maßnahmen Stoff und Material gaben. Oft eilte der Blick, der Wille der Entwicklung der Dinge voraus. Wo nichts unter der Sprödigkeit der Maßgeblichkeiten zu erreichen war, da setzte meinerseits Wort und Schrift in der Öffentlichkeit oder in Vereinsversammlungen dagegen ein. Was Not tat und woran noch keiner oder nur wenige dachten, wurde blitzartig beleuchtet. Das gab Freude, aber auch Konfliktstoff in Hülle und Fülle.

Wenn ich rückblickend mir die Frage vorlege, ob ich zu einer früheren oder späteren Zeit gelebt haben oder leben möchte, so bekenne ich, daß ich mich beglückt fühle, in diesen ersten Jahren des neuerstandenen Deutschen Reiches, mit gereiftem Verstande und mit Begeisterung für das Beste des Vaterlandes erfüllt, gelebt zu haben. Der kann viel wirken, der stetig wirkt und an jedem Tage von jedermann und aus jedem Ding lernt. Auch wenn es manchem Neuling unbedeutend erschiene, was manchmal zur Sprache kommt; im Ganzen gesehen, wird ein Ganzes in diesem einem Leben sich vorstellen, das jungen Leuten und gereiften Männern und Frauen im Lebens- und Berufskampfe etwas geben soll, um ihnen Anhalt, Rat, Vorbild oder aber Weisung werden zu lassen, wie man es nicht tun soll!

Als die Summe von Arbeit und Streben in meinem Leben gelten diese Leitsätze:

Erforsche und lerne! Verbreite die Wahrheit, so oft dir dazu Anlaß geboten wird! Rege an, was und wofür dir etwas nützlich zu sein dünkt! Setze dich da ein, wo niemand arbeiten will und sich scheut anzufassen! Je mehr Persönlichkeiten mit redlichem Wollen schaffen und je vielfältiger Einzelpersönlichkeiten wirken, um so intensiver muß die Gesamtwirkung in Erscheinung treten. Niemand lasse sich hindern, das zu tun, was er für richtig und nützlich hält, wenn als oberstes Gesetz das Wohl des Vaterlandes gilt! Menschen gibt es, die andere zu beherrschen und zu beeinflussen suchen zu eigenem Nutz. Aber jeder bewahre sich die Freiheit zu nützlichem Tun. Sofern er in sich einen herrschenden Beruf entdeckt, möge er sich selbst einen Wirkungskreis suchen, auf dem er herrschen kann, weil keiner es ihm gleich zu tun vermag. Was andere auch können, das sei nicht unseres Strebens Ziel, sondern das, was wir allen anderen voraus haben und nur allein zu leisten vermögen. Solche Herrscher-Freinaturen braucht unser Volk; denn es gibt noch weite unerschlossene Gebiete. Jeder sei ein Mehrer des Reiches Kraft und ein Pfleger des Volkslebens. Ein ganzer Mann, somit der Gemeinschaft ein Diener von Adel! Der Mensch dankt — wie ich es stets getan — sorgenden, rechtlichen, fleißigen Eltern und in und durch sie seinen aus Zeitdämmerung in uns auferstandenen Altvorderen, braven Erziehern und guten Freunden seinen Werdegang, soweit seine eigene geistige Neugeburt nicht das Werk seines lieben

Herrgotts ist, der mich jedenfalls in sichtbarer Weise leitete, mich rechtzeitig vor Gefahren schützte, mir Gesundheit, ein gottesfürchtiges Herz, regen Geist und ein dankbares empfängliches Gemüt gab, sowie mich vor Nahrungssorgen bewahren ließ.

In seinen Erinnerungen muß man kramen, dann kommt manches noch aus vergessener Gedankenlade zum Vorschein: Im Jahre 1858 stand der Donatische Komet monatelang am Himmelsraum und bewegte sich von Südost nach Nordwest über unser Wuppertal. Die Erscheinung, die beim Untergang ganz besonders hoch hinauf den Schweif reckte, brachte unser Dorf und uns Kinder in nicht geringe Aufregung. Allabendlich liefen die Leute hinaus auf die Heerstraße, um das ungewöhnlich prächtige Schauspiel zu bestaunen. Ich war erst sechs Jahre alt. Unser Knecht, Vetter Schütze, führte mich an der Hand hinaus und nahm mich dann auf den Arm. Als eines Abends es so aussah, als läge der Komet auf dem Katzenstein, meinte ich, den Schweif greifen zu können. Ich drängte nach dem Walde zu. Endlich wurde dem Vetter der Weg zu weit; er sagte, wir wollen erst von Hause den Rappen holen, um hinzureiten.

Die Leute hatten recht mit ihren ängstlichen Voraussagen; denn 1859 gab es Krieg, wenn auch nur den sog. Kartoffelkrieg. Bald darauf starb auch König Friedrich Wilhelm IV., und die drei Glocken läuteten jeden Mittag eine Stunde lang. Das war keine Kleinigkeit; denn der Reihe nach wurde dazu jeder im Dorf aufgerufen; auch mein Vater kam an das eine

Seil, und ich stand daneben. Es war ein grimmiger Winter. Ich weiß noch, wie sich Vater den Kopf verbunden und mir auch die Pudelmütze übergestülpt hatte; denn wir mußten hoch auf den windigen Turm. Ich kauerte mich vor dem eiskalten Zuge in eine Sparrenecke und sah der Schinderei der drei Seilzieher zu. Dann und wann durfte ich auch die Stricke mit anfassen, um mich wieder warm zu machen.

Einige Jahre vorher war noch der selige König bei uns in der Gegend zum Königsmanöver gekommen. Er wohnte im Nachbarschloß des Barons von Angern-Stilcke. An der Straße zwischen Sollstedt und Wulfingerode war Biwak. Da weiß ich mich zu erinnern, wie ich zwischen den Wachtfeuern hindurch getragen wurde. Es muß mich sehr erschreckt haben; denn als am nächsten Tage zehn Mann zu uns in Quartier kamen, versteckte ich mich besonders vor einem in die langen berankten Feuerbohnenstangen. Abends bemerkte man mein Fernbleiben. Das gab einen Aufruhr, das Dorf wurde durchgefragt, der Schwadron gab es beim Abendappel der Wachtmeister bekannt. Ich hörte alles; denn ich saß dicht daneben in den Bohnen. Schließlich kommandierte unser Berittführer, alles absuchen. Da entdeckte mich der mit seinem kohlschwarzen Schnurrbart. Er nahm mich auf den Arm, gab mir frisches Kommißbrot, zeigte mir im Stall die Pferde, die Sättel, Säbel und Karabiner. Nun war alles wieder gut. Als am nächsten Morgen aufgesattelt wurde, stand ich daneben und stibitzte mir ein Stück Kommißbrot, weil es so gut

geschmeckt hatte. Die Dragoner sahen es und steckten mir Hände und Taschen voll, so daß ich wohl deshalb mein Leben lang militärfromm blieb und kein Manöver verfehlte; ja mir später den Urlaub zu den Kaisermanövern verlegte.

So geriet ich 1903 an der Saale am „Hauptschlachttage" in die Kavallerie-Attacke, die Kaiser Wilhelm II. angesetzt hatte. Wie mag ich nur durch die Demarkationslinie gekommen sein! Jedenfalls fand ich mich auf weiter etwas das Gelände überragender Fläche allein. Die rote feindliche Linie und auch die Blauen hatte ich aus den Augen verloren. Da höre ich Geklapper, Geschnaufe und Getrapp. Staubwolken unabsehbar wälzen sich heran. Kein Entrinnen. In Karriere rasseln und rasen die Schwadronen in breiten Fronten und Riesenkolonnen heran. Voran — jetzt ganz nahe auf einem Apfelschimmel ein General oder der Kaiser selbst. Jedenfalls die helle Empörung donnert mir entgegen: „Herr, wir reiten sie nieder, wenn sie nicht stehen bleiben!"

So wurde ich denn zum Helden ohne mein Wollen. Ich stand fest und sah dem herrlichen Schauspiel furchtlos ins Auge, ein Verkriechen wieder in Feuerbohnen war nicht möglich. — Die Regimentschefs, die Rittmeister, alle rufen: „Stehen bleiben — Verrückter Kerl!" Und da erlebte ich, was ein Büro-Krieger noch nie erlebt hat: Die Pferde in den Linien, eine nach der anderen, werfen sich — mich sehen oder auch nur spüren — rechts oder links soweit an den Nachbar, daß ich wie ein Fels im

brandenden Meere stehe und, furchtvergessen, begeistert, mich an der deutschen Reitereierziehung und am Soldateninstinkt der treudienenden Kreatur berausche.

Als alles vorüber, galoppiert ein Oberst mit weißer Binde auf mich zu und sagt: „Alle Achtung, mein Herr Zivilstratege. Sie haben Courage! Wer sind Sie?“ Ich nannte Name und Behörde und sollte Auskunft über Bewegung des Feindes geben. Ich tat Bescheid, wie ich konnte, wo ich nun mal von den Blauen attackiert war. Dann erlaubte ich mir die Frage, ob denn im Ernstfalle die Massenattacke Erfolg gehabt hätte. — „Ne — det könn' Se nich globen. In det leere Loch is' se gestoßen. Keen Schwanz hätte sich mehr jerührt!“ — Wie ich mir den Herrn näher ansehe, ist es doch der spätere König von Sachsen: „Königliche Hoheit sprechen ja berlin'sch!“ „Herrjemersch, ich bin se doch jetzt bei de' Preißen!“ Weg war er, und ich um eine militärische Angelegenheit bereichert. Alles hat das Kommißbrot getan! Eines Manövers entsinne ich mich noch in der Güldenen Aue. Bei Obergebra traf ich mit meiner Mutter und anderen Frauen zusammen, die das Zurückfluten der geworfenen roten Armee an der auffahrenden Artillerie beobachteten, just da, wo noch Wachtfeuer glimmten. Ich hatte eine Patrone gefunden und warf sie in die Glut. Knall ging die Geschichte zum Schrecken der Frauen los und verbrannte mir Stirn- und Augenhaare.

Mehrmals bin ich in Lebensgefahr gekommen, so daß ich schließlich tollkühn die Gefahr herausfor-

derte, weil ich annahm, das Geschick habe mit mir etwas Besseres vor: Als Dreijähriger setzte mich das Kindermädchen unbeaufsichtigt auf eine Mauer. Plumps — lag ich unten. — Später stieß ich beim Laufen in der Stube mit der Stirn gegen den heißen Ofen und lag betäubt da. Ein andermal kroch ich auf den Waschbock und fiel kopfkegel in die Waschbalge. Dann wieder war ich dabei, frisch gelöschten Kalk, den ich für Zucker hielt, in den Mund zu stecken. — Als aus Ungarn ein Fäßchen Wein kam, und man mir auch zu kosten gab, werde ich doch, als alles zur Arbeit ging, die halb stehen gebliebenen Gläser austrinken. Mit mächtigem Rausch lag ich unterm Tisch. Beim Baden wäre öfter fast ein Unglück passiert. In der Kletterei brachte ich es bis zur höchsten Pappelspitze, wie ich auch mit Vorliebe es einer Seiltänzertruppe nachmachte, auf unserem Ziegeldachfirst entlangging und die Beine hin- und herwarf zum Schrecken der Untenstehenden, die mich auffangen wollten. Meine Mutter war in steter Bange um mich; denn eine Zigeunerin hatte ihr für ein gutes Zweigroschenstück aus der Hand gesagt, sie werde an mir durch Absturz großen Kummer erleben. Richtig, gestürzt bin ich ja später auch wirklich mal während meines Aufenthalts in Stade, als ich an der Landungsbrücke bei Brunshaupten die Entfernung zum Elbdampfer unterschätzte und aus dem Wasser gefischt werden mußte.



III. IM AKTENSTAUB HINTERM 1000JÄHRIGEN ROSENSTOCK

War schon in Vorbetrachtungen ein überreichlich gerütteltes Maß von Gedanken zu meinen ersten statistischen Arbeiten aufgehäufelt, so möchte ich nachholen, daß mein Amtsantritt wenige Tage vor Weihnachten Verwunderung hervorrief. Der Registrator Krossen fragte mich, ob wir in meinem Heimatsort nicht Weihnachten feierten. — Ich blieb und biß die Zähne zusammen, als ich Heiligabend, die Feiertage, Altjahrsabend und Neujahr, ein neunzehnjähriger Bursche in fremder Stadt, vereinsamt war.

Auf der Reise nach Hildesheim, dieser Stadt von geschichtlicher Größe mit ihren altersgrauen Mauern, Türmen, Giebelhäusern und dem romantischen Marktplatz, war ich in der Eisenbahn mit dem Kastellan der hannoverschen Marienburg bekannt geworden. Er weihte mich in die letzte Geschichtstragödie des welfischen Königshauses ein und sagte, er werde sich freuen, mich durch das Schloß der Königin Marie zu führen. Auf seine Empfehlung nahm ich im Klaukertschen Gasthof Quartier, wo sich mir in der Folgezeit manche Einblicke in die bürgerlichen Verhältnisse der Industrie- und Gewerbestadt boten.

Am runden Stammtisch in einer dunklen, von einer Petroleumhängelampe schwach beleuchteten Ecke gegenüber dem Schanktisch, fanden sich eine Anzahl Handwerker ein: Seiler, Korkstecher, Korbflechter. Sie nahmen weidlich die damals gerade eingeführte Reichsgewerbeordnung vor und wollten im Lehrlingswesen, den verschiedenen sozialen Vorschriften, Anmeldepflichten und Genehmigungen, Beschränkungen sehen, die im alten Hannover nicht möglich gewesen wären. Trotzdem waren sie mir gegenüber, da sie den Preußen in mir witterten, bei ihrer noch welfischen Gesinnung verhältnismäßig freundlich. Ich hütete mich auch, zu ihnen von den sozialordnenden Notwendigkeiten der Zeit in den Geburtswehen des Reiches zu sprechen und mich in ihre Sachen zu mischen. Dieser und jener wanderte mit mir gelegentlich durch die Stadt, zeigte mir den 1000jährigen Rosenstock im Domhöfchen und manches von der alten Kaiserherrlichkeit. Ich stand vor dem Rolandsbrunnen und dachte nach, wie denn „der deutsche Michel" vom Brunnengeist kopfüber mal ein Reinigungsbad bekommen sollte, damit er seine Zipfelmütze verlöre; denn die saß den biederen Handwerkern noch gar tief im Gesicht. Nach Jahrzehnten, im Sommer 1923, war ich um so freudiger überrascht, als ich auf dem Markt in Wernigerode vor dem alten Kaiserbrunnen die Uraufführung der „Komödie vom deutschen Michel", die in das Hungerjahr 1044 verlegt war, abends neun Uhr von einem der Fenster des „Deutschen Hauses" aus erlebte. Der Schwarze Heinrich, König Heinrich III.

reitet schließlich ein, gebietet treuga dei — Gottesfrieden und rettet den Seifensieder Michael „Holtenbeen" vor der durch den Kerl mit dem falschen hölzernen Bein aufgeputschten Menge. Alles mit Ergötzlichkeit und Spannung vorgetragen.

Hildesheim wird das „Nürnberg des Nordens" genannt. So ganz stimmt das nach späteren Vergleichen nicht; denn wo hat man in Nürnberg den gewissen Muff der zu viel Klösterlichkeiten am Bischofssitze mit Domschatz, Reliquien, Bernwardschen Bronzegüßen, Erztüren und Christussäule! Um diese Mönchskuttenquartiere machte ich gewöhnlich einen Bogen. All das Schwarze hat die Stadt dem Gründer Ludwig dem Frommen zu verdanken, der so fromm war, daß er bekanntlich die vom Groß-Karl mit beiläufig 86 unehelichen Kindern gesammelten germanischen Urkunden und Weistümer verbrannte. Nicht von Muffigkeit berührt waren die Baumeister und Gewerke, die an den ehrenfesten romanischen und den aufstrebenden gotischen Kirchen bauten, um ihre innige naturverbundene Gottschau in den Maßwölbungen himmelsgleich widerspiegeln und Türmen in die Himmel aufrecken zu lassen. Nichts von Unterwürfigkeit, Drückerei, sondern Offenheit und Schönheit aus den Fenstern wie aus klaren Augen strahlend. Der Hildsheimer Silberfund aus der Zeit des Kaisers Augustus im Römer-Museum nötigte mir statt der Kunstbetrachtung die Stinkewut ab. Mit Ehrfurcht und dem Gefühl, als wäre ich in das 16. Jahrhundert hineingeboren, stand ich vor dem Knochenhauer Amtshause, wenn das Vollmondlicht

auf den schiefen Dächern der Nebenhäuser lag, als könnte es im spitzen Schatten und unter milchfarbenem Licht die Menschen vor 3—4 Jahrhunderten hervorzaubern.

So, wie ich meine romantischen Anwandlungen hatte und ihnen nachgab, konnte ich auch verdammt nüchtern und gegenwartsnah sein. Gern nahm ich das Angebot der Stammtischecke an, mich in Handwerksbetrieben, Tapetenfabriken, Leinenindustriebetrieben und besonders in den Eisenbahnwerkstätten und Lokomotivschuppen umzusehen. Wo ich nur eines Heizers oder gar Lokomotivführers beim Schmieren seines „schwarzen Bullen" oder seiner „hochbeinigen Gazelle" habhaft werden konnte, fragte ich nach diesem und jenem: Wieviel Stunden Dienst auf Fahrt oder in der Reserve, beim Zu- und Abrüsten, Übernachtungen, Ruhe? Und da hörte ich denn zunächst heraus, daß das Lokomotivpersonal im siebziger Kriege — ebenso wie dann auch im Weltkriege — Wunder der Pflichttreue und des Durchhaltens bis zum letzten Hauch von „Mann und Roß" geleistet hatte. Man liebte den anstrengenden und verantwortungsvollen Dienst, meinte, es könnte ja manches anders sein, wenn nur „die höheren Techniker" zu sagen hätten, nicht aber am grünen Tische von der Juristerei viel „verholzt" würde. Mit einem Lokomotivführer namens Volkmer hatte ich Freundschaft geschlossen. Er nahm mich mal in seine Familie mit und seine Frau setzte mir Leckerbissen vor.

In unserem Dorfe, wo die Leute Haus- und Hand-

weberei bei dem bedeutenden Flachsanbau trieben, hatte ich die große Wasserkraft in der Mehlmühle angestaunt; hier konnte ich in mancher dienstfreien Stunde die Kraft des starken Dampfpumpwerkes am Lokomotivschuppen auf mich wirken lassen; denn das Wasser zur Speisung der Lokomotivtender hinaufzudrücken, war keine Kleinigkeit.

Ehe ich auf den 1000jährigen Rosenstock zu sprechen komme, muß ich des Senators Dr. Römer gedenken, der Reichstagsabgeordneter für den Hildesheimer Wahlkreis war und auch am Handwerkerstammtisch verkehrte; ein hochverdienter Mann, der den Park um seine Villa der Öffentlichkeit zugänglich hielt und so interessant erzählte, daß ich die Ohren spitzte. Damals spukten schon die berüchtigten Gründerjahre vor. Er hatte auch eine Schrift über den „1000jährigen Rosenstock" veröffentlicht, die ich später in der „Flora" im Auftrag von Geheimrat Dr. Wittmack besprechen durfte. Das tat ich um so lieber, als ich mit diesem uralten Gewächs öfters in Berührung gekommen war und manche Rosen aus dem einen unvergitterten Fenster langte, um sie verstohlen Frau Volkmer oder meiner Wirtin zu bringen.

Mit dieser Eigenmächtigkeit hatte es folgende Bewandtnis. Der Vorsteher der Registratur mit einem angeborenen Fehlfuß beauftragte mich mehrmals, aus dem sog. Archiv abgelegte alte Akten zu holen. Dieses Archiv befand sich im Dombau und umgrenzte den Hofraum, in welchen zur Sommerszeit der 1000jährige Rosenstock schlohweiß blühte. —

Wenn der lange Kunstschlüssel im Schlosse der eisenbebänderten Tür knarrte, und ich andächtig den totenstillen Raum mit seinen Regalen betrat, erstand vor mir eine Welt, in der ich manchmal länger verweilte, als nötig war. Man vermißte mich aber nicht, denn oft genug war es vorgekommen, daß selbst ältere Beamte die herbeizuschaffenden Aktenbündel aus dem Staub gar nicht herausfanden. Ich suchte aber nie vergebens, ja, mir war oft, als zögen mich die betreffenden stummen Zeugen alter Bürokratenherrlichkeit förmlich zu sich heran. — Ich griff zu und hatte das Gesuchte schon in der Hand, schlug es auf, und da stand die erzdumme Verfügung, auf die es ankam!

In einer Ecke waren Aktenbündel aufgestapelt, die weit über 100 Jahre alt waren. Andere standen geordnet in Reih und Glied. Ich sah hier, sah dort hinein, holte aus dem Stapel auch von ganz unten hervor, daß beim Schlagen auf die breite Tischplatte der Staub in Nase und Mund drang. Dann öffnete ich das nicht vergitterte Fenster, und ein berauschender Rosenduft strömte herein. Ich lehnte mich hinaus und griff nach den Blüten, die sich vor mir Aktenwurm nicht sträubten. —

Das Durchstöbern der Piecen war keine müßige Arbeit für mich; es war ein gutes Stück meiner Ausbildung auf eigene Faust. Da kam ich zum Vergleichen der Papiersorten im Wandel der Zeiten, der veränderten Schriftzüge, Schnörkeleien und Kurialien, des Kanzleistils, der mit der Zeit nur etwas von seiner Schwerfälligkeit und den schlecht ange-

wandten Fremdwörtern eingebüßt hatte. Es tauchten meine Vorgänger im Bürokratentum mit Zopf vor mir auf und sahen mich fragend an, warum sie um ihre Ruhe kämen. Ich sagte dann: „Ihr habt nur Urlaub und Wartezeit." Da schienen die Herren zufrieden. Dabei las ich, vertiefte mich, wie dieser und jener Kreis- und Amtshauptmann gestellte Fragen beantwortet hatte: der eine langatmig mit Fleiß und Ausdauer, sich Sitzeschwielen bereitend; ein anderer alles selbst hinhauend und nicht selten den Nagel auf den Kopf treffend. Ein Dritter wiederum ging um den heißen Brei herum und schien bänglich bemüht, seine wahren Gedanken zu verbergen.

Besonders charakteristisch waren die Berichte des Kreishauptmannes Grafen Hue de Grais, die sich durch große Kürze unter Vermeidung jedes unnötigen Wortes auszeichneten. Noch interessanter als das Leben dieser Eingänge war mir der Einblick in die Verfügungen, die im Konzept durch meine Hände glitten. Ich studierte gern diejenigen, an deren Text der Referent oder der Landdrost selbst Änderungen vorgenommen hatte. Am allerschönsten aber fand ich meine Aufträge, zu den Eingängen die dazugehörigen Vorverhandlungen bis in die aschgraue Vorzeit aufzusuchen. Obwohl ich da mit Staubwolken zu tun bekam, erfuhr ich doch bald, welch historisch wichtigen Dinge aktenkundig gemacht werden konnten. Einmal ließ mich ein Regierungsrat kommen, der tagelang an einer scheußlichen Kompetenzfrage saß. Ich hatte in die fein säuberlich mit dem

Handfeger abgefegten 3—4 Bände an den gesuchten Stellen je einen Memorialstreifen gesteckt und mit Bleistift jedesmal einen kurzen Hinweis gemacht: „Bengel, sagte er, wo hast du bloß das aufgestöbert, du willst wohl mal Geheimsekretär werden?" — Ich sagte: „Nichts weiteres, als das, einen Vorgang sachgemäß vorzulegen!" Da sah er mich wie geistesgestört an und näselte: „Na ja, natürlich, janze Kleinigkeit! Kinkerlitzchen!" —

Hätte ich mir nicht meine eigene Ausbildung zusammengeschustert, wäre sie anfänglich in der Landdrostei Hildesheim ganz falsch gefahren. Der Bürovorsteher wußte nicht recht, was er mit einem frisch von der Schulbank kommenden Pennäler anfangen sollte. Er gab keine Anweisungen, keine Erklärungen, sondern verlangte von mir ein Konzept, ein Dekret, einen Eingang oder wie es bürokratisch hieß ein „Exhibitum brevi manu sub lege remissiones". Auch sollte ich am Rande den Vermerk „not. term." machen. Obwohl ich Latein getrieben hatte, war mir doch dieses Bürohasen-Latein scheußlich. Immerhin, meine erste Leistung war der Entwurf eines Dekrets, wodurch eine vollzogene Wahl in einem Orte bestätigt wurde. Nach einem „Vorgange" sollte ich arbeiten. Auf der Schule war ich rasch im Hinwerfen eines Aufsatzthemas gewesen, aber diese Sache wurde mir höllisch schwer. Ich wunderte mich nicht, als der Bürovorsteher über seinen vorn auf der Nase sitzenden Kneifer hinweg fragte, ob ich noch nicht fertig sei. Ich machte also, so gut ich's dachte, in

kühnem Satz ein Ende und erhielt die Note, daß ich mich mehr an die Formalien halten müßte.

In der Folge wurde mir bald dieser, bald jener Auftrag von den verschiedenen Beamten, ohne daß sich einer die Mühe nahm, mir Zweck und Zusammenhang der Arbeit zu erklären, und es wäre doch so einfach gewesen, mir Dachs einige General- und Spezialaktenstücke zum Durchstudieren anzuvertrauen, die im Gebrauch und nicht im Archiv abgelegt waren. Die wurden aber als Heiligstes in eine Art Reliquienschrank versteckt, wozu der Herr Vorsteher den Schlüssel hatte. Auch das Hauptjournal zu führen, vertraute man mir noch nicht an. Ich erfuhr ferner nicht, was das Hauptjournal überhaupt sollte. Erst später kam ich zu dessen Führung in die Registratur. Nun war ich auf dem rechten Posten, sah in die Aktenvorfälle à jour und hörte über die anderen Pulte hinweg, was die verschiedenen Rechnungsräte, Geheimräte, Geheime- und Expedierende Sekretäre, Kalkulatoren für Wünsche hatten, und wie sie über dies und jenes ihre Gedanken austauschten.

Meinen obersten Chef, den Herrn Landdrosten, habe ich zweimal zu Gesicht bekommen. Das erste Mal bei meinem Antritt. Ich befand mich nicht in feierlichem Anzuge, hatte mein gewöhnliches braunes Tuchjacket und gestreifte helle Beinkleider an, die Schülermütze auf dem Kopf. Dem hohen Herrn mochte dies aufgefallen sein; denn er ließ sich, wenn auch nicht unfreundlich, zu der Bemerkung herab, ob ich auch materiell in der Lage wäre, ein Jahr

mich standesgemäß selber zu unterhalten. Treuherzig beruhigte ich ihn unter Darlegung der Bedeutung des väterlichen Bauerngutes. Da meinte er, ich solle nur recht schön fleißig sein und, wenn ich eines Rates bedürfte, mich an ihn wenden. Dazu hatte ich in neun Monaten keine Veranlassung. Ich verdankte wohl meinem Aufzuge und dem Umstande, daß ich schon vor Weihnachten angetreten war, eine monatliche Remuneration, die für einen am 2. Januar eingetroffenen Kollegen vorgesehen war. Das zweite Mal trat ich dem Chef gegenüber, als ich mich, zur Landdrostei Stade versetzt, abmeldete. Da hatte ich in der Tat den „Vorschriftsmäßigen" an, der von mir erspart war; denn ich rauchte nicht, trank nicht und spielte nie Karten, weshalb ich bei den Altersgenossen als Sonderling galt. Auch verschwendete ich mein Geld nicht an Liebschaften. Ich hatte in Hildesheim nur Auge und Ohr, mich so gründlich wie möglich zu unterrichten.

IV. „WAT SEGGT HE NU VON SIENE SÜPERS ...“

In Stade stand auf dem sogenannten „Sand“, der mit holperigen Kopfsteinen gepflastert ist, ein hölzernes Pumpenhaus. Daran ließ Papa Wrangel 1866 mit dickem roten Malerpinsel anklexen: „Wat seggt he nu von siene Süpers!“ — Das kam, wie mir erzählt wurde, so:

Das preußische Kontingent der deutschen Bundesarmee, die um Schleswig-Holstein gegen Dänemark gefochten hatte, lag zu einem Teil an der unteren Elbe. Die erste Waffentat 1866 gegen das Königreich Hannover, das sich für Österreich und gegen Preußen erklärte, war die Überrumpelung der Festung Stade an der Schwinge. Eines schönen Morgens war Feldmarschall Graf von Wrangel über die Elbe bei Brunsbüttel gegangen und pochte an die Tore der schlafenden Stadt. Bei der Überraschung der Torwache blieb es. Sie wurde entwaffnet, und man setzte auf dem Sande, an dem zwei der alten Kasernements standen, die Gewehre zusammen. Da gab es verblüffte Gesichter aus den Fenstern; denn inzwischen hatte man in den Kasernen bei der geringen Besatzungstruppe die Entwaffnung durchgeführt. Daß im Unterelbkreise Hannovers die Preu-

ßen als „Süpers“ galten, bewahrheite sich kaum, denn nüchterner war bisher nie in der blutigen Kriegsgeschichte eine Erstürmung durchgeführt worden. Erst Ludendorff überrumpelt ähnlich ein Fort von Lüttich im August 1914.

Schon 1872 konnten die Herzen der Bevölkerung durch die Preußen als erobert gelten. Das war den Waffenerfolgen gegen Frankreich zuzuschreiben. Mit den Füsilieren des 1. Hanseatischen Infanterieregiments Nr. 75 Bremen, die in Stade seit 1869 garnisonierten, lebte man auf vertrautem Fuße.

Von der seligen Pumpe auf dem Sand zu Stade, die, wie ich bei einem späteren Besuche in der Stadt erfuhr, 1895 abgebrochen worden war, noch folgende traditionelle Begebenheit:

Unsere Regierungsreferendare und jüngeren Assessoren, wie die Leutnants des Bataillons, die dem Anwurf von den „Süpers“ doch Ehre machen wollten, begossen sich bei „Hohenstein“ anläßlich des Eintreffens eines Neulings immer gründlichst die Nase. Um Mitternacht zog die Tischgenossenschaft dann singend und gröhlend mit dem Liede von der Pumpe nach dem wenige Schritte entfernten Sande. Hier wurden dem ahnungsvollen Neuling in Stade die Augen verbunden. Er bekam, je nachdem er Leutnant oder Regierungsmensch war, einen Spazierstock oder einen blanken Degen in die Hand, wurde sechsmal um sich selbst gedreht und mit dem ehrenvollen Auftrag entlassen, innerhalb von 20 Minuten die Pumpe zu durchstechen.

Ich erlebte als nächtlicher Schlachtenbummler einen

solchen lärmenden Unfug, da mir ein älterer Kollege auf der Landdrostei des Nachmittags gesagt hatte: „heute wird der Assessor R. die Pumpe stechen müssen. Wollen Sie sich's nicht mit ansehen, es lohnt sich." — Wirklich, der Spaß war eine Unterbrechung meiner Nachtruhe im Fosse-mort bei der Witwe Hauschild mit ihren beiden Töchtern wert. Ich habe ebenso lachen müssen, wie die studierten Herren, die nach dem Äußern im Amte für mich Autoritäten waren. Auch die Offiziere hatten ihren Bierulk, während der Nachtwächter, da ihm die hilflose Stecherei in die Nacht hinein zu lange dauerte, hinter einem Baum am Platzrande mit dem Schlüsselbunde rasselte und seinen Hund in den Schwanz kniff. Der jaulte, und das war ein kollegial mit dem Hüter der Nacht vereinbartes Zeichen aufzuhören, damit nicht der Konstabler Schulz oder die Garnisonspatrouille Ärgernis nähme.

Als der Lärm auf der Höhe stand, wurde oben in der Wohnung des Landrats Licht. Das Fenster tat sich auf, und eine schwäbelnde Mädelstimme rief nach rückwärts ins Fenster: „Ja, Muttle, sie schind' wieder dabei, die Pumpe zu suche. Der neue Assessor find's net!"

Ein Hallo tobte von unten hinauf: „Runterkomme, Lore!" — „Wolle se wohl runterkomme, Lore!" — Ein weiteres Fenster öffnete sich, und die behemdete Gestalt des Landrats wurde vernehmlich: „Schind nu die Herre ferti? Isch denn kei Nachtwächter net da, der die Herre arretiere tät?" Das Fenster flog zu. Alles mäuschenstill. Dem Delinquen-

ten, der nun zur Runde verurteilt war, weil er die Pumpe nicht gestochen hatte, wurde das verknotete Tuch von den Augen genommen, und unter Vorantrittt des Nachtrats marschierte alles wieder zur Hohensteiner-Kneipe, wo der Ärmste für seine überstandene Amtspein gründlich unter Grog gesetzt wurde.

Meine Leser werden verstehen, wenn ich es mir nicht verkneifen kann, auch mal die heitersten Seiten des Lebens „zum Beschte" zu geben und seien es harmlose Nachterlebnisse. — Noch hängt eingerahmt das Lied „Die Pumpe auf dem Sand", anläßlich ihres Abbruchs von Leutnant Müller gedichtet, über dem Ledersofa bei Hohenstein. — Ich habe noch am nächsten Amtstage gelacht, als der fehlstechende Assessor zu mir mit dem Auftrage kam, in der Bibliothek, die ich zu ordnen hatte, nach einem Aktenband über die „Wasserwirtschaft an der Unterelbe" zu suchen. Ich habe stundenlang gewühlt — nichts Ähnliches zu finden! Wahrscheinlich hatte der noch immer feuchtfröhliche Assessor, der ein großes nationalökonomisches Tier zum Vetter, Vater oder Onkel hatte, die Titulatur der Akte verkorkst und meinte die „Spiritusbrennerei-Bewirtschaftung und ihre Besteuerung"; denn dies Faszikel kam mir immer wieder unter die Augen. Ich brachte es ihm also. Er stierte auf den Deckel und meinte: „Jugendlicher Nothelfer, gebe er sich kei' Müh', mir schaffe 's nit! Die Lore isch halt ein zu forsches Madle! Die möcht' i finde!"

Im Laufe der Zeit machte ich die Erfahrung, daß

in Stade unter den gebildeten Kreisen die Freimaurerei grassierte. Es war einige Zeit vor meinem Fortgange nach 3½ Jahren, als wieder mal auf mich ein Großangriff erfolgte, in die Loge zur Harmonie, oder wie sie hieß, einzutreten. Inzwischen hatte ich mich bei Brüdern und Nichtbrüdern umgehört und bekam auch ein Logenzirkular sowie Schurz und Kelle zu Gesicht. Das sagte genug! Als den beauftragten Brüdern bei meiner Standhaftigkeit die Felle wegschwammen, ließ mich am nächsten Tage ein direkter Vorgesetzter rufen, sprach von meinem Fleiß, meiner Nüchternheit, meinem guten Benehmen und der großen Begabung bei meinem festen Willen vorwärts zu kommen. Warum ich es mir aber so schwer werden ließe? Es sei die Bürgermeisterstelle im schönen thüringischen Städtchen Colleda frei. Ich könne dahin warm empfohlen werden trotz meiner Jugend.

„Und?“ fragte ich, da ich wußte, daß dieser Herr ein Logenbruder war. „Ja, werden Sie unser lieber Bruder, und die Stelle ist Ihnen, Herr Bürgermeister Pflug, sicher!“

Ich war so klug, mir Bedenkzeit zu erbitten; denn sonst wäre ich bei diesem Herrn gründlich abgefallen und als Reaktionär verschrien worden. Einer aussichtsreichen besseren Karriere hatte ich sowieso entsagt, das wußte ich. Eifriger noch stürzte ich mich neben meinen täglichen Amtsobliegenheiten in das Studium der wichtigsten, den Stader Bezirk berührenden Fragen, die ich auch in der Öffentlichkeit freimütig behandelte.

Etwa um die gleiche Zeit, als ich nach Stade kam, erblickte das „Stader Tageblatt" das Licht der Welt. Noch hatte ich zur siebenten Großmacht nicht in Beziehung gestanden, aber ihre Macht erkannt, namentlich während des deutsch-französischen Krieges. Ein zwar nicht die Welt, wohl aber die schöne Seestadt in „Schwinge" haltendes Begebnis zog mich in den Machtrausch der Presse: Fast täglich sah und hörte ich einen Mann klingeln und unverständliche Worte von einem Zettel ablesen. Nachdem ich mich unterrichtet hatte, daß es die Aufgabe des Stader Klingelmannes sei, auf Platt die wichtigsten lokalen Tagesereignisse, wie Ankunft frischer Schollen und Schellfische, den Verkauf von jungen Hühnern auf dem Pferdemarkt, das Stattfinden großer Konzerte, die beginnende Kirschenblüte im Alten-Lande oder eine Tanzmusik in Buxtehude der Bürgerschaft kund zu geben, wurde ich unwillig darüber, daß diese bedeutsame Bekanntmachung, die zuweilen auch für Fremde Interesse haben konnte, in einer nicht allgemein verständlichen Sprache erfolgte.

Ich entwarf einen Schriftsatz, in dem ich u. a. ausführte, Stade werde nie See- und Weltstadt werden, solange öffentliche Ausrufe sich nach Einigung der einzelnen „Vaterländer" im Kaiserreiche nicht der hochdeutschen Sprache bedienten. — Diesen ersten Zeitungsartikel trug ich vor meinem Nachmittagsdienste in die Buchhandlung von Polkwitz, in deren Hause das Tageblatt gedruckt wurde. Als besonders angenehm empfand ich, daß niemand anwesend war, und so konnte ich, unbekannt und ungenannt, mein

Opus auf den Ladentisch werfen, um gleich darauf zu verduften.

Ich wußte nicht, daß Artikel in der Rubrik „Eingesandt“ nur aufgenommen zu werden pflegten, wenn Persönlichkeit und Name des Verfassers dem Verleger oder Redakteur bekannt waren. Zum wahren Glück für mein „Eingesandt“, das sonst in den Papierkorb gewandert wäre, hatte Herr Polkwitz selber, nebenan vom Mittagsschläfchen aufgeschreckt, eben noch die Zipfel meines hellen Schoßrockes gesehen, als ich hinauseilte. In seiner übertriebenen Gewissenhaftigkeit war er mir, so wie er geruht hatte, in geblümten Hausschuhen nachgesprungen, hatte mich aber nicht etwa auf der Straße gestellt, sondern bis in mein Amtszimmer verfolgt. Dort erst konnte er damit rechnen zu erfahren, wer ich war.

Nach Erledigung der nötigen Formalitäten stand nichts mehr im Wege, meine bescheidenen Wünsche der öffentlichen Beurteilung zu unterbreiten. Herr Polkwitz hatte aber nicht mit der von seinem Standpunkte aus berechtigten Entrüstung des Ausrufers Holtermann gerechnet. Die Redaktion mußte wohl oder übel auch seine geharnischte Erwiderung in nächster Nummer abdrucken. Es war ein Gedicht, das mich schmeichelnd in die Landessprache der Waterkant einführte, und von dem ich die Schlußreime bis an mein Lebensende nicht vergessen werde:

„Ick roop vör all' un Jedermann,
un wer mi nich verstân kann,
der lett mi ungeschoren.“

Da ich nun belehrt war, „wat to Lann Sitte was“, horchte ich auf jedes Klingeln, um mich an den Ausrufen weiter in Stader Platt zu bilden, und erlebte jahrzehntelang später in Braunlage den lokalhistorischen Augenblick, wo sich, laut Verfügung des Bürgermeisters, der dortige Klingelmann selbst ausklingelte. Die Brille auf der Nase, verlas er, daß von jetzt ab die bisherigen Bekanntmachungen durch Ausklingeln unterblieben und alle Neuigkeiten in der Braunlager Zeitung veröffentlich würden.

Die Hauptsache in der ganzen Stader Affäre war für mich etwas in der Folgezeit sehr Erfreuliches, denn ich wurde Mitarbeiter am „Stader Tageblatt“ gegen Zeilenhonorar. Nach- und gar nebeneinander öffneten sich mir die Spalten als Lokal-Berichterstatter über Vereinswesen, Theater, Festlichkeiten und verschiedene „Kriegsschauplätze der öffentlichen Stimmung an der Elbe“. Auch Angelegenheiten, die nur irgendwie gerüchtweise zu meinen Ohren drangen, wurden unter Zuhilfenahme einer sich immer neu befruchtenden Phantasie „bearbeitet“, oft so rapide, daß kein Blatt der Weltpresse mit uns konkurrieren konnte. Ich bekam einen echten Spürsinn und hielt die Ohren überall spitz. Nun war ich selbst ein erkleckliches Stück Großmacht im Kleinen geworden.

Von den vielen Monstretaten, deren sich damals das „Stader Tageblatt“ rühmen konnte, entreiße ich das Folgende der Versunken- und Vergessenheit: Als in Altona seinerzeit der große Brand war, dem sieben Warenspeicher an der Elbe zum Opfer fielen,

befand ich mich mit Herrn Polkwitz gerade im entscheidenden Augenblick am Bollwerk in Brunshausen, wo das Stader Schiff von Hamburg zurückkam. Von den aussteigenden Passagieren hörten wir lediglich, daß es in Altona brenne. Es war gegen 4 Uhr nachmittags. „Töf," sagte Herr Polkwitz, „da könnten wir über den Brand noch was ins Blatt setzen. Wollen Sie nicht ..." Ich saß aber schon und schrieb vom Standpunkt des „Augenzeugen" eine lebhafte Schilderung über sämtliche Vorgänge beim Brand, von dem ich nicht mal die Röte des Himmels gesehen hatte. Um 7 Uhr las man schon meinen Brandartikel. In der Nacht kam unser Tageblatt in Hamburg an. Mein Artikel mußte gleich bemerkt worden sein; denn in den Hamburger Morgenzeitungen erschien er gleichfalls ungekürzt. Die Nummern am Abend vorher hatten nur noch die nackte Tatsache berichten können, es sei Feuer in Altona ausgebrochen. Unser Bericht wurde mit den Worten eingeleitet: „Eine lebhafte Schilderung des Brandes von einem Augenzeugen brachte bereits das Stader Tageblatt von gestern Abend." So hatten wir die lokale Berichterstattung in Hamburg, meilenfern davon, übertroffen. Seitdem ich diese Untat geleistet hatte, bin ich recht mißtrauisch gegen die Berichte von „Augenzeugen" geworden ...

Mein Literatenehrgeiz wuchs. Ich begnügte mich bald nicht mehr mit dem Lokalen, sondern griff in die Spalten, die den Sängern, Wirtschaftlern und politischen „Gernegroßen" vorbehalten waren, denn ich bekam, dank meiner Spezialtätigkeit in der

Ordnung der Bibliothek und in der Registratur, eine nennenswerte Land-, Leute- und nüchterne Sachkenntnis in öffentlichen Fragen. Mein Aufstieg zu Höherem war trotz meines Widerstandes gegen die Freimaurer eingefädelt. Die volkswirtschaftlichen Systeme eines Rau, Stein, Roscher machte ich zur wissenschaftlichen Grundlage eigener Erkenntnisse. Die historischen Rückblicke in das Königreich Hannover fanden in Stade weitere Nahrung, um Nutzanwendung für Gegenwart und Zukunft zu ziehen. Meine statistischen Kenntnisse vertieften sich, und bald war der gesuchte Spezialschriftsteller fertig. Die Gelegenheit, das, was man durchdacht hatte, veröffentlicht und gelesen zu wissen, spornte an, sich mit größeren Arbeiten zu befassen.

Die Landdrostei Stade, das Gebiet der ehemaligen Bistümer Bremen und Verden sowie das Land Hadeln und Wursten umfassend, reizte zur Betrachtung, wird es doch im Osten und Westen von Elbe und Weser eingezwängt und im Norden von der See umspült: Hätte Hannover nicht so lange als dessen Dominium unter dem Einflusse Englands gestanden, welches auch nur eigennützige Interessen hatte und den Handel Hannovers nicht aufkommen ließ, oder wäre es früher preußisch unter deutscher Reichsflagge geworden, Geestemünde und Cuxhaven hätten längst welthandelspolitische Bedeutung erhalten. Auch mit dem Bahnbau die Elbe entlang war das Versäumte nicht nachzuholen. Die Inangriffnahme der Cuxhavener Hafenbauten in bescheidenem Maße, wobei tausend Arbeiter beschäftigt waren, wurde

mehrmals durch heftige Springfluten unterbrochen. Geestemünde strebte seit 1866 in seiner Bedeutung aufwärts, konnte doch aber Bremen und Bremerhaven nicht erreichen.

Ich bekam auf der Regierung auch als Expedient und Kalkulator in allen Verwaltungszweigen mit den Elbufer Bewohnern, die fast durchweg Schiffer und Fischer waren, mittel- und unmittelbar zu tun, und machte Fahrten auf ihren sog. „Ewern“, 30—200 Kubikmeter großen Schiffen, die oft zu Hunderten mit Backsteinen, Torf, Obst, landwirtschaftlichen Erzeugnissen und anderem die Elbe auf- und absegeln. Zum Unterschied von den Seekielschiffen sind diese „Ewer“ mit flachem Boden gebaut, damit man auf den schiffbaren Nebenflüssen bis ins Innere des Landes vordringen kann. Auf den Besitz eines einzigen Schiffes dieser Art gründet sich meist die Existenz einer ganzen verzweigten Familie. Der Familienrat entscheidet über Arbeitsgelegenheit, bei Todesfällen oder Schiffsunfall. — Da traf ich mal eine solche Sippen-Genossenschaft um den rohen Eichentisch, schweigend und die Piepe rauchend, an, die „Schifferkrause“ gepflegt, oft zu kühnem Schwung nach vorn bearbeitet. Die Frauen saßen auch still auf den Seitenbänken, eifrig strickend, als ginge es dran, Wollstrümpfe den Lieben ins Feld zu senden. „Jo, nu fang man an, wat de fürtaubring'n hest, dat de afsackt bist!“ — Aber noch immer keine Antwort. Und der Sprecher geht nun scharf vor: „Ick wullt di dat seggen, du bist besupen west!“ — Das Für und Wider des peinlichen Tatbestandes wurde be-

sonders arg für die Ehegattin, als der Angreifer weiter in die Tatsachen griff: „Du hest ock all wedder dine Trien in die Fingers hallen, dat se schrie; denn se wullt vör di Saubartel utkniepen. Man het dat all sahen und hiert, bis dat veer Beene um un dumm naß spöhlt warren." — „Dschung! Dschung! — hieß es nun seitens des gesunkenen Ewerführers — ick warr di för dat Stader Amtsgericht fordern!" Und so ging es weiter, bis die beleidigte Gattin ihren Krischan unter den Arm nahm und mit ihm „na Huus afsockte".

Gewöhnlich lebt die ganze Familie, der ein „Ewer" zugesprochen ist oder als Eigentum, mit Hypotheken bis über den Klüver belastet, gehört, an Bord des 800 bis 2000 Thlr. betragenden schwimmenden Vermögens. Da wird gekocht, geschlafen, gewacht, Harmonika gespielt, die Ziege gemolken, das Schweinchen gefüttert und sauber gemacht. Begrüßungs- und Scheltworte fliegen von Bord zu Bord. Den ausfahrenden Seeschiffen zuwinken, schnell auf Hupsignal ausweichen, auch mal im Nebel und Dunkel gerammt oder vom Elbsturm überrascht werden, so daß nie eher was zum Vorschein kommt, als bis ein paar Planken und eine Strandleiche angespült werden. Das alles birgt das Leben an Bord eines Ewers mit sich. Auf dem Kirchhof der Heimatlosen finden dann wenigstens die Gebeine irdische Ruhe, während die Seelen nach Vision, Erzählung und Sage wie der „Fliegende Holländer" herumgeistern, da dieser und jener Abgesackte was auf dem Kerbholze des Gewissens habe.

Hat so ein Elbschiffer einen Sohn, so geht er dem Vater schon zur Hand, ehe er noch zur Schule kommt. Mit der Konfirmation steht er verantwortungsvoll und sicher am Ruder, wind- und wettergestählt. Vor keiner Gefahr, die das liebreiche und doch so treulose Element birgt, schreckt er zurück. Er schlägt sein Leben in die Schanze. In echter Seemannsverbundenheit opfert er sich rückhaltlos. Das ist auch das Geheimnis der großen und kleinen Seehelden auf Fahrt, beim Fischen oder im Kriege, gleich ob auf Minensuchbooten oder auf den feuerbrüllenden Panzerkreuzern und Zerstörern wie in der Skagerrakschlacht.

Oft monatelang ist dies Seemannsvolk von der Welt abgeschlossen. So wird der einzelne wortkarg, schwerblütig und doch blitzt dann und wann das lebenslichte Herz aus den Schatten und Wolken des Daseins. Auch ein verstohlenes und spöttisches Lächeln zuckt um den Mund eines, der seit Kindheit den feinen Goldreif in der Ohrmuschel trägt, seinen Talisman aus der Heimat, der imstande sein soll, mancherlei Krankheit abzuwenden. Ist eine Reise beendet und die rückständige Heuer (Lohn) empfangen, geht es in die Hafenkneipe oder nach Hamburg auf die Reeperbahn, Tivoli und zu Ahlborn, wenn nicht in die versteckten Quartiere der Gasse, wo die Mädchen auf die volle Börse warten. — Wer auf großer Fahrt ist und selten „daheim bei Muttern" weilt, geht auch wohl mit ihr zum bunten Tanz und schwingt leicht und elegant, ja mit bewunderungswürdiger Grazie das Tanzbein in der sog. Tampete. Dann wieder hockt er in Schwermut zu Hause am Fenster und fragt

schon um 10 Uhr früh, „wie't mit dem Middagäten steiht“. Man ist an Bord eben dran gewöhnt, von klock vieren an nach jeder vierstündigen Wache was „Deftiges“ zu sich zu nehmen.

Donnerstag ist Bohnentag — das ist eine alte Seemannsregel. Die Bohne war nach Überlieferung dem Donnergott heilig, also gibt es klock acht dicke braune indische Bohnen in schwimmenden Speckschichten. Um 12 Uhr kommt die weiße Bohnensuppe mit Majoran dran und danach grüne Schabelbohnen mit Büchsenfleisch. Als einer meiner Freunde auf dem Hansa-Dampfer „Löwenburg“ von Antwerpen nach La Plata fuhr, sagte er dem Kapitän Ziegenmeyer, er hätte nach drei Wochen festgestellt, daß es an den Donnnerstagen dauernd nur Bohnen gäbe. Ob man nicht diese Bohnengerichte auf die Woche verteilen könnte? Da blies es Sturm aus vollen Backen: „Herr, wollen Sie zur See neue Sitten einführen? Donnerstag ist Bohnentag! Glauben Sie, mir macht das Spaß? Seit dreißig Jahren fahr' ich zur See! Aber dann sind wir die Woche über damit durch!“ — So sind die Seeleute!

Nach Ebbe und Flut richtet sich die Tageseinteilung; denn der Unterschied auf der Unterelbe beträgt 2—3 Meter. Es geht überaus rasch damit, daß ein Ewer auf dem Schlick oder auf Strand liegt, bis die Flut sich seiner erbarmt und ihn wieder flott macht. Die Versandung des Elbbettes ist für die Regierung und die zuständige Behörde eine schwere Sorge. Trotz erhöhten und ununterbrochenen Baggerungen an den Untiefen gelingt es kaum, die frühere

Tiefe des Fahrwassers wieder herzustellen. Dazu kommt, daß die Fahrrinnen wandern. Die zahlreichen Elbinseln, sog. „Sande“ und „Platten“, verändern ihre Lage und Ausdehnung. Von diesen Veränderungen muß die Seefahrt ständig unterrichtet sein, besonders solange die Sande noch nicht über das gewöhnliche Wasserniveau hervorragen. Rechtzeitig haben die sog. „Tonnenbojer“ diese Stellen zu untersuchen, Tonnen auszulegen und mit der ihnen zukommenden Nummer zu versehen, wenn man nicht seit alters her besondere Bezeichnungen dafür hat, wie z. B. „die Schlüsseltonne“ an der Wesermündung, so genannt, weil sie einen goldenen Schlüssel trägt.

Das dem Meere bis vor tausend Jahren abgewonnene Land, die gesegneten „Marschen“ — sumpfige Niederungen an der unteren Elbe und Weser — umschließen die höher gelegenen mageren Ländereien, die „Geest“, wie ein goldener Saum einen abgeschabten Mantel. Dieser fruchtbare Streifen von ½—1 Meile Breite entstand durch jahrhundertelange Ablagerung feiner Schlammteilchen im Fluß, sowie aus Resten von Infusorien, welche das Flutwasser mitführt und bei stillem Wasser absetzt.

Es ist ein gewaltiger Unterschied, ob von einem lachenden Gefilde, von einem fruchtbaren Tale Besitz ergriffen wird, oder von einem Lande, das man erst einer trotzigen Naturkraft abgewinnen und kulturfähig machen muß. Die großen Deichbauten, die die Landschaft beherrschen, mußten, wenn sie überhaupt Erfolg haben sollten, mit einem Male

ausgeführt werden. Dies erforderte aber ein gemeinschaftliches Vorgehen vieler tausend fleißiger Hände, eine opferstarke Verbundenheit, die, aus gemeinsamer Not geboren, gleichsam selbstverständlich da war. Und sie wird auch in Gegenwart und Zukunft bestehen, weil die Überwachung und Instandsetzung der Deiche stündlich bei Wogeneinbruchsgefahr zu gegenseitiger und gemeinsamer Hilfeleistung zwingt. Kein politisches, kein geistiges Programm kann so unverbrüchlich binden wie die Deichgemeinschaft; denn jeder, der innerhalb des Schutzes lebt und arbeitet, wer es auch sei, weiß sein Leben davon abhängig.

Gleich einer Kette zieht sich durch die ganze Marsch eine Hauptreihe von Häusern hin. Wo sich einst die Hände regten und die Erde hinter dem zu errichtenden Damm aushoben, da wohnen jetzt — schon seit Jahrhunderten — die Nachkommen. Es entstand ein tiefer fortlaufender Graben im Schutze des Deiches als Hauptabzugskanal des Niederschlagswassers im Innern der Marsch. Mit kostspieliger Schleuseanlage wird es nach außen bei Ebbe abgeführt. Bei Herannahen der Flut werden die Tore der Schleusen geschlossen. Bei anhaltend stürmischem und regnerischem Wetter von See her sinkt selbst zur Ebbezeit nie das Wasser so tief, daß die Schleusen geöffnet werden. Das gestaute Wasser tritt über die ganze flache Ebene. Groß aber ist die Gefahr, wenn der Nordweststurm die Wogen höher und mächtiger an die Außendeiche prallen läßt. Dann schlägt für die sonst beneideten Marsch-Bewohner

die ernsthafte Stunde: Wird der Deich hier oder da an einer schwachen Stelle unterwaschen werden und durchbrechen?

Mehrfach eilte auch ich auf den Schuß einer auf der Zitadelle belassenen Kanone mit den aufgeschreckten Bewohnern bei Sturm und Regen in die Nacht hinaus. Ein feierlicher Augenblick voll tiefer Ergriffenheit. Stunde auf Stunde verrinnt, während der Mensch auf Sandsäcke angewiesen, gegen wilde, unbezähmbare Naturkraft als schwaches Hilfsmittel ankämpft. Einzig und allein tut es dann nur der eine Geist, der eine Wille! Dringt die Wassermasse durch, die 10—15 Fuß über dem Niveau der inneren bedrohten Fläche liegt, wird ihr Lauf nicht unmittelbar gehemmt, dann vernichtet sie das „Gebild von Menschenhand“ und raubt Hab und Gut, wenn nicht das Leben in der Sturmflut. In der Nacht vom 3. zum 4. Februar 1825 — so wurde mir aus Aktenberichten bekannt — stieg in kurzer Zeit das Wasser einundzwanzig Fuß hoch. Es floß über die Deiche hinweg und verursachte Grundbrüche. Noch heute finden sich tiefe Teiche, „Kolke“ genannt, die aus Mangel an Erdreich nicht wieder zugeworfen werden konnten.

Die Bewohner des Außendeichs haben Hochfluten weniger zu fürchten, da hier das Wasser langsam steigt und einen gleichen Druck ausübt. Dabei sind die Außenmarschen fruchtbarer; denn die verbrauchte Kraft des Bodens wird durch den Schlickabsatz der Fluten ersetzt, während die Innenmarschen von Jahr zu Jahr an natürlicher Fruchtbarkeit

abnehmen. Marschland ist hauptsächlich Weide mit relativ höchstem Ertrag; das zum Körnerfruchtbau bestimmte Land erfordert dagegen eine kostspielige Bewirtschaftung, da der schwere Boden zu meiner Zeit jedenfalls nur mit einem von 4—6 Pferden gezogenen Pflug umgearbeitet werden konnte.

Marschland, — sehnsuchtsvolles Land! Wer es zuerst betritt, wer dort heimisch ist oder es wurde, liebt dieses Land der fast ununterbrochen in saftigstem Grün prangenden Wiesen, von unzähligen, meist mit Erlen und Weiden bestandenen Gräben durchschnitten, mit Kühen und Pferden. Vereinzelt große Höfe, umschlossen von einem kleinen Haine mächtiger dunkler Eichen. Und weit in ferner Bläue der Schutz und Leben verheißende Deich, dahinter die Masten der Segler und die ziehenden Rauchfahnen der Dampfer.

Rheuma und Wechselfieber, das sog. Marschfieber, sind Plagegeister für ältere Leute und fast epidemisch. Und doch — die Marschen-Menschen lieben Heim und Heimat, schauen hinüber zur Weser, wenn ihre leichten Wägelchen den Deich entlang gleiten, haben Leidenschaft, Treue und Ehrlichkeit im Herzen, von denen Storm und Frenßen erzählen. „Wat köpen sek de dafor, in Hamborch bigroben tau sin!“

Man hat schwer noch eine Vorstellung davon, was es für Mühe und Kosten machte, Kunststraßen anzulegen, wo es in der Marsch weder Stein noch Kies oder Sand gibt. Von der Geest war Schotter, aus den erratischen Blöcken geschlagen, zu holen. Das Ziegelsteinstreichen begann, genau wie schon vor 5000

und mehr Jahren aus dem abgesetzten Schlamm des Nils.

In der ersten Hälfte der siebziger Jahre gab es im Stader Bezirk 350 Ziegeleien im Außendeich. Kein Wunder, wenn es sich leicht über die Klinker-Chausseen dahin fahren läßt. Im Alten Lande, wo im Frühling die Kirschen blühen, so weit das Auge reicht, als wäre man trunken unter japanischen Kirschbaumblüten, hat man den meistbefahrenen Straßen noch Eisenschienenrinnen in Wagenspurbreite eingefügt. Da rollt man dahin und hört nur das Klappern der Hufe. Wer Sorgen hat, den haben sie verlassen, ohne daß er sie jagen brauchte, wie im nahen Buxtehude Schwinegel un sin Fru den Hasen.

Wenden wir uns um, so steigen die Sandhügel des wellenförmigen Geestlandes mit vereinzelten Baumgruppen sanft vor uns auf. Aber so schön der Anblick ist, der nähere Besuch zeigt, was in Bergland und in deutscher Tiefebene verwöhnte Menschen hier vermissen, was sie mit in Kauf zu nehmen haben: Kein Brunnen vor dem Tore, kein Quellwasser von den Bergen, nur Wasser aus den kaum fließenden Gräben, die jeden Unrat von Mensch und Tier aufnehmen und Pestgeruch verwesender Pflanzen im Sommer ausdünsten. Auch an den in Stuben durch die Feuchtigkeit von Alters her dem Mobilar anhaftenden Moderduft, besonders wo der Fußboden aus Lehm besteht, muß man sich erst gewöhnen. Die Speisen nehmen für empfindliche „Geschmäcker" etwas von Jauche an, daß es schwer hält, mit Appetit zu

essen; denn nur wohlhabende Leute leisteten sich damals einen Filterapparat.

Nichts geht über menschliche Gewohnheit, gar wenn sie so fest in eine Landschaft eingefressen ist, wie hierzulande die Art der Mahlzeiten. Man fragt im Lande Kehdingen, das ist die Marsch von Stade bis Freiburg elbabwärts, nicht, ob man schon zu Mittag gegessen hat, sondern: „Hest du de Klüten all äten?“ Und zu dem, der bei der Arbeit sich dösig anstellt, sagt man: „Du hest hüt Middag wol in Klüten to minng (zu wenig) krägen?“ Nun muß man wissen, daß vom Frühstück hier wenig gehalten wird, das wichtigste ist das Mittagessen. Da gibt es Salzkartoffeln und Klüten, faustdicke Mehlklöße, auf jede Person gut ein halb Dutzend solcher Dinger. Abends Bratkartoffeln und die von Mittag übriggebliebenen Klüten, die zerschnitten im Fett schwimmen müssen. Dann schmeckt auch hinterher der Grog. Bier? — nein, weshalb auch? Die Kehlen sind in der feuchten Luft, wo einem nach dem Urteil des damaligen Feldhauptmanns Eggers die Schwimmhäute zwischen Zehen und Fingern wachsen, selten trocken. Innere Wärme tut not, wie dem Ofen, der kaltgestellt, seinen Zweck verfehlt. Wetten werden ausgetragen um so und so viel Grog. Im Kartenspiel geht es um Grog, und ein Hadelner Bauer verkaufte seinen Gaul um 1300 Glas Grog. — „Na, denn prost!“ sagte die ganze Interessentschaft auf'm Pferdemarkt in Stade und begann an Ort und Stelle mit dem glückselig werdenden Verkäufer das Subtraktionsexempel: „1300 Grog minn'ger fifunföfti

Grog sien 1245 Grog!“ Wie die Rechnung weitergeht, ob die richtige Zahl je ausgezählt würde, ob bei vorgeschrittenen Grogzahlen hintereinander nicht ein Verzählen vorkommen könnte, diese Fragen wurden in Wetten um Grog ausgetragen.
Spaß muß sein, so auch im Sprichwort: „He geit up Holschen!“ — Auf Holzschuhen klappt er daher, es ist also kein Leisetreter, der auf Socken oder Sandalen läuft wie in Palästina oder bei den Seldschukken. Er ist kein Aufpasser und Angeber, sondern eine ehrliche Haut, dem man sein Gut anvertrauen kann auch als Hausfrau und „Modder der Kinners“. So will man denn seinen guten Volkscharakter auch sichtbar vor Fremden wahren und bleibt beim Holzschuh, den man sich zur Winterszeit am besten allein fußgerecht anfertigt; dann „drückt he minn’ger“. Auch die mechanische Industrie in diesem wichtigen Bekleidungsstück ist bedeutend: Man weiß von alters, daß das Holz vor Feuchtigkeit schützt, warm hält und billig ist. In Kauf nimmt man dabei, daß die Gelenkigkeit des Fußes verdorben wird, besonders wenn der Schuh breit und massig gearbeitet ist und schließlich zum Pferdehuf neigt, so daß dessen Träger schlechte Tänzer und träge Marschierer werden. Die ganze Haltung wird ungünstig beeinflußt, es gibt krumme Knie und krummen Buckel. Und solche Eigenschaften werden zu Erbanlagen, die neuerdings Körperkultur auszugleichen vermag, wie z. B. durch Sport das Körpermaß der Japaner, zusehend wächst.

Das Abschaffen des Holzschuhes wäre ein Aufge-

ben des Charakters der Bevölkerung, man braucht deshalb ja nicht, wie einzelne Holzschuhliebhaber, sich gar „hölzerne Schäfter" anzuschaffen, die noch, wenn sie über die Waden reichen, die Gefahr in sich tragen, daß man beim Fallen kaum ohne Hilfe aufstehen kann. Wenn einer in der Frühe auf dem Nachhausewege vom Gasthaus am Wege ausschläft, sagt man: „De het all sien Holschenschäfter drägen. He het se mit Grog utföllt!"

Gewöhnlich stopft man die Zwischenräume mit Stroh aus, denn die „Höltschen" müssen ja so weit sein, damit man rein- und rausschlüpfen kann. Ja, wer an „kalten Füßen" beim Kartenspiel leidet, d. h. wer im Gewinn plötzlich nach Hause eilen muß, der soll Kohlen in die Holschen schütten, wie es tatsächlich vorkommt, daß man sich glühende Asche in die Schäfte einfüllt oder sie über Kohlenfeuer hält, um sie bis zum russischen Dampfbad überhitzen zu lassen. Dann heißt es möglichst behende hineinfahren und die verfrorenen Füße sanft darin schmoren und backen zu lassen, wie Bratäpfel in der Röhre...

Ich habe beileibe nicht im Sinne, Humoresken zu schreiben; aber all das ist buchstäblich wahr und ebenso charakteristisch für Land und Leute wie die ernsteren Dinge, zu denen wir jetzt zurückkehren.

Seit Generationen kultiviert das tapfere Volk der Niedersachsen das Moor, das die Geest in weiten Strecken durchsetzt. Hat das in becken- und muldenförmigen Vertiefungen sich ansammelnde Wasser keinen Abfluß, so wuchern in ihm Algen, Halbgräser und andere Sumpfpflanzen auf, die sich bei

ihrem Absterben zersetzen und dann teils vom Wasser aufgelöst werden, teils zu Boden sinken. Dieser Prozeß in Wiederholung. Die Humus- und Säurebildung verwandelt die Reste der fortwährend absterbenden Pflanzen zur breiartigen Masse, zum Baggertorf, der immer fester und dichter werdend, sich mit einer Rasendecke von sauren Gräsern überzieht. Von weitem glaubt man Marschland vor sich zu haben. Beide haben aber eine unterschiedliche Entstehungsgeschichte, wird doch die Marsch durch einen mechanischen Vorgang, das Moor hingegen durch chemische Kräfte organischen Lebens gebildet.

Diese schwammige Masse mit ihrer Gefahr für Mensch und Vieh weckte schon frühzeitig Gedanken einer Nutzbarmachung. Man trocknete, mit breiteren Schiffsgräben vorstoßend, bis auf die Sohle aus und stach Torf. Von der Regierung finanziell gefördert, entstanden in Reihen hintereinander „Moorkolonien". Gegen Verzinsung und Amortisierung des Anlagekapitals wurde der Moorbauer bei seinem kärglichen Bedürfnis zum Herrn auf eigener Scholle und schaffte durch die sogenannte Moorbrandkultur Ackerland, in dessen warme Asche Buchweizen eingeeggt wird. Diese Frucht wechselt mehrere Jahre hintereinander mit immer erneuten Brandfolgen. Moorkultur mit Düngung kann nur da durchgeführt werden, wo genügend Dungstoff vorhanden ist. Die Torfbauern setzen auf ihren Kähnen den Torf ab und tauschen ihn wohl auch gegen Dung ein.

Auf der Geest selbst ging die Kultivierung der Heide oasenhaft im meilenweiten Sande vor sich.

Als wäre in der großen Sintflut hier oder da eine „Arche Noah" gestrandet, so muten die spärlich hingestreuten Behausungen an, die kaum mit einem Wegenetz verbunden sind. Jeder ist sein eigener Herr, aber auch sein eigener Sklave. Statt geselligen Verkehrs sehen diese Einsamen und Stummgewordenen hinaus in die ruhige finstere Nacht wie die Schiffer auf weitem Ozean. Wie fröhlich sind die Kinder, die auf belebter Straße zur nahen Schule gelangen. — Hier dagegen wandert das Kind oft allein, auf stundenweitem ödem Wege zur im freien Felde gelegenen, einsamen Heideschule.

In Gegenden jahrhundertealter Kultur dominiert das stilschöne niedersächsische Bauernhaus mit hohem Giebel, der von zwei gekreuzten Pferdeköpfen gekrönt wird. Die vier Wände schließen alles ein, was der Bauer an Beweglichem sein Eigen nennt. Das Dach bleibt mit Stroh gedeckt, auch wenn es einmal oder öfter abgebrannt ist und, altersschwarz oder mit Gras und Moos überzogen, die Brutstätte von Ratten und Mäusen wurde. An den Wänden der Stube Alkoven, breite Bettladen, in die man so tief versinkt, daß nur ein von der Decke am Strick herabhängendes Querholz die Nase und schließlich den ganzen Menschen wieder aus dem „Bettenschacht" im Klimmzug heraushebt. Als mich einmal eine Bäuerin mit dem Talglicht in messingnem Leuchter zum Übernachten an eine solche Fremdenstaatsbettstelle führte, griff sie nach einem dicken Holz, das an einer Kette außerhalb des Bettrandes hing, klopfte damit eindringlich an die Bretterwand und

sagte, so demonstrierend: „Un dat is de Müse-Knippel!“ „Wieso?“ — „Nu — in de Nacht rascheln Se man damit düchti, wenn de Müs' tau ville Spektakel mooken!“ — Ich war sehr dankbar, überlegte aber, ob ich nicht angesichts solcher Nachtüberraschungen doch Reißaus nehmen sollte. —

Rauchfang und Esse sind in manchen Häusern durchaus noch keine Selbstverständlichkeit. Der Qualm vom Herd geht einfach durch das breite offene Tor mit halb beweglichen Ober- und Unterteilen in der dem Verkehrswege zugekehrten Giebelseite. Obwohl der Abzugsweg des Rauches breit ist, „smookt“ er doch gründlich im Raum herum zur Konservierung des Strohdaches, das so erfahrungsgemäß länger haltbar bleibt, mag auch die menschliche Gesundheit darunter leiden. Wird gefeuert, erscheint der Ankömmling den Bewohnern von drinnen wie ein gespenstisches Wesen, nur gut, daß sie hierzulande Spuk und Hexerei nicht sonderlich schätzen und die Welt nüchtern betrachten. Vieh und Pferde stehen unter dem gleichen Dach; Hühner und Enten gackern und schnattern auf dem Lehmfußboden des Herdraumes. Das ungewöhnlich große Marschenschaf bleibt dagegen selbst in kalter Jahreszeit draußen, weil es Verzärtelung im warmen Stall und verweichlichende Nahrung ebensowenig verträgt, wie die Haidschnucke, das Snukken oder Snikken, worüber ein französischer Herodot des 19. Jahrhunderts etwas gehört, es aber nicht verstanden hatte. — Er schrieb nämlich in seiner Schilderung von Nordwest-Deutschland ein Kapitel: „Peuple Sau-

vage des Heideschnucks.“ — Nach seiner Vorstellung war es ein Volk scheuer, halbwilder Nomaden, die sich von den Kräutern ihres Wüstenlandes nähren und deren Körper mit Wolle bekleidet sei. Der Spaß wollte nicht aus dem Lande Wursten und Hadeln, weichen, bis ich nach 3—4 Jahren nach der Reichshauptstadt kam.

V. DER MANN IST MIT GELD NICHT ZU BEZAHLEN

Während manche ihre Ausbildung mit dem Abgang von der Schule, dem Bestehen eines Examens oder dem Verlassen der Universität für beendet halten und nichts mehr hinzulernen brauchen, fing ich erst recht an zu lernen, als ich im Beruf war. Ich gehörte nicht zu den Klugen, die nicht wissen, was sie nicht wissen, sondern zu denen, die das ganze Leben hindurch ihr Wissen zu bereichern trachten. Stets rege im Geist, suchte ich auch außerdienstlich nach Betätigung und betrachtete alles, was in meine Nähe trat, auch das scheinbar Unwesentliche. So fand mein spürender Sinn manches, woran andere achtlos vorüberzugehen pflegen. Hatte in Stade u. a. Roschers „System des Landbaus" mir eine wahre Fülle weiterer Anregungen auf dem Gebiete des Agrarwesens vermittelt, so wußte ich bei meiner Übersiedlung nach Berlin 1876 nichts besseres zu tun, als auf der Universität regelmäßig Vorlesungen über Staatswissenschaften zu hören und gleichzeitig das Statistische Seminar des Direktors Dr. Engel zu besuchen. Mein Wissen, das im wesentlichen auf eigener Anschauung und Praxis beruhte, erhielt Tiefe und Ordnung.

Immer stärker regte sich der praktische Volkswirt in mir, und auf Reisen nach Belgien, Holland, Frankreich, Schweiz, Österreich-Ungarn und Italien trieb ich vergleichende Studien, um das Beste als erstrebenswert herauszubilden. Nichts ist gerade auch für den Deutschen lehrreicher, als sich außer Bereich seiner Kirchturmspitze und seiner Grenzpfähle umzusehen. Es war nicht unüberwindlich, noch im 40. Lebensjahre zum Doktor der Staatswissenschaft zu promovieren. Die Leipziger Universität nahm meine Arbeit:

„Beiträge zur deutschen Landeskultur"

mit dem Prädikat „laudabilis" an, worauf der neugebackene Dr. phil. das mündliche Examen rite in den drei Fächern: Volkswirtschaftslehre, Staatsrecht und Landwirtschaft cum laude ablegte. Das Anerbieten einer Professur für praktische Nationalökonomie war mir nicht so begehrenswert, wie die Möglichkeit freier Wirksamkeit auf der Grundlage fundierter amtlicher Stellung. Meine Urlaubsreisen hatten mich überzeugt, daß im ungebundenen Beobachten und Forschen die sicherste Gewähr läge, Außergewöhnliches, aber um so Notwendigeres zu leisten.

Erschreckend waren auf der letzten Reise von Stade aus die Eindrücke im heimatlichen Dorf, in der näheren und weiteren ländlichen Nachbarschaft, in anderen Gauen des Reiches, als Nachwirkungen der Gründerzeit, die den Besitz von Besitzenden auf Skrupellose verschoben hatte. Ich entschloß mich ohne

viel Besinnen, in einer Schrift die Leiden des ländlichen Besitzes schonungslos zusammenzufassen. Diese Arbeit öffnete mir den Weg zum Fürsten Bismarck durch seinen Sohn Wilhelm, der sie gelesen hatte.

Der ländliche Grundbesitz,
ein Opfer der großkapitalistischen Spekulation und der Handelsfreiheit.

Ein Warnruf für den deutschen Bauernstand[1].

Wie der hell leuchtende Blitz der Ausfluß einer in der Luft unsichtbaren elektrischen Spannung ist, so ist im wirtschaftlichen Leben eine Erscheinung oder Tatsache oft das Erkennungszeichen verschiedener vom forschenden Auge bis dahin nicht entdeckter Zustände. Und wie aus der Zahl der Blitze die Stärke der elektrischen Spannung hervorgeht, so wird aus der Zahl gleichartiger Erscheinungen der größere oder geringere Einfluß der diese Erscheinungen bedingenden Ursachen bemessen. — Leider pflegt man auch heute noch die mannigfaltigen Vorkommnisse des wirtschaftlichen Lebens mit zu großer Gleichgültigkeit zu beobachten und nicht ihren Ursachen nachzuspüren; daher kommt es oft genug vor, daß man Gegenmaßregeln und Ausgleichsmittel zu spät anwendet, daß man sozusagen den Brunnen erst zudeckt, nachdem das Kind hineingefallen ist. —

So etwa begann ich das Vorwort meiner Schrift und schilderte, wie ich zufällig in Sollstedt, wo ich zwei Jahre nicht gewesen war, erfuhr, daß ein mir

[1] Verlagsbuchhandlung von M. Ant. Niendorf, Berlin 1878.

von früher her bekannter Grundbesitzer eines benachbarten Dorfes sein Besitztum an einen Berliner Kapitalisten verkauft habe. Wie wird ein Jude aus Berlin sich in der Grafschaft Hohenstein ein Landgut kaufen, um selbst Ökonomie zu betreiben, fragte ich mich. Einige Schulden waren auf dem Gut; aber der verlockende Preis war für den Verkauf bestimmend gewesen. Der Besitzer hatte sich schlau errechnet, daß ihm nach Abzug der Schulden vom Kaufgelde noch eine Summe bliebe, die ihm einen immerhin beträchtlichen jährlichen Zinsenbetrag einbrächte. Dieser aber würde ihm ein behagliches Leben in der Stadt sichern, während er seinen Kindern das bare Vermögen zu gleichen Teilen hinterlassen könnte. Er hätte keine Sorgen mehr und liefe nicht Gefahr, noch mehr in Schulden zu geraten. — Die Glocken hört man hier wohl läuten, dachte ich bei mir, aber man weiß nicht, wo sie hängen!
Im Gasthause hatte sich eine größere Gesellschaft eingefunden; es wurde alles mit besonderem Wohlbehagen erzählt und, nachdem ich noch andere Annehmlichkeiten für das Losschlagen von Haus und Hof hervorgehoben hatte, die ein Batzen Bargeld im Beutel vor dem Besitz eines Landgutes mit seinen Quälereien in gegenwärtiger Zeit voraushabe, lockte ich weiteren leichtfertigen Gesinnungswechsel heraus, schnellstens zu verkaufen, um auch auf die Tasche schlagen zu können: „Was kostet die Welt!“ — Soweit ließ ich es kommen, dann hieb ich in diese von jüdischen Händlern für ihre Bauernpflicht mißvergnügt gemachte Gesellschaft ein. Ich bezeichnete

das frivole Spielen mit Verkauf angestammten Gutsbesitzes als aus der Art geschlagen, als Verrat an Vorfahren und Nachkommen, am gesamten Staatswohl, das sich auf Bauernfäuste und Treusinn des Landmannes in erster Linie stütze. Immer mehr füllte sich die Gaststube, auch Knechte hörten zu und sollten es hören: Keinen Widerspruch ließ ich durchgehen, ja einen hämischen Ausruf: „De wullt ins klaug mooken, un is' sülben ut sin Vadderhuus utkniept", parierte ich damit, daß, wenn der anonyme Sprecher einen vierten Sohn hätte, dieser „ook kniepen könnte, um von boben dahl dat tau seggen, wat he liernt het!" — Es dauerte nicht lange, und die Stimmung schlug derart um, daß man entschlossen war, bei Gott und seiner Hilfe nicht mehr zu verkaufen, wenn auch noch so viele verflixte Judenbarone kämen und die harten Taler gleich mitbrächten. —

Was war nun der Grund der überhitzten Verkaufshausse? Die Ansammlung des wirtschaftlichen Kapitals in den Händen der immer exklusiver werdenden Reichen! In der sozialen Geschichte der Völker begegnen wir überall solchen Leuten, in deren Händen sich die Kapitalien häufen. Daraus hat sich schon in früherer Zeit die Ansicht gebildet, daß Reiche und Arme untereinander sein müßten, da sie der Herr alle gemacht habe. Diese Ansicht, nicht auf höherer Eingebung sondern lediglich auf Erfahrung beruhend, wird schon dadurch zurecht gerückt, daß es der Mittel und Wege, um reich zu werden, viele sind, die sich vom moralischen und rechtlichen Stand-

punkt aus als unmoralisch und unrechtlich, daher als verwerflich und widernatürlich erweisen.

Im alten Rom gab es durch Eroberungen, Beraubung und Ausbeutung seiner Provinzen sehr reich gewordene Leute. Die tiefe Armut in den anderen Schichten des römischen Volkes fand ihre Ursache in den Privilegien und Machtansprüchen, die einige römische Familien für sich geltend machten, sowie in der Arbeit der Sklaven. Auf ähnlichen Grundlagen fußte der Reichtum der Könige im Altertum. Der Reichtum der Ritter im Mittelalter bestand teils aus erbeuteten Schätzen, teils aus Abgaben und Frohnden der Bauern. Unrechtmäßiger Erwerb herrschte vor. Die Notwendigkeit der Existenz aller jener reichen Leute leuchtet somit nicht ein. Sehen wir davon ab und fragen, wie viel von vorhandenen Nahrungs- und Genußmitteln, dem Volksvermögen, jeder zu beanspruchen hat, so lautet die Antwort:

Soviel, als die Dienste wert sind, die jemand der Gesellschaft als Gegenleistung gewährt!

In der Skala der ehemaligen Beamtengehälter kommt die Richtigkeit dieser Grundlage etwa zum Ausdruck. Wie im öffentlichen Dienst, so sollte es auch im privaten sein. Das ist aber nicht der Fall. Ein preußischer Staatsminister erhält für seine Leistungen z. B. 36 000 Mark neben freier Dienstwohnung, der Bankier, dessen Tätigkeit auch notwendig ist, kann in einem günstigen Augenblick durch Spekulation oder Transaktion ein solches Ministergehalt sich vom Volksvermögen ohne weiteres zuschanzen. Hielte man das für richtig, würde die ein-

stündige Arbeit des Bankiers so viel und mehr wert sein, wie die Jahresleistung des Ministers. Gäbe es einen verantwortlichen selbstsicheren Regulator des Volksvermögens, er würde sich nicht auf diesen krassen Unterschied einstellen. Ob durch Aktienschwindel, industrielle und kommerzielle Spekulation bei billiger Produktion und teurem Verkauf, resp. bei billigem Ein- und teurem Verkauf, viele der heutigen Großkapitalisten haben so ihren Reichtum erworben; andere sind sogar, ohne je einen Dienst an der Gemeinschaft geleistet zu haben, in kurzer Zeit Millionäre geworden. Solche nehmen sich wie die Schmarotzerpflanzen aus, die den Bäumen die Nahrung entziehen, ohne jemals selbst Früchte zu tragen.

Umgekehrt ist manch edler Mann, der sich um Vaterland und Gemeinschaft verdient machte, hingesiecht, gestorben, ohne auch nur den Dank seiner Nation für seine Opfer zu ernten. Wenn auch dies Opfer freiwillig und vielfach nicht in Erwartung einer Wertung und Würdigung seitens der lebenden Generation dargebracht wurde, so ist es doch unrecht, von Leuten Dienste ohne Dank oder Entschädigung anzunehmen oder zu verlangen, solange nicht das ganze Volk vor dem Feinde steht oder in der Heimat das letzte hergibt. Ich denke dabei besonders an den Landwirt, der mit Aufwand seiner Arbeitskraft, seines Kapitals, das Land bestellt, sich selbst einsetzt von früh bis spät, um Nahrungs- und Futtermittel zu produzieren, der seine Steuern zahlt, aber dem sein Getreide nicht so teuer bezahlt wird, daß er für die aufgewandte

Mühe und das verauslagte Kapital hinreichend entschädigt werde. — Und das ist der Fehler!

Wenn — ohne dabei gleich an einen völligen Ausgleich der Güter zu denken — die Willkür beschränkt würde, mit der einzelne sich wirtschaftliche Vorteile zuschanzen, so würde das immerhin eine Möglichkeit gerechterer Vermögensverteilung bedeuten. Dem Staate müßte gegenüber dem Schwindelvermögen das Recht eines Gläubigers zugestanden werden, während das ehrlich durch fleißige Arbeit, Erbschaft, Sparsamkeit, Enthaltsamkeit, nicht aber durch Geiz angesammelte Vermögen unbehelligt bliebe. — Am Bestehenden soll man mit Vorsicht rütteln, dagegen die Ursachen bekämpfen, die Verhältnisse schufen, mit denen man unzufrieden ist, und vorbeugen, daß nicht aus diesen Ursachen neue Unerträglichkeiten heraufbeschworen werden! Die drei Worte:

M a c h t d e s G r o ß k a p i t a l s

bezeichnen das Verhängnis, welches vernichtend auf unserer Wirtschaft lastet, alles wie der Moloch verschlingt, vor dem sich alles beugt und flüchtet: Die Wirkung verspüren nicht nur das Kleingewerbe und die Kleinindustrie, wenn sie auch hier zuerst sichtbar wird, nur macht man sich die traurigen Gesamtfolgen oben und im Großbetrieb noch nicht recht klar. Die mächtige Allianz des Freihandels mit der Maschinenkraft bohrt von unten nach oben am Vernichtungswerk. — Gegenmaßnahmen werden zu spät ersonnen.

Güterverkäufe, die in Familienverhältnissen, Verschuldungen usw. begründet sind, stehen hier nicht

zur Debatte, sondern die sog. „Angstverkäufe" — nur weil ein gewisser jemand wie ein Dieb in der Nacht auf den Landmann zukommt und ihm zuruft: „Verkaufe mir deinen Grundbesitz!" Und plötzlich entsinnt sich der Angegangene, daß er längst die landwirtschaftliche Schinderei satt hat. — Eine Verkaufsstatistik haben Kreise und Bezirke mir nicht nachweisen können; aber die selbst aufgezeichneten Fälle sind so charakteristisch, daß ich

eine neue soziale Volkstumsfrage

darin erblicke, deren verderbliche Tendenz und Folgen vorauszusehen sind. Ist der Überdruß, die Unlust der Landwirte, wie ich sie feststellen konnte, begründet? — Ja! Weil die Besitzer am Schluß des Jahres sehen, daß sie nicht nur nichts erübrigt, sondern zugesetzt haben! Ihre Wirtschaft geht zurück, ohne daß sie recht wüßten, woran es liegt. Gewiß sind die hohen Arbeitslöhne mit schuld. Die ländlichen Arbeitslöhne stiegen, als die Produktion in der Großindustrie einen unnatürlichen, sich rapide steigernden Umfang annahm. Anfänglich fanden die Waren Absatz bei sich aufwärts bewegenden Preisen, dem Industriearbeiter konnten höhere Löhne gezahlt werden. Der Landwirt kam da nicht mit, so gingen die Landarbeiter in die Fabriken, die Landflucht setzte ein! Um ihr einigermaßen zu begegnen, mußte der Landwirt auch höhere Löhne zahlen, die das Doppelte und Dreifache der früheren Sätze erreichten.

Die industriellen Gegenden hatten in den voraufgegangenen Jahren an Bevölkerung zugenommen, und

nach den klugen Lehren der Nationalökonomie mußte nun die Landwirtschaft zu größerer Blüte gelangen, da Zunahme der Bevölkerung die Nachfrage nach den unentbehrlichsten landwirtschaftlichen Produkten steigert. Diese Lehre, die der Alte Fritz bei seinen wirtschaftlichen Kulturbestrebungen als Grundlage annehmen konnte, stammte aber aus einer Zeit des engen Verkehrs von der Stadt zu den anliegenden Dorfschaften. Wir erlebten das beim Bahnbau Halle-Nordhausen und weiter nach Kassel, daß mit einmal die Naturalentlöhnung aufhörte und mit der Inbetriebnahme die Barlöhne stiegen. In damaliger Zeit fand ein Vers Verbreitung, der auch unter einem farbigen Bilde stand, das einen mächtigen Planenwagen, gezogen von vier prächtigen, charakteristisch aufgezäumten Apfelschimmeln, begleitet von gleichmäßig gekleideten Fuhrleuten darstellte:

„Wer hat nur den Dampf erdacht,
uns Fahrleut' um das Brot gebracht?
Wir Fuhrleut' wir sind übel dran,
der Teufel hol' die Eisenbahn."

Ebenso übel dran waren manche Gastwirte an der Landstraße, die oft mehrstöckige Logierhäuser und große Ställe erbaut hatten.

Nun bezieht man über das große Netz der Eisenbahnen den zunehmenden Getreidebedarf selbst aus Rußland und noch weiter her, wo es billiger produziert und auf den Markt gebracht wird, anstatt die noch im eigenen Vaterlande schlummernde Bodenkraft der Ausbeutung zu unterwerfen!

Die durch Bewilligung von Differenzialtarifen begünstigte Zufuhr ist es, die die Preise der landwirtschaftlichen Produkte seit Jahren fast auf einer für den Fortbestand unserer Landwirtschaft zu niedrigen Höhe gehalten hat, während die Produktionskosten sich um das Doppelte erhöhten, und die Gebrauchsartikel der Landwirtschaft auch im Preise stiegen. Es kommt vor, daß der deutsche Landarbeiter sich hohe Löhne zahlen läßt, sich für billigeren Preis russisches Getreide kauft und den Überschuß seines Lohnes den Industriellen zuwendet! Der Handels- und Gewerbebestand hat somit dreifache Vorteile, die deutsche Landwirtschaft einen dreifachen Nachteil: Industrieller und Handelsmann verdienen am Landarbeiter, da der Industriearbeiter billiger ausländisches Getreide kaufen kann (Einfuhrwert ins deutsche Zollvereinsgebiet 1874 für 135 066 000 Thlr.), fallen damit seine Lohnansprüche. Die Industrie findet in den Getreide ausführenden Ländern ausgedehnten Warenabsatz zugunsten ausländischer Landwirte.

Und nun deutscher Bauer siehe zu, wo du bleibst!

Hat man überhaupt schon zu erproben versucht, was deutsche Landwirtschaft zu leisten imstande ist, wenn ihre Arbeit angemessen bezahlt wird? Sie kann und wird mehr produzieren! Daß gegenwärtig nicht mehr Getreide gebaut wird, liegt daran, daß es sich nicht lohnt, mehr zu produ-

zieren. Die Preise würden noch mehr sinken, es kämen nicht einmal die Produktionskosten heraus! Ganze Äcker liegen unbestellt!

Die deutsche Landwirtschaft — das ist ungeheuerlich — findet auf einheimischem Markte keine Abnehmer, so nimmt sich der Händler der Dinge an und sagt, er führe allerdings zu ungenügenden Preisen deutsches Getreide aus, aber er helfe doch! — Nun, er weiß sein Geschäftchen auch so rum zu machen, und wer kontrolliert, wo dieses „Exportgetreide" bleibt? Die Statistik allerdings gibt für 1874 an, daß für 77 100 000 Thlr. deutsches Getreide ins Ausland ging, schon ein Beweis, daß deutsche Landwirte dem deutschen Arbeiter dienen könnten.

Längst hätte der deutsche Bauer gefördert und gestärkt werden sollen; man trägt aber durch Indolenz noch zur Hebung der Bodenbewirtschaftung des darin zurückgebliebenen Auslandes bei. Der Bauer wischt sich mit Steuerzetteln den Mund, und bald ist er reif zum Verkauf. Wer sitzt dahinter? Der Jude! Das ländliche Kreditwesen hilft dabei noch nach. Wem fiel es ein, bei zugesagten Gründungsgewinn in der Industrie von 20—30% sein Geld zu 4,4½ und 5% auf Grundbesitz auszuleihen? Nun verzinst sich aber in der Landwirtschaft das Kapital kaum über 3%. Ein gesunder Ertrag von 4—5% wird selten noch erzielt. Die Kuponschere rostet beim Landwirt und hört beim Juden nicht auf, blitzeblank zu schneiden!

In keiner Zeit haben die ländlichen Schulden so zugenommen. Wer genügend vom Wucher ausge-

sogen ist und die Zinsen nicht mehr zahlt, dem verkaufen die Gläubiger Grund und Boden an einen Nachfolger, mit dem das Spiel des Zins-auf-Zins-Schlagens zum Kapital weiter getrieben wird. Ich schneite in eine solche Existenz-Tragödie schon zweiter Hand hinein, wie der Gutsbesitzer mit verkniffenem Munde dastand und einen Augenblick zögerte, ob er nicht lieber die Rodehacke in der Ecke ergreifen sollte, um die Verderber deutschen Bauernfleißes niederzuschlagen. Da aber sah er auf seine Kinder, die nichts wußten, doch Schreckhaftes ahnten, und die Frau rief, sich am Herd umdrehend: „Nicht, Friedrich! Wir zeigen's diesen Leuten doch noch, daß sie uns nicht beugen und verzweifeln lassen können!" — Und damit kehrte das Vertrauen dem schwer Geschlagenen zurück! „Modder, pack allens inne. Den Bauern soll man wedder achten lier'n!" Da gingen die Propositionen auf der eingeschüchterten Gegenseite los, unter welchen Bedingungen die Familie bleiben könnte. Ekelhaft war mir das, und ich warf die Tür vor den Ohren des Kreisjuden zu, daß der Schreck ihn zu ehrenvolleren Bedingungen nötigte.

Ich will mich über den weiteren Inhalt meiner Schrift und darüber hinaus kurz fassen, mag sie doch ein Landverband neu herausgeben, da ich nur wenig Exemplare für meine Freunde rettete. Wer lacht nicht alles in der Stadt, auf der Getreidebörse und in den Kontoren über den „dummen Bauer"! Man muß, um nicht über die Achsel angesehen zu werden, sich hüten, seine ländliche Abstammung zu verraten. Ein, zwei gesinnungstüchtige Theaterstücke zeigten das

Mißverhältnis, waren aber zu rührselig; das Bewußtsein, daß der Bauer für die Existenz des Volkes ausschlaggebend ist, kam immerhin in der Darstellung heraus. Doch wer wollte sich noch einem verachteten Berufe widmen; lieber alle Söhne auf die hohe Schule schicken, Kaufleute oder Beamte werden lassen! Die größte Volks- und Staatsgefahr liegt darin, daß die das ländliche Elend mit Spekulations- und Wucherkniffen hervorbringenden Geldmenschen selbst die Staats- und Volksfeinde sind, während der Bauer konservativ und staatserhaltend bleibt. Wie im oben erlebten Falle wird der Besitzer zum Pächter, zum getretenen Sklaven. Die Entäußerung einiger Teile seines Besitzes scheitert meist daran, daß dann im Dorfe über seine Verhältnisse geredet wird. Lieber heimlich Geld aufnehmen, als den Stolz aufgeben, ein Besitzer von so und so viel Morgen zu sein! Das Bedürfnis nach kleineren Landparzellen wird andererseits kaum befriedigt.

Große Nachfrage nach Pachtgütern und kleinen Liegenschaften treibt zu fieberhaften Ankäufen. Kaum hat das Spekulationsfieber in Industrie und Handel zerrüttete Gestalten hinter sich gelassen, bricht es von neuem mit zerstörenden Wirkungen auf dem Lande aus. Was fragt der Spekulant, der heute 10 000 Mk. verliert, um morgen 50 000 Mk. zu gewinnen, danach, wenn er einen überdrüssigen Bauer mal mit 5000 Mk. überzahlt. An Sparsamkeit und Entbehrung gewöhnt, wertet dieser das Geld, während der Halsabschneider nicht danach fragt, wenn er morgen ins Gefängnis wandert.

Die Landgroßschlächter haben in den Landstädtchen ihre Agenten. Sie reisen von Dorf zu Dorf und schwindeln in dem Dorfkrügen unter Gott weiß welchem Vorwand Güter bei einem Glas Bier ab. Kaum ist abgeschlossen, steht der Dritte vom Nebentisch auf und zahlt unmittelbar so und so viel tausend Taler mehr, — ein schönes Maklergeschäft! Die Not einer unentbehrlichen Berufsschicht durch Schacher und Betrug sich zunutze zu machen, ist das schändlichste Gewerbe, es grenzt an das der elenden Seelenverkäufer, die junge Mädchen verlocken und sie dann in Freudenhäusern unterbringen.

Die ausbezahlten Landleute gehen in die Stadt, um dort erst zu erfahren, wie rasch das Geld hier schwindet. So wird das Kapital angegriffen. Es geht schneller von der Hand, ein Aktienpapier oder einen Staatsschuldschein zu veräußern, als man sich früher entschlossen hätte, ein Stück von seinem Land zu verkaufen. Der Rückfluß des Kapitals in das Sammelbecken der Geldleute beginnt. Alte abgegriffene Papiere sind als Anzahlung gegeben, sie fallen, und dem Bauer will es nicht in den gesunden Kopf, daß die gangbaren Werte heute so, morgen so stehen.

Die Verarmung der Landbevölkerung wird, sofern man ihr nicht beizeiten Einhalt gebietet, in Zukunft immer weiter um sich greifen, aus einem gesunden Bauernstand werden schließlich

verschuldete Grundbesitzer,
abhängige Pächter,
Zwergwirte

wenden! Die Stadtbevölkerung wird zunehmen, Leichtsinn und Luxus werden sich entfalten, im krassen Widerspruch zur Sorge auf dem Lande. Das ländliche Proletariat kommt hervor, und wer wird noch unbesoldete Ehrenämter der Selbstverwaltung mit Lust und Liebe versehen!

Gesteigerte Landflucht —

das ist die besorgniserregende politische Seite der Sache!

Das alte römische Weltreich ging so zugrunde. Ist es nicht damit genug, daß der Handwerker durch die Maschinen und die skrupellose Ausbeutung menschlicher Kräfte zum besitzlosen Fabrik-Proletarier verdammt wurde. Millionen gehen ins Lager der Sozialisten über. Was sagt schon ein Tiberius Gracchus:

„Es ist Hohn und Lüge, wenn die Anführer ihre Soldaten in der Schlacht anfeuern, für die Tempel ihrer Götter und die Gräber ihrer Väter zu kämpfen; denn von der großen Menge der Bürger hat keiner einen väterlichen Altar, keiner einen Grabhügel seiner Vorfahren, sondern sie kämpfen für anderer Verschwendung und Reichtum!" Will man die Existenzberechtigung der Nationalitäten anerkennen — und das Gegenteil davon haben nur erst wenige vergeblich zu beweisen versucht —, so ist es die unbedingte unabweisbare Pflicht der Nation sich zu stärken, um jederzeit auf einen Kampf, in dem es sich um ihre Existenz handelt, vorbereitet zu sein. Dieses tut man aber nicht, indem man seine wirtschaftliche Kraft schwächt

und — damit nicht genug — auch die wirtschaftliche Kraft anderer Nationen obendrein noch stärken hilft!

Freihandels-System

Die „weltbeglückende“ Freihandels-Idee Adam Smiths, man tue am besten, da zu kaufen, wo am billigsten produziert wird, oder mit anderen Worten: man kaufe alles dasjenige, was man selbst nicht zu dem Preise herzustellen vermag, für den man es kaufen kann, dieser Lehrsatz ist für Deutschland ein ausgesprochenes Verhängnis! Nähere Begründungen habe ich in meiner bereits zitierten Schrift gegeben, ich will hier nur noch einen Satz herausgreifen:

„Kann man wollen, daß die Bauern überall teuer kaufen müssen und sie allein billig verkaufen sollen? Richte man doch Kornkammern ein und verabreiche den Bedürftigen das Brot meinetwegen unentgeltlich, aber auf Kosten des Staates und nicht auf Kosten der Bauern!“

Ich erinnere an Urbarmachung noch vorhandener Heideflächen: man wende dort brachliegende Arbeitskraft an, lasse sie aber nicht auswandern in Länder, wo der Arbeit größerer Schutz gewährt wird, als unter unserem Freihandel, der von England schmackhaft gemacht wurde, als es sich selbst nach zwei Seiten gesichert hatte. Wieder waren es die gleichen demokratischen Leute, die Adam Smith beweihräucherten und, ohne an das Vaterland zu denken, aus Cordialität ihn bei uns zu Ehren brachten.

Als in Deutschland z. B. die Eisenzölle am 1. Jän-

ner 1877 fortfielen, hob im selben Augenblick Rußland die bisherigen Zollerleichterungen für Eisenmaterialien, die es meist aus deutschen Fabriken bezog, auf. Die russischen Bahnen waren nunmehr verpflichtet, die Hälfte ihres Bedarfs in russischen Fabriken zu bestellen. Der Schaden für die deutsche Eisenindustrie ist damit umrissen, daß s. Z. auf russischen Bahnen von laufenden 3442 Lokomotiven allein 1051, dazu die Mehrzahl der Eisenbahnwagen, Schienen und Telegraphenapparate, aus Deutschland bezogen worden waren. Man kann sich vorstellen, wieviele Eisenfabrikarbeiter entlassen werden müssen, wenn man das Ausfuhrtor schließt und gleichzeitig von der anderen Seite die Tore für ausländisches Eisen öffnet. Wer konnte solchen Unsinn aushecken oder dulden?

Mehr kann man über die Fehlerhaftigkeit unserer Handelspolitik kaum sagen, als das, was das Pariser „Journal special de la metallurgie" vom 8. Juni 1876 schreibt: „... Unsere Nachbarn, die Belgier, bereiten sich vor, und es steht zu diesem Zweck die Bildung eines Syndikats der belgischen Eisenindustrie in Frage, um sich mit dem ersten Schlage (1. Jänner 1877) des deutschen Marktes zu bemächtigen und den Anstrengungen zuvorzukommen, welche die Engländer ihrerseits zu diesem Zwecke machen." Und fragt man, wer hinter all dem steckte? — Juden und Freimaurer im Solde Englands!

Mit wirtschaftlicher Schwächung ist stets eine politische Schwäche verbunden. Man denke nur an die damalige Türkei, den sog. „kranken Mann". Ganz

so herunter waren wir allerdings nicht. Nie wird es aber dahin kommen, daß alle Nationen friedfertig nebeneinander leben und keines Schutzes der Arbeit und keiner Machtvermehrung bedürfen. Einer wird stets lauern, den anderen im Frieden oder mit Waffen unterzukriegen. Im Ausland raufte man sich um das törichte Geschenk des Reiches voller Freude. Wenn wenigstens die Einfuhr russischen Getreides erschwert worden wäre!

Der deutsche Arbeiter braucht infolge klimatischer und anderer Verhältnisse mehr als der polnische, französische und italienische. Er kann nicht so billig arbeiten wie sie. Wird man wenigstens nun aus nationalem Bewußtsein der Verlockung widerstehen, den deutschen Arbeiter arbeitslos zu machen, um sich Ausländer als moderne Sklaven zu halten?

Die Landwirtschaft muß verlangen:

1. Zoll auf auswärtiges Getreide, schon als Ansporn zur Vermehrung der Produktion. Eine Benachteiligung der Konsumenten ist dadurch nicht zu erwarten.
2. Die Preise müssen sich fortdauernd auf einer den aufgewendeten Produktionskosten entsprechenden Höhe halten. Schon der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. duldete nicht, daß die Kornpreise zu hoch oder zu niedrig bemessen waren.
3. Die Pflichten gegenüber dem Staate müssen die Grundbedingungen zu einer leistungsfähigen Existenz gewährleisten. Diese muß geschützt

werden, damit die Mittel zur Erfüllung dieser Pflichten überhaupt vorhanden sind. Die ausländischen Produzenten kennen solche Pflichten nicht.

Ein Herr Villault sagte in einer Rede über das Recht an Arbeit: „Das Pendel der allmählich fortschreitenden Zivilisation schwankt nach den Bedürfnissen des Augenblicks von dem einen zum andern Prinzip, und nachdem es sich der absoluten Freiheit des Individualismus zugeneigt, kehrt es zu der Notwendigkeit der Leitung durch den Staat zurück." Diesen Worten trat Herr Bastiat in einem Brief an Thiers, den Verfasser des Buches „Über das Eigentum", entgegen, in dem er sich in überspanntem Eigendünkel zu zeigen bemühte, daß Schutzzoll zum Kommunismus führe.

Für England war das Prinzip des Freihandels und das des Schutzzolles jedesmal den Bedürfnissen des Augenblicks angepaßt. Für uns muß das Prinzip des Schutzzolles „zu ewiger Wahrheit, zum mathematischen Begriff" werden, wenn wir unsere nationale Arbeit fördern und schützen wollen!

Deutschland, an natürlichen Hilfsquellen ärmer als etwa Frankreich, nimmt den ersten Rang unter den politischen Mächten ein, wobei es gezwungen ist, vom wirtschaftlichen Kapital erhebliche Aufwendungen für das Heer zu machen, ein teurer Schutz unserer nationalen Arbeit, die dadurch gegenüber dem Auslande schwer konkurrieren kann. Soll das Volk, welches diese Lasten im Bewußtsein ihrer Notwen-

digkeit freudig trägt, aber noch dulden, daß die ausländischen billiger arbeitenden Produzenten unseren Markt beherrschen? Schreiten wir auf den Bahnen des Freihandels fort, so wird man halbenwegs einsehen lernen, daß wir in einen Morast geraten, und darin stecken bleiben.

Die Zauberformel der Gründerzeit vom „geeinigten Deutschland" machte kurze Zeit Unmögliches möglich; dieser Größenwahnsinn aber schloß eine Überschätzung der volkswirtschaftlichen Kraft ein, die kaum berechtigt wäre, wenn selbst alle fünf Jahre fünf Milliarden in unsere Großstädte flössen. Dann wäre immer noch der angeschwollene Strom in seiner Pegelhöhe zu halten; jedoch dies Niederschlagsgewitter ist vorüber, die Wellen haben sich verlaufen. Eine schöne Erinnerung bleibt denen, die im Überflusse geschwelgt haben. Ein Märchen nur klingt noch ans Ohr: Es war einmal ein armer Schlucker, der über Nacht reich geworden; nun ist er armseliger als zuvor und muß sich nach der Decke strecken... Er begnügt sich wieder mit trockenem Brot und mit vegetarischer Knollenkost; aber schinden tut er sich; denn er war's auch vorher gewöhnt... Wie der arme Schlucker am Abend eines Hoffnung begrabenen Tages der Gründerzeit nachdachte, kam die Fee, an die er glaubte, und sagte: „Du mußt zurückgezogen leben; sieh, deine häuslichen Verhältnisse dulden einen Verkehr mit den vornehm Reichen anderswo nicht, die auf deinem Buckel Kriege führten, daß sich dein Haus nicht so ungestört entwickeln konnte, wie bei den Nachbarn. Was brauchst

du Luxus- und Genußmittel von weither holen? Deine Kaffeebohne ist Frank-Korn und dein Puder das Schwarzbrot, das die Wangen rötet. Du hast ein Parlament, da wird probiert. Warum, weshalb? Gibt es nicht deutsche Töne von Mund zu Mund, von Herz zu Herz? Du Bauer, der du dem Geldmenschen dein Feld räumst, suche dir Männer, die deine Geschicke als die ihren tragen. Willst du der Bauernfängerei ewig erliegen? Dazu ist deine Kraft zu schade!" So im Märchen.

Meine Schrift „Der ländliche Grundbesitz" endete damals mit einem Aufruf an die Freunde unseres deutschen Bauernstandes. „... Grundbesitzveräußerungen an, durch oder für solche Kapitalisten (insbesondere Juden), welche nicht selbst die Landwirtschaft betreiben, Verschuldungen, soweit Juden als Gläubiger in Frage kommen, Ausschlachtung von Landgütern, alle Verhältnisse, welche zur Beleuchtung der angeregten Frage dienen können, ..." an die „Deutsche Landes-Zeitung" Berlin S. W., Alte Jakobstraße 132, unter „Grundbesitzverhältnisse" zu melden. Strengste Diskretion wurde zugesichert.

Der Nachdruck, den ich offenherzig auf die Ausbeutung durch Juden legte, trug mir entrüstete Anwürfe als „Antisemiten und Rückständler" ein. Mit solchen werde man im Staatsdienst kurzen Prozeß machen, wenn es sich bewahrheiten sollte, daß in hohen Stellen auf derartigen Dilettanten der landwirtschaftlichen Verhältnisse etwa ein wohlwollendes Auge ruhe. Damit hatten die demokratischen Juden-Gazetten — vielleicht unbewußt — etwas

Richtiges geahnt. Graf Wilhelm von Bismarck äußerte nämlich bald darauf ein, zwei Worte der Anerkennung bei der von ihm gewünschten Vorstellung im „Auswärtigen Amt“ und meinte, er wolle seinem Vater nicht vorgreifen. Dann öffnete er die Tür und führte mich vor den historischen Eichenschreibtisch, hinter dem ein Mann saß, der mich unter Heben der buschigen Augenbrauen durchdringend anblickte:

Otto von Bismarck.

Ich verbeugte mich, linkisch noch in schwerfälliger Bauernart, wozu Frack, weiße Binde und Angströhre kaum passen mochten und meldete:

„In Euer Durchlaucht gnädiger Fürsorge zur Reichskanzlei berufen, August Pflug aus Sollstedt in der Grafschaft Hohenstein.“

Der gewaltige Koloß erhob sich elastischer, als ich aus meiner ergebungsvollen Verbeugung aufgetaucht war; griff nach meiner Hand, die ich gar nicht so schnell hinstrecken konnte, weil ich törichterweise den Zylinder in der Rechten hielt, und sagte:

„So, das sind Sie, der den Schneid fand, das Kind mit dem rechten Namen zu nennen, der die ländischen Verhältnisse besser studierte und dem Freihandel kräftiger den Marsch bließ, als wir beide, Wilhelm! — Herr Sekretär und Kalkulator Pflug, sollten Sie sich bewähren, wie es nach ihrer mutigen und alle Verhältnisse richtig einschätzenden Schrift aussieht, werden Sie von mir als Geheimer Exedierender Sekretär die Aufträge erhalten, die ich Ihnen zutraue.“

Ich kam kaum dazu, zu danken und zu beteuern, daß ich alles tun wolle, was in meinen Kräften stehe, als der Eiserne mir nochmals die Hand drückte, daß man mit „Au!“ hätte quittieren mögen, und drohte: „Machen Sie Sollstedter Bauernjunge mir keine Floskeln!“ — Draußen verabschiedete mich Wilhelm von Bismarck mit einem Schlag auf die Schulter: „Der Alte war aufgeräumt; man trifft ihn auch anders: leben Sie wohl und lassen Sie kein Wort verlauten, daß ich Sie dem alten Herrn vorstellte. Es ist meine persönliche Angelegenheit.“

Das ließ sich wunderbar an. Es ist aber die Tragik verantwortungsbewußter, vorausschauender Persönlichkeiten, daß sie nur von ihresgleichen, nicht von den subalternen Charakteren verstanden, lediglich nach deren Gesichtswinkeln beurteilt werden, neidisch auf jeden Erfolg, den außergewöhnliche Einsicht und Tatkraft erzielen. Von solcher Tragik war auch mein Wirken für die deutsche Idee umwittert. Es hat sich mir gegenüber allgemein unser damaliges Beamtentum beschränkt gezeigt, ebenso wie gegenüber den Erfordernissen, die das Reich in den siebziger und achtziger Jahren verlangte. Ich war einer derjenigen, die gegen diesen Strom schwammen, vielleicht der einzige — nein, in späteren Jahren habe ich im Reichsschatzamt mit einem Berliner Kriminalkommissar zu tun gehabt, der höllisch aufräumte und dabei nicht an sein Fortkommen dachte. Bleichröder und Mendessohn kamen gelaufen, man sollte den Mann kassieren. — Erst recht war der Staatsminister von Boetticher ein Mann, der voll

Überzeugung das einzig Mögliche beim Abschied Bismarcks tat, mochte er sich noch so viel Feindschaft zuziehen.

Stade — das möchte ich nachholen — hatte ich schweren Herzens verlassen, wenn auch mein Fortgang auf Anregung eines Landsmanns in der Reichskanzlei durch Eingabe vorbereitet war. Von einem kleinen Kreis jüngerer Leute und einigen Persönlichkeiten, so dem Senator Holtermann, dem Konsistorialpräsidenten Backhausen und dem Geschichtsforscher Tobelmann trennte ich mich schwer. Wir hatten doch auf gemeinsamen Wanderungen mancherlei Gedanken ausgetauscht. Nun brachten sie mich an einem Tage, als es mit Kannen vom Himmel goß, zur Postkutsche. Es regnete noch ununterbrochen in Hamburg und während der Eisenbahnfahrt. Das Rhin-Havel-Luch war ein großer See.

Auch die folgenden Tage hörte der Regen nicht auf. Ganze Stadtteile Berlins standen unter Wasser, so daß die Zimmersuche bei der Wohnungsnot erst nach Tagen in Bescheidung mit einer Mansarde in der Albrechtstraße bei einer Französin Erfolg hatte.

Meinem Amtszimmer gegenüber lag das Zentralbüro, nur getrennt durch einen schmalen Gang, auf dem sich der Hauptverkehr im Amt abspielte. Hier mußte alles durch, was zum Zentralbüro und zur Bibliothek wollte, die an mein Zimmer grenzte. Auch der „Präsident des Reichskanzleramtes“, Delbrück, mußte hier passieren, wenn er aus seiner nach dem Garten gelegenen Privatwohnung zu seinem

nach der Wilhelmstraße gelegenen Büro zum Arbeitszimmer des Fürsten Bismarck ging.

Kam ich in diese erste Behörde des Reiches mit hochgespannten Hoffnungen, dort ein mich befriedigendes Arbeitsfeld zu finden und an der Entwicklung der Reichsverhältnisse zum Wohle des deutschen Volkes mitzuarbeiten, so bekam ich den ersten Dämpfer, als mir mein Landsmann, der Geheime Expedierende Sekretär Gustav Lieban, der auch in vorgeschrittenen Jahren den Doktor phil. erworben hatte, Winke gab, wie ich mich gegenüber den einzelnen Vorgesetzten zu verhalten und meine Beziehungen zu den verschiedenen Kollegen einzurichten habe. Ich wäre bald angeeckt, wenn ich mich in meiner Harmlosigkeit gegeben hätte, wie ich war. Die Beamtenschaft war nämlich aus allen Teilen des Reiches zusammengewürfelt und einzelne waren gegeneinander ziemlich empfindlich. Ich wurde der Abteilung für Innere- und Finanzangelegenheiten zugewiesen. Als Vorgesetzte kamen außer Exzellenz Delbrück der Unterstaatssekretär Eck, der Direktor Dr. Michaelis, Geheimrat Huber sowie einige kleine, unbekannt gebliebene Größen in Betracht.

Die Büroarbeiten waren sachlich scharf abgetrennt. Etatsarbeiten, Zoll und Steuersachen fanden ihre Konzentration in einer Hauptbuchhalterei und Geheimen Kalkulatur. Darin war ich tätig. Der Vorsteher der Hauptbuchhalterei war ein noch junger Rechnungsrat aus Hannover, der sich von dort drei Herren verschrieb. Diesem habe ich es zu verdanken, daß ich bei jeder Gelegenheit oben angeschwärzt

und falsch beurteilt wurde, ohne zunächst zu merken, woher der Gegenwind blies, und gerade das war mir immer besonders zuwider! Wie anders, wenn nur mit offenem Visier gegen jedermann vorgegangen werden dürfte, und es Grundsatz in Deutschland würde, jede Nota, die nicht gleich in den Papierkorb ginge, dem hinterrücks Betroffenen amtlich mitzuteilen — ein Segen wäre das! Denunziationen würden aufhören, Frivolität die gebührende Abfuhr erleben, die Stänkerer kämen ans Licht! Die stillen treuen Arbeiter vielleicht auch.

Aber nein, im Menschen steckt ein Drang, auf heimliche Dinge ein Ohr zu haben, dem anderen etwas auszuwischen, wenn er nur nichts davon erfährt, oder durch Anschwärzen eines Tüchtigen sich oben Liebkind zu machen. Es ist die Kochtopfguckerei des deutschen Spießers, die anderen Nationen nicht liegt und uns vielfach zur internationalen Witzblattkarrikatur machte. Nur ein genialer Reorganisator des deutschen Beamtenkörpers kann da durchgreifen. Er wird es schaffen, wenn er wie ein moderner Harun-Al-Raschid auftritt, seine Umgebung immer neu mustert und damit wechselt, und sog. „Konduiten", Führungslisten und Tätigkeitsberichten, in manchen Beamtenkreisen „Lügenregister" genannt, mit dem blauen oder grünen Fragezeichenbleistift begegnet.

Ich war, wie mir mein Landsmann anvertraute, so schnell in das Reichskanzleramt berufen worden, weil ein Beamter über neunzig Nummern auf dem sogenannten „Resterzettel" stehen hatte, und damit

seine Überlastung dargetan sein sollte. Diese „Reste“ aufzuarbeiten, war zunächst meine Aufgabe, die noch rascher erfüllt worden wäre, wenn man mir nicht reichlich andere Arbeiten aufgehalst hätte, und zwar in unvernünftiger Weise. Kitzliche Arbeiten — und sowas gibt es in jeder Behörde — wanderten grundsätzlich auf mein Pult. Dazu kam, daß ein kurz vor mir einberufener Beamter längere Zeit augenkrank gemeldet war, und ich dessen Pensum mit erledigen mußte. Dann kam die Urlaubszeit, und ich übernahm selbstredend die nicht aufgearbeiteten Akten dieser sorglos in Misdroy plätschernden Herren. Von vornherein sah ich, daß die sieben Dienststunden nicht ausreichten und arbeitete daher oft bis Mitternacht noch zu Hause, obwohl ich nicht mit der Zigarre auf dem Flur zu finden war oder bei meiner Stulle auf das Ausklingeln der Vollmilch wartete. Mir widerstrebte es, vorstellig zu werden, daß ich vielleicht auch wie andere überbürdet sei. Nach einigen Monaten hatte ich aber die Freude, daß ich als Geheimer Sekretariatsassistent mit 2100 Mk. Gehalt und 540 Mk. Wohnungsgeldzuschuß vorzeitig angestellt wurde.

Der Vorsteher des Zentralbüros hatte mich gefragt, ob ich auch hier bleiben wollte. Ich bejahte, und als ich fest übernommen war, konnte ich schon wegen meines reichlich großen Arbeitspensums vorstellig werden. Die Folge war, daß eine neue Kraft einberufen wurde, die anfänglich schwer in die Arbeit einzuspannen war. Der Kerl saß und kaute Fingernägel, spitzte alle Viertelstunden seine Bleistifte,

sah nach der Uhr und wischte die Tischplatte mit einer Hasenpfote ab, die ein in Pension gegangener Geheimkalkulator Schulze noch vor 1866 zurückgelassen haben sollte, benutzte auch den Spucknapf, kurz, „machte sich nützlich“ in jener bürokratisch-selbstbewußten Weise, daß man über diese blecherne Konsequenz in Verzweiflung geraten konnte. Gottlob, es blieb nicht dabei; dann aber wurde es noch schlimmer für mich. Er kam mit jedem Dreck: „Herr Kollege Pflug, Sie wissen ja Bescheid, bitte sagen Sie mir doch, gehört die Ausfüllung der Kolumne zu meinen Aufgaben, oder...“ — „Ja, ja! Himmel ja, natürlich, was denn?“ Ich bin in meinem Leben nie nervös gewesen, aber hier hätte ich es werden können, wenn ich nicht mit dem akademischen Viertel nach 4 Uhr nachmittags die Linden entlang jeden Tag, an dem ich nicht Nachtdienst hatte, zur Universität gelaufen wäre und bis 8 Uhr Vorlesungen gehört hätte.

August Meitzen machte die „Praktische Nationalökonomie, Geschichte der Landwirtschaft, des Handels und der Industrie“, für mich Wißbegierigen sehr interessant. Eugen Dühring las über „das Studium der Staatswissenschaften“ und Adolf Wagner, hinter seinen dreifachen Brillengläsern auf der vorgewölbten Nase, „Finanzwissenschaft“. Dambach trug — klassisch, könnte man sagen — „Reichsverfassung und Todesstrafe“ vor. Das lag in seiner feinen Disponierung und in der Gründlichkeit, mit der er seine Thesen beleuchtete. Doch er irrte in dem Satz, daß die Parlamentswahlen zweifellos den

Mehrheitswillen des Volkes feststellten. Ich schrieb ihm einen Brief mit Gegenbeweisen. Diese nahm er später in zwei Stunden unter seine Lupe und suchte sie zu widerlegen, ohne daß es ihm gelang. Darauf veröffentlichte ich eine kurze Schrift:

„Die bisherigen Wahlen zum Reichstag und politische Parteiströmungen."

Die Zeit war dafür gut gewählt; denn es gärte überall. Die Meinungen stießen aufeinander: Deutsche Hochöfen waren ausgeblasen, die Lokomotivfabrik A. Borsig hatte gleich anderen Unternehmungen ihre Betriebe geschlossen. An einem Montagvormittag hielten in allen sechs Berliner Reichstagswahlkreisen gegen 40 000 arbeitslos gewordene Eisenindustriearbeiter Versammlungen ab, um gegen die verfehlte Freihandelspolitik zu demonstrieren. Bismarck wurde aufmerksam. In der elften Stunde ließ sich der Polizeihauptmann Krause melden. Berittene Schutzmannschaft hielt am Wilhelmplatz. Die Wachen waren verstärkt, eine peinliche Paßkontrolle für alle, die in unser Amt wollten, fand statt.

Um 4 Uhr nachmittags trat ich an diesem Montag den sogenannten Abenddienst an, der unter den jüngeren Beamten abwechselte. Die Büros waren nur dem jeweiligen Diensthabenden zugänglich. Ihm wurden eilige Sachen zur Erledigung und zur Vorlage beim Chef übergeben, er hatte sie fertigzustellen und nochmals zu prüfen.

Exzellenz Delbrück wurde in der siebenten Abendstunde zum Fürsten befohlen. Ich suchte die Gele-

genheit wahrzunehmen, ihm Unterschriften vorzulegen; aber er sprang vom Arbeitstisch in seiner Wohnung auf und eilte mir voran den Verbindungsgang entlang. Von der Straße drangen Johlen und Gröhlen einer Menschenmenge und das Getrappel der Schutzmannspferde auf dem Steinpflaster zu uns herauf. „Wie lange geht denn das so da unten?“ fragte mein Chef, aber ehe ich noch antworten konnte, stand in der nächsten offenen Tür die Riesengestalt des Kanzlers uns gegenüber.

„Darf ich bitten, Exzellenz? Ich erwarte von Ihnen, daß Sie sich sehen lassen, damit Sie sich hier vorn überzeugen! Dieser Aufruhr ist Ihr Werk. Der verfluchte Freihandel ist es!“

Ich machte, daß ich davonkam in mein Zimmer, erledigte alles, was noch vorlag und wartete.

Es wurde 9 Uhr ... 10 Uhr. Die Schutzmannschaft, an der Spitze Polizeihauptmann Krause, früherer Feldwebel vom 1. Garderegiment zu Fuß, hatte die Straße gesäubert und den geregelten Verkehr wieder hergestellt. Einzelne Rufe nach Bismarck ließ man gewähren: Sturmsignale gegen die Freihandels-Ideologie der eingeschüchterten kleinen Exzellenz!

Da plötzlich — dreiviertel 11 Uhr hatte es von der Dreifaltigkeitskirche geschlagen — öffnete sich die Tür vom Lesesaal nach dem Korridor mit besonderer Heftigkeit. Die Figur des Reichskanzleramtspräsidenten schien noch gedrückter. Sein Gesicht war hochrot. Ich versuchte, mein dienstlich unaufschieb-

bares Anliegen vorzutragen, aber mit abwehrenden Händen rief Delbrück: „Ich will nichts mehr sehen! Räumen Sie morgen mein Amtszimmer. Ich bin verabschiedet!" Bums! flog die Tür zu seiner Privatwohnung zu. Ich sah verblüfft hinterher und ging zurück in mein Zimmer. Dort setzte ich mich auf meinen Drehbock, auf dem mir schon manch guter Gedanke gekommen war, jetzt aber starrte ich nur auf den Pultdeckel, zog mechanisch dies und jenes Journalblatt vor, blätterte in meinen Eilmappen, in Schreiben an verschiedene Bundesregierungen mit Anfragen, wie dort die Lage sei.

Da hörte ich wieder die Bibliothekstür sich öffnen. Ein schwerer Tritt. Ich runter von meinem Bock, wie Kutscher „Lehmann" — der flüchtende Prinz Wilhelm — anno 48, als er dem ihn suchenden Polizeipräsidenten den Schlag öffnete[1]. Durchlaucht sieht mich: „Ist er gegangen?" — „Wer, Durchlaucht?" fragte ich etwas fassungslos. „Na, der Delbrück!" — „Ja, Durchlaucht, Exzellenz hat nichts mehr sehen und hören wollen, er sei verabschiedet!" — „Ach was, verabschiedet ist die verfluchte Freihandels-

[1] In Zehlendorf war zwischen Berlin und Potsdam die durch vier schöne Töchter berühmte Posthalterei Lehmann, wo mit Vorliebe die königlichen Prinzen ausstiegen und auf das Wechseln der Pferde länger als nötig warteten. Bei der Flucht des Prinzen Wilhelm warf Herr Lehmann diesem im entscheidenden Augenblick seinen langen Postillionmantel um, stülpte ihm den schwarzen „Schwager"-Hut auf, gab ihm die Peitsche in die Hand und half ihm auf den Bock. Daher nannte man den Kaiser später „Lehmann".

politik! Man wird sich noch um jeden Dreck kümmern müssen! Kommen Sie mit Ihren Sachen, daß Sie schlafen gehen können. Ich kann nun mal nur mit meinem Besen schreiben!“

Also folgte ich in sein Arbeitszimmer. Da stand eine Karaffe Rotwein, ein ausgetrunkenes Glas und eins, an dem scheinbar kaum genippt war. Während die Feder die Unterschriften hinsetzte, als wären sie für die Ewigkeit, sagte Bismarck: „Herr Pflug, einer wird mit mir zufrieden sein, wenn es jetzt Hochschutzzölle gibt!“ „Durchlaucht, viele im Lande!“ „Hier im Amt nur einer, das sind Sie! — Da, der hat sein Glas nicht angerührt. Schenken Sie mir mal auch ein. Die Spucke bleibt einem weg, wenn man sich recht orientiert hat, was für Unheil die Freihandelswirtschaft angerichtet hat! Das wird anders, und es soll auch in Sollstedt wieder frohe Bauerngesichter geben. Sie können sich 8 Tage Urlaub nehmen und mir dann sagen, was Sie gesehen haben. Inzwischen wird Civilcourage genommen und Wilhelm'n mein Portefeuille zurückgestellt.“ Ich hatte Bismarcks Glas eingeschenkt und es ihm mit dem Tablettchen gereicht. „Trinken Sie aus und laufen Sie zur Post. Ich beschäftige mich mit der Flasche doch noch bis auf den Boden, solange können die Briefschaften nicht warten!“ — Der Wein war gut. Ich konnte nicht ausschlagen und das Glas nicht auch unberührt lassen, torkelte fast aus dem Zimmer, jeden Schluckes ganz entwöhnt.

Ich erinnerte mich der politischen Erhitzung in der Konfliktszeit, als an der Mauer bei uns zu Sollstedt

hinter dem Hause die Kannegießer Demme, Bergmann, Schütze auf den Mühlenbesitzer Brechel lauerten, der allein im Dorfe Zeitung las, und zwar zugleich die konservative und die demokratische Nordhäuser. Eines Abends kam der hagere Mann im Schlafrock, mehlbestäubt und ölig, die Gasse heraufgelaufen, die Zeitungen hoch emporhebend mit dem Ruf: „Da haben wir's! Sagte ich's nicht gestern?" — Das Abgeordnetenhaus war aufgelöst und die Nordhäuser Zeitung brachte darüber einen leidenschaftlichen Artikel. Alles wurde verlesen, und Brechel ereiferte sich: „Dieser Bismarck stürzt uns ins Unglück, den muß der König wegjagen!" Die politische Szene hinter der Mauer wurde dramatisch. — Ich saß oben auf unserer Seite. — Mein Vater kam, er nahm für Bismarck Partei. Auch mich überkam bei dem hitziger werdenden Streit ein Gefühl der Parteinahme für den Angefeindeten und, so laut ich konnte, rief ich dazwischen: „Herr Brechel, wenn Sie es ganz genau wissen, daß Bismarck uns ins Unglück stürzt, so sagen Sie es doch dem König!" Da lachten sie alle, und die Gemüter beruhigten sich. Unser Schulze Bohnhard war auch herangekommen, der von Amts wegen jede Agitation gegen Bismarck verhindern mußte. Er gebot Feierabend und nickte mir freundlich zu, behielt aber bis in die Zeit, da Bismarck allgemein anerkannt war, den Namen „Schwarzer", wie alle, die in der Konfliktszeit für die Regierung eintraten, von der Demokratischen Presse „Schwarze" genannt wurden. —

Am nächsten Tage, nach Delbrücks[1] Abgang, brachten die Abendblätter in großer Aufmachung die Meldung: „Seine Majestät haben gnädigst geruht, an den Rand des vom Reichskanzler vorgelegten Abschiedsgesuchs zu schreiben:

„N i e m a l s !"

Und dann schwamm ich am Abend dieses segensreichen Tages mit im Strom der Menge unter die Fenster des Reichskanzleramtes. Die Studenten zogen mit Fackeln und Musik auf. Die Reihen riefen: hinauf: „Niemals! Niemals!" Die Musikkorps spielten den Pariser Einzugsmarsch und „Was ist des Deutschen Vaterland!" —

Als ich am Mittwoch ins Büro kam, ließ mich mein Vorsteher durch den Bürodiener Lehmann rufen, der wichtig tat und nur sagte: „von Bismarcken selber!" — Ich war in der Tat auf acht Tage zu Studienzwecken beurlaubt und durfte gleich auf den Hacken kehrt machen. Die Gesichter meiner näheren Kollegen, denen ich die nicht aufschiebbaren Akten übergab, waren halb ärgerlich, halb voll Bewunderung. Daß ich auch nicht ein Sterbenswörtchen verlautbaren ließ, wurmte sie am meisten. —

Da stand ich nun auf der Wilhelmstraße, machte die Finger naß, um zu sehen, woher der Wind komme, und pfiff mir den Düppelsturmmarsch. Dann

[1] Delbrücks Verdienst war es, die süddeutschen Staaten bei Abschluß des Versailler Vertrages im November 1870 zum Eintritt in das Deutsche Reich zu bewegen. Er erhielt dafür eine Dotation.

ging ich in die bekannte Geheimrats Weißbierkneipe in der Dorotheenstraße; denn da war immer das Neueste zu hören. Auch diesmal war die Diskussion in vollem Gange: „Wie konnte es nur soweit kommen?“ „Weshalb hat Bismarck nicht früher eingegriffen und die Freihändleridioten unter Delbrück entfernt?“ „Wo liegt die Wurzel dieses englischen Freihandelsgewächses?“ „Die Juden haben auf beiden Feldern die Früchte geerntet in der Landwirtschafts- und Industriepapierspekulation.“ Das waren die immer wiederkehrenden Fragen.

Ich saß am Nebentisch wie stets für mich; denn es war der Lückentisch, an dem nur einer sitzen konnte, und rief in die Debatte der Herren am sogenannten „Rundentisch“, an der sich das ganze Lokal und der Wirt beteiligte: „Freihandel und Freimaurerei!“

Die Unterhaltung verstummte. Alles sah zu mir. Dann begann ein Geflüster von Mann zu Mann, bis schließlich ein Herr, dem ich die schwere Bruderkette auf fünf Schritt ansah, auf mich zukam und seinen Namen nannte und dazu den Titel: „Geheimer Oberregierungsrat.“ Er lockte trotzdem nicht meinen Namen heraus, was ihn schon merklich verschnupfte. Ich vertiefte auch gerade mein Gesicht in eine Molle „Berliner Weiße“ und tauchte erst wieder daraus auf, als ich die Worte hörte: „Zu Ihrer Belehrung, junger Herr, die Logen kümmern sich um wirtschaftliche und Handelsfragen nicht und dienen nur humanitären Aufgaben wie denen, die Schäden des einzelnen am Leibe, die der Freihandel ihm unvorausgesehen brachte, in reine Men-

schenliebe zu kehren." Ich dachte mir mein Bestes, sagte aber nur: „Was kann aus England für uns Deutsche Gutes kommen!" „Die Zitronen!", rief ein lustiger Kerl, und der Herr Geheime Ober wandte sich diesem zu. „Wie meinten Sie?" Das Gelächter war allgemein; als ein leuchtendes Licht in diesem Weißbierkeller schien der Herr Oberregierungsrat nicht zu gelten, und ich konnte mich vor einem weiteren Verhör drücken.

Ich habe übrigens beim Aufräumen des Amtszimmers von Exzellenz Delbrück im Schreibtisch einige freihändlerische Schriften, mit denen von England aus Propaganda betrieben wurde, vorgefunden. Delbrück hatte sich zweifellos davon für den Freihandel einnehmen lassen. Auch sonst barg der Schreibtisch mancherlei, ohne daß ich etwa auf freimaurerische Mitteilungen stieß[1].

Vom „Geheimrats-Keller" schlenderte ich die Friedrichstraße entlang, sah einige zertrümmerte Ladenfenster mit Brettern vernagelt und kam bis vor Borsig, oben in der Auguststraße hinterm Oranienburger Tor. Da lungerten eine Anzahl Arbeiter herum, die wieder auf Arbeit rechneten, und hörten den Reden eines Agitators zu, der von jeder Arbeit abriet, solange nicht ein sozialer Ausgleich geschaffen wäre. Schon in Stade hatte ich mit dem Hetzer York aus Hamburg Bekanntschaft gemacht; er erzählte in einer sozialistischen Versammlung

---

[1] Rudolf von Delbrück „Lebenserinnerungen 1817—1867", 2 Bände, 2. Auflage, 1903.

schauerliche Dinge von Arbeiterverhältnissen aus Gebieten, die im Reiche weitab lagen und nicht zu kontrollieren waren, besonders vom Zustand Oberschlesischer Gruben. Der Zufall wollte es, daß ich am nächsten Tage eine gewisse Beeinflussung durch York schon abstellen konnte; denn in einer Statistik der Bergarbeiter staatlicher Betriebe fand ich viele unwahre Behauptungen Yorks widerlegt. Ich schrieb also einen Aufsatz und zerpflückte im „Stader Tageblatt" die unverantwortlichen Angriffe. Als York in einer der nächsten Versammlungen meine Veröffentlichungen hämisch aufs Korn nahm, worauf ich gewartet hatte, trat ich aus meiner Reserve heraus und verdarb ihm von oben bis unten das Konzept seiner Rede. Er war für Stade abgetan.

Schwieriger war es, hier auf der Straße, völlig unbekannt, den zielbewußten Putscher matt zu setzen. Ich stellte mich erst dumm, fragte, wie dies und das wäre, und als mir unklare Redensarten entgegengehalten wurden, machte ich die Arbeiter mit den letzten Gründen ihrer Arbeitslosigkeit so einfach wie möglich bekannt, sprach von der Rivalität Englands, der wir eine kompakte nationale Arbeitermasse entgegensetzen müßten, die sich nicht in überstaatliche Freiheits- und Freihandelsträume einlullen lassen sollte. Plötzlich wurde das Eisentor geöffnet, an das man mich Schritt für Schritt gedrängt hatte. Ein Herr, in Begleitung mehrerer Polizeiwachtmeister und eines Polizeioffiziers, ersuchte mich einzutreten. Ich erkannte nach dem Bildnis den Sohn des Begründers der Fabrik, August Borsig, und war froh,

mit heiler Haut in Sicherheit zu kommen. Während die Wachtmeister die Straße freimachten und die Arbeiter beschwichtigten, ohne daß sie des Hetzers habhaft werden konnten, betrat ich mit Herrn Borsig und dem Polizeioffizier das Privatkontor. Ich mußte mich mit meinem Amtsausweis legitimieren und bat um Diskretion, da mich Fürst Bismarck unter besonderen Umständen beurlaubt hätte, um die Lage zu studieren. Man glaubte mir aufs Wort und ich erfuhr interessante Einzelheiten.

Mit einem Erfolg sondergleichen eilte ich in Glückseligkeit nach meiner Wohnung, um mich bereits am nächsten Tage zurückzumelden, da die Abendzeitungen davon sprachen, der Reichskanzler werde einen Urlaub antreten, um die wirtschaftlichen Verhältnisse zu studieren und dann Wandel zu schaffen. Auch sollten verschiedene Persönlichkeiten das „Amtszeitliche" segnen. Darunter waren unschwer zu erkennen: der Direktor Michaelis als eigentlicher spiritus rector des deutschen Freihandels, für den er früher in England als Schriftsteller in deutschen Zeitungen geschrieben hatte, sowie der Süddeutsche Huber. Um den Preußischen Finanzminister v. Camphausen kriselte es auch.

Vorsichtig sondierte ich erst und erfuhr, daß der Fürst schon abgereist war. So konnte ich meine Studien in Berlin fortsetzen und hatte noch öfter vor geschlossenen Betrieben und in Arbeiterkneipen Gelegenheit, mich dumm zu stellen und dann zu attackieren. Als Bismarck in seltener Frische seine Amtsgeschäfte wieder aufgenommen hatte, konnte ich mit

einer zusammengefaßten, auf das Allerwesentlichste abgestellten Denkschrift aufwarten.

Fürst Bismarck war ein Chef von größter schlagartiger Initiative, der es sich zur Aufgabe machte, das Reich auch gemäß der Verfassung so auszubauen, daß es Bestand haben könnte. Sein Plan war, das Reich als „Wohltäter“ für die Einzelstaaten gelten zu lassen, nicht als eine Organisation, die den Einzelstaaten neue Opfer auferlegte. Der Fürst war es gewöhnt, eine Sache, die ihm begegnete, schnell durchzudenken. Dazu bedurfte er vielfach informatorischen Materials, das ihm so rasch wie möglich bereit und zuverlässig vorgelegt werden mußte. Es kamen oft urplötzlich eiligste Aufgaben, die unter allen Umständen fertigzustellen waren. Einmal mußte ich mich aus solchem Anlaß zwei Tage und zwei Nächte ununterbrochen einer umfangreichen Arbeit widmen; aber ich tat das nur zu gern, weil ich mich dadurch als wichtiges Glied im Staatsgetriebe fühlte. Manche Arbeiten wurden auf diese Weise wohl für die Sache, nicht aber für meine Studien umsonst gemacht; denn, wenn inzwischen dem Fürsten wieder etwas anderes durch den Kopf ging, so vergaß er die frühere Angelegenheit und kam darauf nicht mehr zurück.

Ein ganz besonders eiliger Auftrag war es einmal, aus unserer Einfuhr statistisch eine Aufstellung aller derjenigen landwirtschaftlichen Erzeugnisse zu machen, die zollfrei eingingen, und zwar nach besonderen Gruppen. Ferner sollte vergleichend von fünf der größten Staaten: Rußland, England, Frankreich,

Österreich-Ungarn und Italien, eine Übersicht über die Einnahmen an indirekten und direkten Steuern angefertigt werden. Auf diese Sysiphusarbeit wartete der Fürst dringend; denn er hatte die Absicht, an den Bundesrat das berühmte Schreiben zu richten, womit er die Umkehr zum Schutzzollsystem ankündigte. Er bedurfte meiner Aufstellung zur Begründung seiner Ansichten. Ich brachte die Arbeit persönlich und war nicht wenig erstaunt, als bereits am nächsten Tage im „Reichsanzeiger" Chefredakteur Riedel das Schreiben mit meinen Übersichten abgedruckt hatte.

Wenn der Fürst im Reichstage angegriffen worden war, und man ihm das noch vor Tisch zubrachte, so gerieten seine heftigen Gedanken sofort in ruhige Bahnen, und er erwog, was er am anderen Tage zu erwidern hätte. Bei solcher Gelegenheit ging es mir meistens schlecht. Gerade, wenn ich um 4 Uhr mein Pult zuschließen wollte, wurde ich festgehalten, weil Durchlaucht das und jenes mit größter Beschleunigung zu erhalten wünschte. Ich hielt mich schließlich dauernd bereit; denn ich versetzte mich in die Lage des großen Mannes. Nie ließ ich ihn oder andere Vorgesetzte mit ihren Wünschen im Stich. Gedankt hat es mir aber nur der Fürst selbst.

Um die Reichseinnahmen nach Verbrauch der Kriegsentschädigung zu vermehren, wurde u. a. vom Reichskanzler erwogen, das Tabakmonopol auch in Deutschland einzuführen, das in Frankreich, Österreich und Italien den Staatskassen erhebliche Mittel zuführte. Zur gründlichen Untersuchung der Tabak-

besteuerungsmöglichkeiten wurde die Tabak-Enquete-Kommission eingesetzt, der ich als Statistiker zugewiesen wurde. Meine Arbeit betrachtete ich als finanzwissenschaftliche Studie und stieg so gründlich in die Materie ein, daß es mir gelang, mehr als sechzig verschiedene Tabakbesteuerungssysteme festzustellen. In einem ganzen Bande war ein reiches Wissen angehäuft, das eine vergleichende Übersicht über das Finanzwesen in allen Kulturstaaten gab, worüber ich dann auch in den Übungen des Statistischen Seminars von August Meitzen Vorträge hielt.

Der Fürst war von der Arbeit verblüfft und ließ sich Zeit, sie nicht nur durchzublättern, sondern sie in meiner Gegenwart zu studieren. — Zwischendurch reichte er mir aus seinem Zigarrentaschen-Koffer einen pechschwarzen langen und dicken Giftstengel: „Sie rauchen doch?“ — „Nein, Durchlaucht!“ „Da will wohl Ihre Frau sich die Gardinen nicht gelb schmauchen lassen!“ „Durchlaucht, ich bin nicht verheiratet und habe nie geraucht.“ „Na, meine Frau kann's für den Tod nicht leiden, daß ich ihr diese Leidenschaft nicht opfere, und verweist mich mit der langen Pfeife immer in meine Arbeitsräume.“

„Durchlaucht, was sollte aus dem Monopol als Einnahmequelle werden, wenn nicht tüchtig geraucht würde! Die Frau Fürstin wird sich im Interesse der Staatsfinanzen mit der Tabakuntugend zufrieden geben müssen!“

„Da kennen Sie die Frauen schlecht. Es ist auch nicht meine einzige häusliche Untugend. Aber mit dem Monopol lege ich mir selbst schwere Opfer auf,

wenn meine Sorte nicht geführt wird. Von Bennigsen kündigte mir die Ministerfreundschaft, als ich vom kommenden Tabakmonopol als Faktum sprach. Wie kriegen wir aber nun solche Leute wie Sie heran, dem Staate Opfer zu bringen. Die Branntweinbesteuerung, für die Sie mir gelegentlich Material schaffen wollen, zwackt ihren Geldbeutel ja ebensowenig, denn wie es in Ihrer Konduite heißt, trinken Sie ja auch nicht!"

„Durchlaucht, wie wäre es mit der Besteuerung der freien Luft. Da muß selbst der Säugling ran!"

Bismarck sah auf und schlug den Tabakmonopolband auf den Tisch: „Damit lassen Sie mich ungeschoren, Herr Pflug! Das Atmen und die freie Gesinnung, die Sie ja wohl darunter verstanden wissen wollen, nehme ich niemandem! Da wollte man neulich dem „Kladderatsch" von Staatsanwalts wegen an den Kragen. Ich habe abgewinkt. Wer zeichnet und witzelt, dem setzt der Takt schon Grenzen; grobe Schmutzfinken besudeln sich selbst. — Ich behalte den Berichtsband hier, und nun gehen Sie an die Hauptkasse, ich habe für Sie eine besondere Gratifikation von 400 Mark angewiesen."

„Durchlaucht, ich bin ein einfacher Bauernjunge. Wofür bekomme ich denn mein Gehalt?"

Bismarck sah mich nun erst recht an und entließ mich.

Als ich Ende der Woche nach Beantwortung einer Enqueterückfrage mich von ihm verabschieden wollte und fragte, ob noch etwas sei, sagte der Fürst: „Nein! — Aber kommen Sie doch mal her!"

Er griff mit voller Hand nach vorn auf den Schreibtisch vor das Riesentintenfaß und drückte mir dann etwas in meine Rechte: „Da, meine Frau hat das gestern in der Stadt für Sie besorgt, Herr Pflug; denn mit Geld sind Sie ja nicht zu bezahlen.“

Es war eine kostbare goldene Uhr nebst Kette!

VI. VON DER SCHWARZEN UND DER ROTEN COULEUR

Wenn ich zurück denke an die Zeiten des Kulturkampfes und des Sozialistengesetzes, so sind die Quellen des Widerstandes stets die gleichen gewesen und werden die gleichen bleiben, solange es nicht gelingt, von Grund auf diese Quellen, die aus antideutschen Schichten kommen und nicht offen zutage liegen, trocken zu legen. Ein Verstopfen, ein Ableiten genügt nicht. Ein volkstumsgemäßer, gesunder Urgrund ist zu schaffen, der trüben und staatsverräterischen Auftrieben kein Wasser mehr gibt.

In meinen Vorträgen und politischen Kampfreden habe ich es ausgesprochen:

> Ob Kulturkampf oder nicht, die Gegenseite ist solange gegen uns im Kampf, als sie nicht unser unverdorbenes deutsches Volkstum gebrochen hat! Einen Pakt mit diesen Mächten und Menschen, die sich seit Jahrhunderten durchzusetzen streben, zu schließen ist ebenso klug, als wollte man eine Hyäne mit einem Esel vor den gleichen Wagen spannen.

Mit den Zielen des Sozialistengesetzes hat es Ähnliches auf sich, soweit nicht die Sozialität über-

haupt nur einer der Schildknappen ist, die gegnerischen Kampfziele bequemer und unbemerkter zu erstreiten.

Oberlehrer Krenzlin äußert sich mal so:

Nach mehrjähriger politischer Grabesruhe kam eine bessere Zeit, die sog. „Neue Ära“, welche 1859 eingeleitet wurde, als der Prinz von Preußen für den todkranken König Friedrich Wilhelm IV. die Regierung übernahm und die bürgerlichen Kreise mit neuen Hoffnungen erfüllte. Überall erwachte das Vertrauen zum Herrscher und Interesse für das politische Leben.

Fast alles, was bürgerlich war und nicht zu den kirchlichen Obskuranten gehörte, wandte sich dem neugebildeten Ministerium unter dem Fürsten von Hohenzollern und Sigmaringen zu. Mit wahrem Feuereifer mußte man sich damals für die Regierungsgrundsätze ins Zeug legen, die neue Regierung gegen die Angriffe seitens der Feudalen, der evangelischen Orthodoxie sowie gegen die Anmaßungen des unter Friedrich Wilhelm IV. übermächtig gewordenen politischen Katholizismus verteidigen. Es entstanden der durch Rudolph v. Benningsen ins Leben gerufene „Deutsche Nationalverein“, der zum „Schutz und Trutz“ errichtete „Gustav Adolf Verein“ sowie der „Evangelische Bund“. Wer aber dafür einstand, wurde von den oben genannten Kreisen stark angefochten.

Man galt als roter Demokrat.

Krenzlin widerstand den Verleumdungen, er habe den Unterricht in der deutschen Geschichte durch Herabwürdigung der religiösen Gebräuche der katholischen Kirche mißbraucht und die Gefühle der katholischen Schüler verletzt. Wie dieser eine Mann in seinem Berufe gestört und gepeinigt wurde, zeigt die Methode, mit der die Romhörigen auch im Alltage, nicht nur im Parlamentsgeschehen sich ihrer unterirdischen Machtmittelchen bedienen und deutschbewußten Männern das Leben schwer machen.

Fürst Bismarck begnügte sich mit einigen im „Kulturkampf“ errungenen Positionen gegenüber dem status quo von 1871; er fühlte sich dem ultramontanen Oppositionslager, in das die freisinnige Partei desertiert war, parlamentarisch nicht gewachsen. Zentrum mit den Freisinnigen, den Sozialdemokraten, Polen, Elsässern, Welfen bildeten die kompakte Mehrheit gegenüber der vom Kultusminister Falk vertretenen antiultramontanen Politik. Es galt, den Kaiser zum Abbruch des Kampfes zu bestimmen, den die Räte des Kultusministeriums, die Minister und wir klar erkennenden Beamten bis zu Ende geführt wissen wollten.

Ob im Büro, in der Künstler-Weinstube der Luisenstraße, im Vereins- und öffentlichen Leben, alles dachte kulturkämpferisch, weil es ein offenes Geheimnis war, daß die „katholische Abteilung im geistlichen Ministerium“ die polnische Nationalität auf Kosten der Deutschen in Posen und Westpreußen stützte. Ganze Ortschaften, die in der vorigen Generation amtlich deutsch waren, erhielten polnische

Erziehung, um die Bevölkerung amtlich zu „Polen“ zu stempeln. In Oberschlesien wütete dagegen der Abgeordnete Schaffranek. Er sprach von der unmöglichen Verbrüderung der Deutschen und der Polen, so daß gegen ihn Klage beim Fürstbischof erhoben wurde. Bei seiner Wiederwahl in den Landtag untersagte man ihm, auf der „Linken zu sitzen“. Am Tage der ersten Sitzung warteten nun die Freunde Schaffraneks, was der wiedergewählte Priester tun werde. — Siehe da! der dreibastige Oberschlesier stand seine sechs Stunden v o r den Bänken der Linken wie ein Hellebardier aus dem Vatikan! Ein Ministerialbeamter, der seinen Eindruck als Berichterstatter im Landtage mit Begeisterung auf einer Feier mir befreundeter katholischer Familie erzählte, kam auch damit heraus, daß die Obstruktion eine allerhöchste Gönnerin in der protestantischen Königin Augusta hätte. Die Geistlichen um den Fürsten Bogislav von Radziwill verständen es, ihr polnisches Nationalgefühl mit den römischklerikalen Interessen zu verdecken. Zu Hilfe käme auch, daß ihr Abteilungschef Krätzig die Privatobliegenheiten des Hauses Radziwill vertrete. Es wären nunmehr die Direktiven des Vatikans mit der preußischen Bürokratie zu einer zweiten Machtsphäre im Staate unbemerkt zur Herrschaft gekommen, was sich aber erst später auswirken werde. Was brauchte die klerikale Landtagsvertretung noch eine päpstliche Nuntiatur, die nicht so offen und sicher arbeiten könnte, um die Polen in ihren Forderungen so zu unterstützen, wie es das Ministerium selbst

hinter seinen katholisch orientierten und amtlich legitimierten Türen besorgte[1].

Bei Gelegenheit eines Vortrages an Hand einer Übersicht über die Bewegungen im Etat der konfessionellen Kirchensteuern der letzten Jahre, konnte ich dem Fürsten meine Wahrnehmungen unterbreiten. Er äußerte: Sie sagen mir nichts Neues, Herr Pflug. Ich kenne diese „Politiker in langen Kleidern". Sie sind in der therapeutischen Behandlung der katholischen Kirche im Weltlichen päpstlicher als der Papst, der selber vor ihnen nicht seines Lebens sicher sei. Was denke man sich bei dem plötzlichen Tode des Kardinal-Staatssekretärs Alessandro Franchi? „Es zeigte von seiner Klugheit, wenn er einsah, daß wir bis an die Grenze der Staatsnotwendigkeit tolerant sind. Es herrschen ja nie bei uns konfessionelle Belange vor; denn was wollen wir? Unsere auf den Schlachtfeldern gewonnene Einheit im Volke möglichst dauerhaft festigen. Was Sie andeuten, bestätigt die Liebhaberei seitens unserer gut protestantischgläubigen Augusta mitzuregieren. Es geht soweit, daß die polnische Geistlichkeit ihren Fürsten Radziwill mit Gerüchten versieht. Im Palais wird so Falk zum ehelichen Zankapfel. Unser Alter Herr braucht Schonung, und wird ihm von vielen Seiten zugetragen, den Kulturkampf durchzuhalten — das

---

[1] Ähnliches erlebte man während des Weltkrieges: Vor Erzberger als Mitglied verschiedener Reichstagsausschüsse sprangen die geheimsten Türen im Auswärtigen Amt und im Reichsmarineamt auf.

wollen Sie ja wohl auch, Herr Pflug —; ich frage mich, was mehr gilt: die Reichseinheit bei der Parlamentszerspaltung um unwesentlicher Teile des Minister-Falk-Programms und der häusliche Friede unseres königlichen Herrn oder den Gesetzentwurf ohne Abstrich à tout prix durchzupauken? Machen Sie mal den nichtklerikalen Kreisen klar, daß die Kirche sich überall da verfolgt sieht, wo sie nicht herrscht, sie aber von Freiheit redet, wo sie herrscht. Man will die politische Institution unter kirchlichen Formen nicht sehen! Freiherr von Kettler, der Erzbischof zu Mainz, ist ein Beispiel dafür, wie diese bestens ausgebildeten Politiker denken und arbeiten. Ihm konnte es so passen, die preußischen Artikel zur Regelung der Verhältnisse der katholischen Kirche in die Reichsverfassung aufzunehmen. Eine doppelte Sicherheit! Beiläufig vertrat er den Standpunkt, einen Katholiken erwarte nach dem Tode ein gnädigeres Schicksal. Selbst wenn die katholische Dogmatik irrig sei, so verschlimmere sich nichts für die katholische Seele gegenüber dem protestantischen Glauben, sofern er der richtigere wäre; andernfalls müßte die Zukunft der ketzerischen Seelen nicht auszudenken sein. Diese theologisch temperierte Unterhaltung spitzte sich zu: ein katholischer Laie könne unbedenklich selig werden, hingegen sei es zweifelhaft, ob ein Geistlicher diese Seligkeit erbte, sobald er sich in die Sünde wider den Heiligen Geist verstricke, denn der Wortlaut der Schrift sei dem entgegen."

Wie der Kulturkampf endete, ist bekannt; aber

verkannt wird, daß der Fürst dennoch Wesentliches erstritten hatte, nämlich:

die Beseitigung der Verfassungsartikel 15, 16 und 18,
die Kampfmittel gegen die Polonisierung,
die Staatshoheit über die Schule.

Ich setze vergleichend hierhin, was Fürst Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" abschließend zum Kulturkampf sagt:

„Der uralte Kampf zwischen Priestern und Königen wird nicht heut zum Abschluß gelangen, namentlich nicht in Deutschland. Trotz der mustergültigen Lage der katholischen Kirche vor 1870 in Preußen habe man in der inneren Politik, namentlich der parlamentarischen, keine Wirkung der konfessionellen Befriedigung verspürt." „Bei jedem modus vivendi wird Rom eine evangelische Dynastie und Kirche als eine Unregelmäßigkeit und Krankheit betrachten, deren Heilung die Aufgabe seiner Kirche sei. Die Überzeugung, daß dem so ist, nötigt den Staat noch nicht, seinerseits den Kampf zu suchen und die Defensive der römischen Kirche gegenüber aufzugeben, denn alle Friedensschlüsse in dieser Welt sind Provisorien, gelten nur bis auf weiteres; die politischen Beziehungen zwischen unabhängigen Mächten bilden sich in ununterbrochenem Flusse, entweder durch Kampf oder durch die Abneigung der einen oder der anderen Seite vor Erneuerung des Kampfes. Eine Versuchung zur Erneuerung des Streites in

Deutschland wird für die Kurie stets in der Entzündlichkeit der Polen, in der Herrschaft des dortigen Adels und in dem durch die Priester genährten Aberglauben der unteren Volksschichten liegen."

So erzählt Bismarck, wie er im Kissinger Lande deutsche schulgebildete Bauern antraf, die glaubten, der an einem Sterbelager stehende Priester könnte durch Verweigerung der Gewährung der Absolution den Sterbenden direkt in die Hölle oder in den Himmel schicken. Man müsse demnach politisch den Pfarrer zum Freunde haben. In Posen und Polen wird bekanntlich der Bevölkerung eingeredet, daß deutsch und lutherisch ebenso wie polnisch und katholisch identische Begriffe seien[1]. Ein ewiger Friede mit der römischen Kurie liege nach den gegebenen Lebensbedingungen ebenso außerhalb der Möglichkeit, wie eine solche zwischen Frankreich und dessen Nachbarn. „Für den Protestantismus bleibt der Kurie das durch kein Konkordat zu beruhigende aggressive Streben des Proselytismus und der Herrschsucht; sie duldet keine Götter neben ihr."

---

[1] Nach späterem päpstlichen Ausspruch ist Polen die treueste Tochter der Kirche, der als Mitgift der ganze Osten zugesprochen sei.

Von diesem klerikalen Streben zu herrschen ist kaum zu scheiden die Aufgabe des politischen Sozialismus, der seine Macht damals schon gekommen sah und mit verruchten Attentaten gegen das ehrwürdige Haupt Kaiser Wilhelms vorging.

Im Hörsaal des Professors der Rhetorik Maerker übten wir uns in freier Rede. So durfte ich eine Stunde lang über das selbst gewählte Thema: „Die wirtschaftliche Krisis" sprechen. Mein Vortrag muß sehr eindringlich die Gefahren für die Staatsregierung herausgehoben haben, da an einer Stelle dem alter Maerker die Tränen über die Wangen liefen. Als ich mit einem Appell an die Hörer geschlossen hatte, in der Wachsamkeit für Kaiser und Reich nicht zu erlahmen, fragte er mich, was ich bei einer solch außergewöhnlichen Redebegabung werden wolle. Ich antwortete: „Bürgermeister, Herr Professor!" — „Nun, da werden Sie reichlich Gelegenheit finden, von Ihrer Rhetorik überzeugend Gebrauch zu machen." — Niemand wußte im Hörsaal, daß ich längst im Amt war.

Der junge Mensch, der meist den Platz auf der achten Bank neben mir einnahm, war während meiner Rede unwillkürlich in mein Blickfeld gekommen. Ich mußte ihn länger ansehen; denn er folgte meinen Sätzen mit starrenden Augen und halb offenem Munde. Die Hände lagen auf der Tischplatte nebeneinander zu Fäusten geballt. So saß er noch, als ich mich wieder setzte. Wir hatten Stunden vorher kaum ein Wort gewechselt; denn ich sah mein Kollegienheft durch, während er nervös an seinen kurzen

Schnurrbarthaaren zupfte und sich die Nägel besah. Er fand auch jetzt kein Wort zu meinem Vortrag, streifte mich nur mit einem Blick, den ich nicht zu deuten wußte, der mich aber unausgesetzt beschäftigte. Die nächsten Stunden blieb sein Platz leer.

Als am Nachmittag des 2. Juni 1878 das Attentat auf den Kaiser bekannt wurde, strömte alles nach dem Haus „unter den Linden", aus dem ein Student namens Nobiling geschossen hatte. In den Morgenblättern des 3. Juni sah ich das Bild des Attentäters und erkannte in diesem Nobiling meinen Hörsaalnachbar bei Maerker. Er stammte, soweit ich mich entsann, aus guter Familie. —

Blutüberströmt, von vielen Schrotkörnern auch im Gesicht getroffen, hatte der Kaiser seine Rückfahrt ins Palais im leichten offenen Wagen, bespannt mit den zwei Apfelschimmeln, fortsetzen können.

Schweigend und entblößten Hauptes harrte vom Denkmal des Großen Königs vor dem historischen Eckfenster bis hin zur Universität und zur Schinkelschen Wache Kopf an Kopf die Menge, um über den Zustand des geliebten Herrschers von Stunde zu Stunde das Bulletin durch seinen Flügeladjutanten zu vernehmen. Auch ich stand bis in den Morgen, als verkündet wurde, daß die Lebensgefahr vorüber sei; der Kaiser bäte alle, nach Hause zu gehen. Er habe verziehen und wolle schlafen.

Am Mittag des 3. Juni war in allen Garnisonen Dankfeldgottesdienst und große Paroleausgabe befohlen. Im Kastanienwäldchen spielten die „Maikäfer", auf verschiedenen Plätzen andere Garde-

kapellen. Mich hielt es nach 11 Uhr nicht auf meinem Drehschemel und, als ich mit fliegenden Rockschößen den Gang zu unserem Ausgang vom Reichskanzleramt hinunter eilen wollte, kam aus der Wohnung des Präsidenten von Hofmann, dem Nachfolger Delbrücks, der Fürst. Ich konnte gerade noch in der Hast Posto fassen, als er sagte: „Sie wollen auch nach unserem Alten Herrn sehen? Ich habe ihn vor einer Viertelstunde verlassen. Er hat die großen Schmerzen mit Geduld ertragen, bis die gefährlichsten Schrotkörner entfernt waren. ‚Auch das mußte wohl sein, damit ich zu wissen bekomme und fühle, daß nicht alle Menschen mit uns gleichen Sinnes sind.' Das waren die Worte Ihres Kaisers, Herr Pflug! — Nun sehen Sie mit in die Winkel, daß nichts versäumt wird, und kümmern Sie sich um die Stimmung, denn ich brauche Sie noch. Der Kaiser mag — wie er es tut — verzeihen. Wir werden mit der Nihilistengesellschaft aufräumen!" —

Jetzt wußte auch ich Bescheid: Mit Langmut und Zimperlichkeit konnte man dem lauernden Übel nicht ausweichen. Ich atmete auf und mischte mich an verschiedenen Brennpunkten unter die Menge, welche zu den Militärmusiken die Hymne und unsere schönsten Volkslieder sang. Ich glaube, auch die Schreier im Parlament von den Freisinnigen hinunter zu den Ultramontanen und ihrem deutschfremden Anhang waren auf den Mund geschlagen angesichts dieses Verbrechens und der souveränen Hoheit, mit der es der Träger der Krone auf sich nahm.

In aller Stille trug ich mein Material zur sozialen Frage und ihrer Ausartung zusammen, ehe noch

das Gesetz gegen die staatsgefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie

ruchbar wurde, das Bismarcks kraftvolle Energie betrieb und durchsetzte; hatte doch noch ein gewisser Hödel kurz vorher einen Anschlag gegen den Kaiser versucht. Es war also nicht beim Einzelfall geblieben.

Einen tiefen Riß erhielt die wieder überklebte Einigkeit zwischen Fortschritt und Nationalliberalismus. Ersterer verweigerte seine Unterstützung bei Durchbringung dieses durch und durch notwendigen Gesetzes, während letzterer sich dem nicht verschloß. Es war kein Zweifel, die Attentate waren von der Sozialdemokratie unmittelbar oder mittelbar veranlaßt. In meiner Heimatstadt gingen die politischen Wogen hoch, und ich höre noch — dorthin zur Agitation berufen — wie in einer vom nationalliberalen Dr. von Blödau berufenen Versammlung mein Professor Krenzlin vom Leder zog und die Attentate mit tiefster Entrüstung verdammte. Als er absichtlich eine lange Pause machte, war es totenstill im Raum. Er forderte dann vom überfüllten Saale Resolution, in welcher unser Reichstagsabgeordneter für Nordhausen ersucht wurde, dem Bismarck-Gesetz zuzustimmen. Die Verlesung schloß mit den Worten:

„Das Vaterland steht höher als die Parteien!"

Nach kurzer Diskussion führte Krenzlin folgenden Gedanken aus:

„Politische Parteien sind nützlich und staatserhaltend, wenn sie stets des Staates Wohl im Auge haben und ihre Sonderinteressen nicht über dieses stellen. Auch ist zu verlangen, daß sie ihr Programm nicht starr festhalten, wenn die Zeitverhältnisse eine Änderung gebieterisch bedingen! Demnach erweist sich die Fortschrittspartei durch ihr unentwegtes Festhalten am volksschädigenden Freihandel im Solde Englands und in ihrem leidenschaftlichen Kampf gegen die Bismarcksche Zoll- und Handelspolitik, die doch das Gebot der Stunde ist, geradezu als ein Hemmschuh. Wie durchaus notwendig Bismarcks Eingreifen in die wirtschaftlichen Verwüstungen war, bezeugt der Notruf, der aus den Kreisen der Industrie und aus der gesamten landbebauenden Bevölkerung vom Rittergutsbesitzer, Bauern zum Landarbeiter hin seit Monaten kommt. Schutz der nationalen Arbeit — nicht aber Gleichgültigkeit einem Gesetz gegenüber, das diese Arbeit schützen will in jedem ehrlichen Staatsbürger, jedem Diener und Mehrer des Reiches auch in der erhabenen Person des Kaisers und Königs!“

Es war falsch, wenn damals offene und maskierte Sozialdemokraten und Ultramontane in der nationalen Gegnerschaft gegen die Sozialdemokratie Übelwollen und Überheblichkeit gegenüber der Arbeiterschaft sehen wollten. Jeder Volksfreund,

auch viele im Lager der Rechtsparteien, bedauerten aufrichtig die ungünstige Lage, in welche Handarbeiter, Fabrikarbeiter und die meisten Handwerker durch die immer stärker fühlbar werdende Herrschaft der Maschine kamen. Es dauerte in der Tat viel zu lange, bis der Staat notdürftige Verordnungen und Gesetze erließ, und bis durch Koalition der Betroffenen das Verlangen nach Recht auf Arbeit und Auskommen öffentlich gehört wurde. Alles war ja in unserer Geschichte neu. Es wurde versäumt, die Lösung der Arbeiterfrage volkhaften Praktikern statt radikalen Theoretikern zu belassen, so daß eine kommunistische und revolutionäre Tendenz, die von Grund auf der Frage gar nicht innewohnt, unvermeidlich wurde und verschiedene Färbungen annahm, je nach dem Organ dessen, der sich zum Arbeiterführer aufschwang.

Ideen, die sich schrittweise in der Arbeiterschaft durchsetzten, wurden vielfach von jüdischen Rechtsanwälten, freien Ärzten und sonstigen freien Beruflern vertreten, die mit Volkskreisen Fühlung hatten und durch ihren ergebenen Anhang wühlten. Jüdische Redakteure hatten es am leichtesten, sie verspritzten ihr „Geistesgut" bei belegter Buttersemmel und Bollemilch.

Als das Buch „Das Kapital" des Juden Karl Marx von diesen Kreisen als

„die Bibel des Arbeiters"

ausgeschrien war, als der Drechslermeister August Bebel und der Schriftsteller Wilhelm Liebknecht mit

Nachdruck in Reichstagsreden stundenlang mit der Faust auf diese Bibel des Zukunftsreichs schlugen, da glaubte schließlich der Arbeiter daran. Sein Los hätte vaterländischerseits wohl gebessert werden können, wenn nicht ein Versagen auf der ganzen Linie gewesen wäre, zur Volksseele zu kommen. In seinen Reden sprach Bebel die Worte:

„Wir Sozialdemokraten erstreben auf politischem Gebiete die Republik, auf wirtschaftlichem den Sozialismus, auf kirchlichem den Atheismus, revolutionär ist unsere Partei durch und durch."

Liebknecht hämmerte auf die Massen ein:

„Wenn dein starker Arm es will,
stehen alle Räder still!"

Marx rief:

„Proletarier aller Länder,
vereinigt Euch!"

Wenn „revolutionär" eine Fortentwicklung zum höheren Lebensstandard aller Volksschichten, zum Ausgleich gesellschaftlicher, sozialer und wirtschaftlicher Ungerechtigkeiten bedeuten sollte, dann hätte man eher heut als morgen revolutionär sein sollen und mitmachen können, aber die drei Wortmarksteine zeigten Reich und Volk den Weg in den Abgrund! Nicht lange, und es gab über 100 sozialdemokratische Zeitungen und Zeitschriften, das Material flog dem Kanzler bergehoch auf den Tisch. Wir konnten kaum das Übelste herausklauben und es

Bismarck mit verschiedenen Farbstiften mundgerecht machen. Dazu kam die Spezialbehandlung der Fragen, die für die Motivierung des Gesetzes grundlegend aufzuwerfen und von mir in Aufsätzen zu beantworten waren:

Zur Lohn- und Arbeiterfrage. Kampf gegen den Umsturz. Die neuesten Angriffe auf die deutsche Schutzzollpolitik. Weiteres zu den Angriffen auf die deutsche Schutzzollpolitik. Beurteilung der gegenwärtigen wirtschaftlichen Lage seitens der Handelskammer. Handelskammern und Schutzzollpolitik. Massenverarmung und Notstände. Steuern und Reformen in der Steuergesetzgebung.

Es konnte — so faßte ich die volle Ausnutzung meiner Staatsbeamtenpflicht und Befähigung wenigstens auf — dem Fürsten keinesfalls genügen, wenn ich mich mit Berichten über diese nach allen Richtungen klärenden und in alle Wirtschaftswinkel hinleuchtenden Belange begnügte. Ich benutzte vielmehr die inzwischen gegründete

„Christlich-soziale Arbeiterpartei" dazu, in ihren Berliner Distriktversammlungen zu sprechen, um den heißen Boden abzukühlen und, soweit es mir gegeben war, Samen in die umgestülpten und geglätteten Schollen zu legen.

Die Gedankengänge zu diesen Themen will ich möglichst wenig langatmig zusammendrängen; aber wissenswert ist es, die damaligen sozialen Kämpfe

auch heute, aus der Praxis der Rednerschlachten, kennenzulernen.

Soweit wir in die Geschichte der Völker zurückblicken, werden wir immer Reiche und Arme, Besitzer und Besitzlose finden. Kein System wird diese Gegensätze aus der Welt schaffen, es wird nie anders sein, solange Krankheit, Arbeitsunfähigkeit und Arbeitsunlust, Laster und Leidenschaften herrschen. Nie aber wird es an Menschen fehlen, die mit Liebe und ganzer Selbsthingabe darüber nachdenken und mit der Tat darangehen, die Gegensätze zu mildern, Elend und Entartung zu steuern. Ist ein Volk nicht imstande, trotz Arbeit das Notwendigste zum Lebensunterhalt zu schaffen, so treten Massenverarmung, Not, Hunger, Verelendung ganzer Gegenden ein. Manche geben dem Staate schuld, verlangen von ihm Abhilfe. Zusammenrottungen finden statt, Agitatoren schüren sinnlos die Unzufriedenheit. — Roms Geschichte zu studieren, ist lehrreich! — Die Parlamente sorgen weniger für Abhilfe, als machtvolle Persönlichkeiten, wie wir solche in großen Wirtschafts- und Fabrikunternehmungen hatten: So gab z. B. Otto Metzenthin, ein Fabrikbesitzer in Brandenburg a. H. 15000 Mark zur Stiftung einer Invaliden- und Altersversorgung, ähnlich handelten auf sozialem Gebiete die Gebrüder Dolfuß in Straßburg, die Kommerzienräte Stumm und Quistorp. —

Geben wir einen Überblick über andere Länder:

J a p a n nützt seine Fruchtbarkeit und Lebensbedingtheit nicht voll aus und seine Industrie ist

noch unentwickelt. Die Unzufriedenheit macht sich in Expansion Luft.

China leidet an Übervölkerung. Massenhungersterben und Auswanderungen sind die Folgen, dazu drängen auch Naturkatastrophen.

Indien, von den Engländern ausgelaugt, findet bei diesen über eigene Geschäftsinteressen hinaus keine Hilfe aus vieler Not.

Die große Verschuldung der Türkei ist sprichwörtlich im „Kranken Mann am Bosporus", der nicht kann oder nicht mag.

In Ungarn siegt Bequemlichkeit über Intelligenz. Der Adel verarmt und mit ihm viele Länderstrecken.

Die Bauern in Italien zahlen zu hohe Pachten; auch da ist Verschuldung.

Spanien kommt aus Mißwirtschaft und Schulden nicht heraus. Bürgerkriege können nicht Abhilfe schaffen! —

Die irische Hungersnot und Unzufriedenheit hat seinen Grund in „Alles nur für uns in England".

Frankreich ist nicht so reich, wie man glaubt, und die Kleinkrämerei siegt über den genialen Schwung. Es hat jährlich über 746 Millionen Francs aufzubringen an Zinsen für Anleihen zur Kriegsführung 1870 und 1871 und für die gezahlte Kriegsentschädigung. Nicht zuletzt ist das dem jesuitischen Floh zu danken, den der Beichtiger der Kaiserin Eugenie ins Ohr setzte.

Bei uns in Deutschland sei auf die Notstände der Weber in Sachsen, Schlesien, im Tau-

nus verwiesen. Der Norden Berlins hat gleichfalls Schmachtwochen hinter sich.

Unmittelbare Unterstützung aus öffentlichen Mitteln schafft stets nur vorübergehend Abhilfe, gleichfalls die Vergebung von öffentlichen Arbeiten. Selbst die Kanalisation von Berlin, später der Bau der Stadt- und Ringbahn haben wenig geholfen. An die durchgreifende wirtschaftliche Erschließung der Lüneburger Heide, an die industrielle Ausnutzung der Moorböden durch Anlage von Staubecken im Harz und anderen Bergen und Vorbergen unter Berücksichtigung der Wassermühlenwirtschaft wurde noch nicht herangegangen. Ich regte in Schriften und Vorträgen ökonomische Aufgaben an: „Die Mark — ein Riesenobstgarten." — „Die Bedeutung des Fischereibetriebes und des Fischhandels." — „Fehlernten und ihre teilweise Behebung." — Solchen und anderen Vorschlägen ging man nicht oder nur schüchtern zu Leibe. Es fehlte die amtliche Initiative. Nur einzelne Persönlichkeiten wurden Wegführer, so der Braunschweigische Oberförster a. D. Ulrichs, der es bei Aufsätzen in der Braunlager Zeitung nicht bewenden ließ, sondern mit seinem Schwiegersohn Wendt am Sonnenberger Chausseehaus aus Hochmoor fruchtbares Musterwiesenland schuf, bis hohe Nimrods aus den Ministerien dahinter kamen, es könnten die Hirsche durch Wiesenkultur verjagt und nicht mehr bequem abgeschossen werden. —

Den fortwährend wachsenden Zahlen der Arbeitskräfte Europas gegenüber, die von 1800—1860 an 100 Millionen zugenommen haben, ist von einem

die Verhältnisse berücksichtigenden Arbeitsbeschaffungsplan nichts zu spüren, wenn man nicht Lesseps und seinen Mitarbeitern, wie dem deutschen Baurat Peschek für den Suez- und den Panamakanal in dieser Hinsicht trotz des Skandals danken will.

Von der allgemeinen Einführung von Ehe-Erschwernissen wie im deutschen Offizierskorps zur Sicherung eines standesgemäßen Einkommens haben kluge Leute im Ernste gesprochen und auf Ehebeschränkungen bei Juden und Griechen im Altertum hingewiesen. Damit ist es nicht getan, wenn sich nicht ein Volk seine Lebensader abbinden will. Fürst Bismarck war froh, daß endlich die Zivilehe eingeführt wurde; andererseits hat er seine Abneigung gegen Massenzuzug in Berlin und großen Städten zu erkennen gegeben. Die Lust, die Kaiserstadt zu besuchen, war nicht zu unterdrücken. Wer sie nicht kannte, verfiel gern den Verlockungen dortzubleiben.

Es gibt einen Weg die Volksnot zu überwinden, das ist die durchgreifende Reform in der Gesetzgebung, uns aus dem Stillstand der liberalen Ära herauszulösen. Dazu gehört eine gerechtere Besteuerung. In die Details gingen seinerzeit die Erörterungen im Anschluß an das bekannte Buch des Reichsfreiherrn von Fechenbach-Laudenbach.

„Ein Beitrag zur Lohn- und Arbeiterfrage."

Wesentliches auch für heute und später hebe ich hervor:

Da der Arbeiter von nichts als von seiner Hände Arbeit lebt, bedeutet für ihn die Lohnfrage Existenz. Erst in zweiter Linie kann er daran denken, durch richtige Verwendung des Lohnes seine Lage zu verbessern. Verdient der Arbeiter zu wenig oder gar nichts, kann er höchstens noch fragen, wer ihn unterstützt. Die Hauptfrage bleibt dennoch, auf welchem Wege die Verbesserung der Lohnverhältnisse anzustreben ist.

Das „eherne Lohngesetz“,

welches sich auf die Verhältnisse stützt, wie sie sich als Folge der freien Konkurrenz gestalten, antwortet hierauf:

„Der Lohn des Arbeiters steigt nicht wesentlich höher, um mittels desselben seine notwendigsten Lebensbedürfnisse befriedigen zu können. Ist der Lohn höher, wird das Angebot von Arbeitskräften größer und infolgedessen der Arbeitslohn niedriger.“

Lasalle gründete hierauf seine Aufforderung an die Arbeiter, sich erhöhte Lebensbedürfnisse zu verschaffen; denn danach müßte sich der Lohn richten. — Der Keim zur Unzufriedenheit war gelegt, ohne Befriedigungsmöglichkeit im Rahmen freier Konkurrenz. Das „eherne Lohngesetz“ als unerbittliches Schicksal über dem Haupte des Arbeiters!

Produktionsgenossenschaften haben keine Abhilfe schaffen können, weniger noch Arbeitseinstellungen oder Güteeinigungen angesichts der offenen Tat-

sache, schon aus veröffentlichten Gesellschafter-Bilanzen hervorgehend, daß infolge günstiger Produktionsverhältnisse mehr verdient würde.

Herr von Fechenbach forderte für den Arbeiter: neue Vermögensbildung, gesetzlich bestimmten Anteil am Nettogewinn des Unternehmers.

Behufs exakter Erhebung über die einschlägigen Verhältnisse regte er an,

ein Reichsarbeitsamt

zu errichten. Sein Vorschlag lief weiter hinaus auf eine Art Produktivgenossenschaft mit privatem oder Gesellschaftskapital unter Berücksichtigung dessen, daß Gewinn entsprechend der Konjunktur, Leistungsfähigkeit u. a. aus Kapital und Arbeit besteht.

Also muß der Arbeiter auch Anteil haben, es fragt sich nur, in welcher Höhe, wo viele Fabrikbesitzer ihre Ersparnisse an den Betrieb verlieren und im Konkurrenzkampf froh sein können, sich über Wasser zu halten. Die Konkurse und Betriebseinstellungen nötigen zur Vorsicht bei großmütiger Gebefreudigkeit.

Die „Christlich-soziale Arbeiterpartei“

nahm in ihr Programm die Arbeiterorganisation und den Arbeiterschutz auf. Um soziales Flickwerk zu ersetzen, ist ein Gesetz zu schaffen, in welchem

das Verhältnis des Arbeiters zum Unternehmer, die Rechte und Pflichten der Arbeitgeber und Arbeitnehmer geregelt werden.

Ein hervorstehender Gesichtspunkt im Kampf gegen den Umsturz war von mir am Vortragspult besonders mit Eifer in den Saal gerufen:

Man bekämpfe auch die, welche in gewissenloser Weise Anlaß zur Unzufriedenheit der Arbeiterschaft über die bestehenden Verhältnisse geben.

Ohne viel Scharfsinn konnte festgestellt werden, daß das Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen nicht der Sozialdemokratie allein gutgebracht werden dürfe. Die allgemeine Verärgerung partizipierte mit etwa einem Drittel, so daß Besorgnis und gar Furcht kaum aufzukommen habe, wenn auch aus nationalem Zusammenschluß ein sich international nennender Verband geworden sei. Im Bauernfang eines Liebknecht liege die Stärke der Partei, und die Gefährlichkeit darin, daß die führenden Abgeordneten und ihre Hintermänner Terrorismus in den Betrieben über ihre Anhängerschaft ausüben, der eine zweite öffentliche Gewalt zu werden drohe. Jeder fügt sich blind, aus Furcht vor Nachteilen. Hier muß der Staat mit ganzer Kraft einsetzen und jedem seine freie Meinung nach der Verfassung verschaffen, wenn dadurch nicht das öffentliche Wohl leide. Gefahrvoll sei das in die Arbeiterseele hineingehämmerte Gefühl des Elends, damit apathisch dem „Kladderadatsch" entgegengesehen werde!

Was ist zu tun? Der Streit unter den einzelnen Systemen könnte die marxistische Gesamt-Partei zu gewisser Ohnmacht verurteilen. Nicht die Verführten,

sondern die führenden Unholdsgeister, meist Juden und Ausländer, sind zu treffen. Die Autoritäten in Personen und Lehrsätzen müssen erschüttert, die Verbindung mit der Goldenen Internationale und dem Freimaurergeist klargestellt werden, indem man deutsch zu Deutschen spricht und auf die Gerechtigkeit eines großen Königs weist. So reckt sich das national angeborene gegen das international-zünftlich anerzogene Bewußtsein bei vielen, ja bei den meisten auf!

Über Schutzzollpolitik habe ich mich bereits ausgelassen; ein Wort nur noch über

„Steuern und Reformen in der Steuergesetzgebung".

Das Programm unserer „Christlich-sozialen Arbeiterpartei" stellte im Abschnitt „d" die Forderung

> progressiver Einkommensteuer, progressiver Erbschaftssteuer, Luxussteuer und Börsensteuer.

Die Kluft zwischen Arm und Reich sollte dadurch gemildert werden. Einkommen bis 2000 Mark sollten unversteuert bleiben, kleine Erbschaften der Besteuerung nicht unterworfen sein. Das bayerische Erbschaftssteuergesetz sah einen Spielraum von 4, 6 oder 8% vor; aber die Börsensteuer in allen ihren Teilen beim Überhandnehmen des Börsenspiels war längst anerkannt. Die Übertragung von Grundbesitz mußte von der Stempelsteuer erfaßt werden. Luxussteuer, Inseratensteuer schon zur Unterbindung der Reklamehelden ohne Ehr' und Gewissen. Damit schuf

man die Möglichkeit, die Menge der kursierenden Papiere zu übersehen und so die Kreditverhältnisse zu überwachen.

Die leitenden Gesichtspunkte jeder derartigen Bestimmung sind neben der Vermehrung der Staatseinkünfte, der armen Bevölkerung Erleichterungen zukommen zu lassen, während Salz- und Biersteuer deshalb zu verwerfen sind.

Das deutsche Volk war es nun, das sich bei den Wahlen zum Reichstag im Juli 1878 kerngesund erwiesen und aus tiefem Bedürfnis vom Gesetzgeber Abhilfe gegen den Umsturz forderte.

Das Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie

wurde am 19. Oktober 1878 mit 221 gegen 149 Stimmen angenommen und am 21. Oktober 1878 in Stellvertretung des Kaisers vom Kronprinzen Friedrich Wilhelm unterzeichnet. Seine Verkündigung fand bereits am 22. Oktober 1878 statt. Es bestimmt:

§ 1: „Vereine, welche durch sozialdemokratische sowie sozialistische oder kommunistische Bestrebungen den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung bezwecken, sind zu verbieten. Dasselbe gilt von Vereinen, in welchen sozialdemokratische, sozialistische oder kommunistische auf den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gerichteten Bestrebungen in einem den öffentlichen Frieden, insbesondere die Bevöl-

kerungsklassen gefährdenden Weise zutage treten. § 2: Den Vereinen stehen gleich: Verbindungen jeder Art. — Gleich den Vereinen sind auch Versammlungen, Druckschriften von der in § 1 beschriebenen Richtung zu verbieten. Die Dauer des Gesetzes ist auf 2½ Jahre beschränkt.

Bismarck hatte auf den Schultern des deutschen Volkes ein Mittel geschaffen, das Reich zu erhalten!

VII. LIEBET DIE BRÜDER

Mit diesen Worten leitete der Staatsminister und Staatssekretär des Inneren Heinrich von Boetticher die Vorlage des Gesetzes zur „Alters- und Invalidenversicherung“ im Reichstag ein. Er traf damit Lebensnerv und Urkeim. Dieser lag im goldigen Herzen Kaiser Wilhelms des Großen, der sich damit ebenso wie durch seine Siege im deutschen Volke ein unvergängliches Denkmal setzte, an das zu erinnern hier meine heilige deutsche Pflicht ist! — Auf den Schlachtfeldern 1864, 1866, 1870/71 hatte der König von Preußen mit eigenen Augen seine braven Truppen gesehen, manch einem Sohne des Volkes in den Feldlazaretten die Augen zugedrückt. Vom jüngsten Soldaten bis zum bärtigen Landwehrmann tat jeder seine Pflicht auf Märschen, bei Hitze und in den Winterschlachten. Alle nahmen Wunden und Sterben auf sich, bejubelten ihren König nach Düppel, bei Königgrätz, vor Sedan und in Versailles:

ein Volk in Waffen, ein Wille zum Siege und zum einigen Reich.

Dieses Volk, durch Blut und Eisen zusammengeschweißt, das deutsche Volk in allen seinen Gliedern war echt, war treu!

Der Kaiser hatte gelitten, sein im Frieden geflossenes Blut hatte Bruder wieder zu Bruder geführt. Ein Hohenzoller konnte den Impuls zur Versöhnlichkeit geben, denn das Sozialisten-Ausnahme-Gesetz war ein aufgezwungenes Gebot der Stunde, es entsprang nicht dem königlichen Willen. Dies Abwehrgesetz gegen den Umsturz war weit entfernt, die aus moderner Kultur- und Wissenschaftsentwickelung hervorgegangene Arbeiterbewegung als solche totzuschlagen, vielmehr sollte in nationale Bahnen zurückgelenkt werden, was unheilvoll beeinflußt worden war. Um dessentwillen, um ein Stück Zufriedenheit güterenterbten Brüdern zu schaffen, erließ Wilhelm I.

die Kaiserliche Botschaft
vom 17. November 1881.

Wenn diese Botschaft mehr und mehr die sich überstürzenden Zeitstrudel überfluteten; es ist der Fels im brandenden Interessenmeer, ein königliches Wort und kaiserlicher Wille, der damals die Herzen elektrisierte und emporriß aus niedrig gesinnten kleinen Kampftagen in und um ein Parlament, das keines großen Gedankens fähig war, ja sich die notwendigen Heeresverstärkungen abringen und abschachern ließ.

Ein zur Einheit zusammengefaßtes Drei-Gesetz entstand aus dem ehernen Willen edelster Menschlichkeit, den Ärmsten und Armen zu helfen: bei Krankheit, Invalidität und Unfall. Es war damit tatsächlich Brot gereicht und nicht nur Versprechungen, die zu lieblosen Steinen wurden, wenn die genarrte Arbei-

terschaft bei ihren Abgeordneten und Funktionären endlich Hilfe sehen wollte.

Hier wurde für Zeiten hinaus Sozialgeschichte gemacht. Wie kläglich dagegen die dürftige Geschichtsauffassung dieser undeutschen oder entdeutschten Leute, die den Satz von Marx nachbeteten: alle geschichtliche Entwickelung werde ausschließlich durch wirtschaftliche Verhältnisse, nicht durch geistige und sittliche Kräfte eines Volkes! Demgemäß wurde restlos geleugnet, welchen Einfluß im Laufe der Zeit geistige Bewegungen, wie sie z. B. im Christentum, im Islam und in der Reformation zutage traten auf die Kultur der Menschheit und damit auch auf die Wirtschaft gehabt haben. Große Volksgeister und ihre Ideen galten nichts und möchten sie auch Jahrhunderte befruchtet haben. Der in seinem Streben nach einer sozialen Gesetzgebung unermüdliche Professor Krenzlin sagte damals:

> „Wohl spielen die wirtschaftlichen Momente im Fortschritt der Völker eine nicht zu unterschätzende Rolle; aber die eigentlichen Hebel des Fortschrittes sind doch die geistigen."

Ich weiß mich noch des Mittags zu entsinnen, als ich aus dem 1879 von den Finanzressorts des Reichskanzleramtes neugebildeten Reichsschatzamt zum Fürsten berufen wurde, der, noch hochrot im Gesicht, in innerster Erregung bebte, wie er in seinen Hochstimmungen anzutreffen war, gleich altnordischen Helden, von denen viel bezeugt ist, daß ihnen bei Gemütsbewegungen das Wasser in den Augen stand

oder sie ihre Gürtelschnalle in der Faust verdrückten. Er konnte erst die Worte nicht finden, dann sprach er:

„Ehre, dem Ehre gebührt!"

„Der kaiserliche Herr hat mir vor kaum einer Stunde den Auftrag erteilt, der ihn unsterblich macht für alle Zeiten! Er will, sein Lebensabend soll überstrahlt sein von einer Tat der Menschlichkeit für unser deutsches Volk! — Die Aufgabe ist riesengroß, vor die mich mein kaiserlicher Herr gestellt hat. Bei meiner dauernden Beanspruchung im Auswärtigen, dem „tourjours en vedette" kann ich die Verantwortung und Last kaum auf mich nehmen. Ich benötige eine Arbeitskraft von übermenschlichem Ausmaß, von Kenntnissen, von Verstand und Takt im Abschätzen der Imponderabilien, unbeirrbar in der Vorschau und Durchsetzung des Möglichen. — Ich kenne niemanden im ganzen Beamtenkörper, vielleicht gibt es in der Privatindustrie einen aufgeschlossenen Kopf, der sich über die Vorurteile, Zwangsvorstellungen und die Großmannsselbstsucht seiner schwerverdienenden Kollegen hinwegsetzt, schließlich auch einem Staatssekretärposten nicht gleichgültig oder ehrgeizig gegenübersteht. — Wissen Sie jemanden hüben und drüben?"

„Nein, Durchlaucht, das will aber nicht heißen, daß die gegebene Größe nicht zu finden wäre."

„Sie würden sich in diese Materie hineinknien, sie durchkneten, sie meistern. Mann, warum sind Sie auf die subalterne Karriere verfallen? — Was machen Sie drüben am Wilhelmplatz?"

„Nach meinen weiteren statistischen Studien, Durchlaucht, kommt dem Reichsschatzamt das auf dem Laufenden gehaltene statistische Material zugute; ebenso ist inzwischen die Bibliothek im Zustand der nötigen Übersicht und auch neuere Werke sind beschafft. Was ich auf der Anschaffungsliste gestrichen fand, kaufte ich mir persönlich. So ist es gelungen, auch ausgefallene Fragen der Herren Bearbeiter zu beantworten und zerfahrene Gleise zu richten. Und dann führe ich seit 1876 das Hauptbuch über alle Reichseinnahmen persönlich."

„So ein bürokratischer roscher de bronce! Sind Sie mit Ihrem Chef zufrieden?"

„Das ist eine Frage, aus der Euer Durchlaucht Vertrauen herausleuchtet. Ich könnte allenfalls mit einem Histörchen antworten, das in Berlin kursiert und nicht Amtsverschwiegenheit fordert: Unser Doktor ist ein fleißiger Selbstarbeiter, der sich nicht leicht ein x für ein u machen läßt, auch nicht mit Reichsgeldern die Katze im Sacke kauft. Als früherer Mitarbeiter des Kultusministeriums war er aber ein so hartgesottener Junggeselle, daß er seinem Minister oder mehr dessen besseren Ehehälfte nicht den Gefallen tat, um deren Tochter anzuhalten, obwohl Lästermäuler gesehen haben wollen, daß ihre Exzellenz und Tochter im Spion abwechselnd die Linden und die Wilhelmstraße entlang äugten, ob diesen Sonntag endlich der Zylinder des Herrn Doktors zum entscheidenden Besuch auftauche. Nun heißt es, revanchiere sich unser Amt und beknapse dauernd das Budget des Kultusministeriums. Die vielen

Beanstandungen in dessen Etat mit persönlichen Randmerken des Herrn Chefs, die ich allerdings feststellte, können ebensogut mit sachlichen Gründen belegt werden."

Bismarck freute sich fast diabolisch und sagte: „Herr Pflug, es geht mir ein Licht auf; da Sie sicher für Ihre Exzellenz die Frau Kultusminister kein Heiratskadidat ihrer Tochter sind, müssen die Gründe Ihrer Kulturwiderhaarigkeit in Ihrem Eintreten für Hofprediger Stöcker und seine „Christlich-soziale Arbeiterpartei" liegen, deren allwöchentliche Versammlungen, nach mir gesteckten Mitteilungen, eine Zahl jüdischer Mitbürger mit Haut und Haaren verspeist, so daß am Leichnam nicht mehr die Todesursache festzustellen sei. Eine Portion muß jedesmal vor Ihre Gabel, Herr Reichshauptbuchhalter, gekommen sein! Auch Ihre Teilnahme an dem dreifachen C. C. C., diesem hochkonservativen Club, ist berüchtigt, so daß, wenn ich Sie, Herr Pflug, zum Vortragenden Rat befördern ließe, mit dem Auftrage, die Vorarbeiten für die Durchführung der kaiserlichen Botschaft zu übernehmen, das soziale Gesetz bei allen Freimaurern, deren jüdischen Finanzbevollmächtigten, beim Zentrum und bei den Liberalen von vornherein durchgefallenen wäre. Ich brauche ein politisch unbeschriebenes Blatt!"

„Wenn ich, Durchlaucht, mir erlauben dürfte, darauf aufmerksam zu machen, daß seit geraumer Zeit die statistischen Übersichten in der Finanzverwaltung der Regierung zu Schleswig angenehm auffielen, wie auch die kurzen Resumés und schlagwortartigen

Kennzeichnungen des Herrn Regierungspräsidenten dortselbst in vielbeachtlichem Gegensatz zu anderen langatmigen Berichten stehen und aufhorchen lassen. Da oben in Neupreußen wird sachlich und treffend gearbeitet."

„Sie sprechen vom Oberpräsidenten Herrn von Boetticher persönlich, den ich heranzuziehen mehrfach Gelegenheit fand. Es ist derselbe, der als Vertreter des Wahlkreises Flensburg-Apenrade sich für meine Schutzzollpolitik mächtig ins Zeug legte und, dazu berufen, in der Zolltarifkommission des Bundesrats alle Gegnerschaft gewandt und verständnisvoll schlug. Mein Sohn Herbert war auch sonst voll des Lobes über den vollendeten Beamten und Patrioten. — Gut, machen Sie von meinen Wünschen und Eröffnungen Ihnen gegenüber und von Ihrer mir anvertrauten Beobachtung keinen Gebrauch. Im übrigen werden Sie in den Abendblättern genug Stoff finden, sich an der Allerhöchsten Willenskundgebung mit dem ganzen Volke zu freuen!"

Dieser denkwürdige Augenblick blieb nicht ohne Nachwirkung; denn es bedurfte nur eines Anstoßes, um Dr. von Boetticher in das volle Blickfeld Bismarcks zu setzen. Ihm die Schaffung der sozialen Gesetzgebung anzuvertrauen, stand beim Fürsten.

Graf Herbert Bismarck war mit von Boetticher schon als Regierungspräsidenten in angeregtem persönlichen und schriftlichen politischen Verkehr, der Übereinstimmung zeigte. So streckte der Fürst durch seinen Sohn Herbert die Fühler aus, wie von Boetticher seinen Wunsch aufnehmen werde, kam auch

selbst nach Schleswig und betrat das trauliche Heim einer jungen Ehe. Beide Ehegatten versicherten, sie fühlten sich recht wohl in Schleswig und blieben gerne in der schönen Provinz. Unter dem Eindruck des gewinnenden Wesens der bedeutend jüngeren Frau von Boetticher, die von ihrer Vaterstadt Stralsund überaus anschaulich zu plaudern wußte und sich verständnisreich am allgemeinen Gesprächsstoff beteiligte, aber aufstand und hinausging, wenn das Politische berührt wurde, verließ Bismarck angeregt das Haus. — Aus dem Wagenschlag reichte er noch einmal mit seinem Dank für gastliche Aufnahme Frau Sophie die Hand: er würde dann auch nach Schleswig zur silbernen und zur goldenen Hochzeit kommen, wenn ein politischer Beamter die glückhafte Ehe einer Bombenkarriere vorzöge, was selbst ihm bei solch kluger Frau Verständnis abnötige. „Na, da bleiben Sie beide schön glücklich an der Schlei!", so verabschiedete sich der Fürst und fuhr vom Jubel der Schleswiger begleitet davon.

Was sind Wünsche, was Hoffnungen und Erwartungen in der Politik! Heute steht alles wie ein Betonblock als Wellenbrecher an der „Alten Liebe" von Cuxhaven so fest und morgen ist es Flugsand auf einer Westerländer Düne. Bismarck konnte kaum in Friedrichsruh sich eine lange Pfeife angezündet und vom Boetticherschen Eheglück seiner Johanna erzählt haben — sie hatte es sich als ihr gutes Recht ausbedungen, alles noch heiß vorgesetzt zu bekommen, von den Personalien angefangen, bis zu der hohen Politik, der Diplomatie, der Courtoisie, den Intrigen

und sämtlichen Hofklatsch-Interieurs — und schon trug der Draht eine Nachricht zum Oberpräsidenten von Schleswig, er werde am nächsten Tage gegen Mittag in Friedrichsruh erwartet.

Alles drehte sich um die Arbeitskraft dieses Mannes, des einzigen, dem Bismarck Riesenstärke zum Grund- und Hochbauwerk des deutschen Sozialismus, vom Ausschachten des Grundes an bis zum Dachaufsetzen und zur Schlüsselabgabe zutraute. Diesen von Boetticher und keinen anderen mußte er haben. Und was sich einmal in einen Bismarckschädel gesetzt hatte, mußte durchgeführt werden! Als von Boetticher die ihm zugedachte Aufgabe übernahm, war damit der Grundstein zum deutschen Sozialismus gelegt. Bismarck reichte seinem gewonnenen Mitarbeiter die Hand: „Wir werden eine gute Ehe eingehen!"

So wurde es auch bis zur Tragik des Tages, da der erste Kanzler Berlin verließ. Mißverständnisse, wie sie einschneidende Ereignisse verursachen oder begleiten, sind bis heutigen Tags geblieben. Damit wir aber in Zukunft beider Männer in Dankbarkeit und Achtung gedenken, soll vor der deutschen Geschichte mit meiner persönlichen Kenntnis nicht zurückgehalten werden. Der deutsche Sozialismus, in kaiserlicher Hochherzigkeit und aus Nationalbewußtsein geboren, verlangt das von uns, die wir in jene Zeit unserer besten Jahre zurücksehen, auch in neuerer Zeit wirkten und mit neuester Zeit vorwärtsstürmen!

Die sozialpolitischen Gesetze, die jeder Deutsche

in ihrer Praxis seit einem halben Jahrhundert kennt, wurden wie folgt veröffentlicht:

Das Krankenversicherungsgesetz am 15. Juni 1883.

Das Unfallversicherungsgesetz am 6. Juli 1884.

Das Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz am 22. Juni 1889.

Der alte Kaiser Wilhelm hat das endgültige Zustandekommen des letzten Gesetzes, das ihm besonders am Herzen lag, nicht mehr erlebt, aber die Grundlagen und vorschreitenden Arbeiten in der Kommission mit warmer Teilnahme bis über sein 90. Lebensjahr hinaus befriedigt aufgenommen.

Was heute und später Sozialgeschichte des deutschen Reiches interessiert, ist die Erinnerung an den Zustand der Arbeiterfürsorge vor der sozialpolitischen Gesetzgebung und an die Schwierigkeiten des Aufbaues, der Beratungen und der parlamentarischen Interessenkämpfe, bis dann endlich der Bundesrat die Gesetze beschließen und der Kaiser seine Unterschrift zur Veröffentlichung geben konnte:

Die Hörigkeit der germanischen Frühzeit war im Mittelalter durch das Lehnswesen und die Leibeigenschaft abgelöst worden. Die persönliche Abhängigkeit ganzer Bevölkerungsschichten wuchs mit dem Ausgange des 18. Jahrhunderts, bis dann die Maschine die Unternehmer- und Arbeiterklasse schuf. Die letztere hatte so gut wie kaum noch Aussicht, wirtschaftlich selbständig zu werden, während die politische Freiheit erstritten wurde.

Das patriarchalische Verhältnis des Gesindes zum Gutsherrn, das mit 1807 und in folgenden Jahren

gelockert wurde, hatte den ländlichen Arbeitskräften immerhin einen familiären Schutz in allen Lebenslagen gegeben, wie es in einem gegenseitigen Treuverhältnis mit kaum wesentlichem Bruch desselben historisch geworden war. Mit der Freiwerdung wuchs die Hilflosigkeit. Der Landarbeiter wurde fast noch schlechter gestellt als der städtische Fabrikarbeiter. Ein ähnliches Hilfsbedürfnis trat auch im Handwerker- und Handelsstande ein. Die Selbständigmachung erschwerte der Konkurrenzkampf. Beim Bergarbeiter war schon früher mit ihm die Abhängigkeit geboren. Man stand nun aber vor der allgemeinen Tatsache des Werdens eines unteren Standes, an der ein Staat nicht länger vorbeisehen konnte, wenn er nicht in absehbarer Zukunft Überraschungen erleben wollte, wie wir sie berührt haben.

Eine gewisse Fürsorge bei E r k r a n k u n g gewährleisteten die Gesindeordnung, Handelsgesetzbuch Tit. 60, die Seemannsordnung, das Berggesetz vom 24. Juni 1863, die Gewerbeordnung von 1876 im Abschnitt von den eingeschriebenen Hilfskassen, Innungskrankenkassen, schließlich die öffentliche Armenpflege nach dem Gesetz vom 6. Juni 1870, in Süddeutschland die soz. Gemeindekrankenversicherungen.

Für Unfall trat neben der öffentlichen Armenpflege ein der Anspruch auf Alimentation an die Knappschafts- und Innungskassen, an die Schadensersatzpflicht nach dem Reichshaftpflichtgesetz vom

7. Juni 1871 z. B. der Eisenbahn und Fabrikbetriebe u. a.

Bei Invalidität und hohem Alter standen ebenfalls die gleichen Kassen oder die Armenpflege und Hilfskassen in Händen der kommunalen Verwaltungen bereit. Kurz, alles Unzulänglich- und Unzuträglichkeiten. Selbst das Reichshaftpflichtgesetz hatte sich nicht hilfreich erwiesen; denn ein Verschulden war oft schwer festzustellen, schwankende Aussagen fielen nicht selten zugunsten der Behörde oder des Privatverpflichteten aus. Es gab Verärgerungen zwischen diesen und den Beschädigten. *Bei Massenunfällen, durch die ein* Betrieb gestört oder vernichtet wurde, war *Hilfe* nur von der aufgerufenen Öffentlichkeit zu erwarten.

Staatssekretär von Boetticher, der inzwischen mit der allgemeinen Stellvertretung des Reichskanzlers betraut worden war, fand einen schwer zu übersehenden und zu entwirrenden Zustand vor, aber seiner restlosen Arbeitskraft und -freudigkeit war es vorbehalten, in verhältnismäßig kurzer Zeit den ersten Entwurf zur Arbeiter-Unfall-Versicherung im Reichstage vorzulegen. Es war beabsichtigt, Arbeiter und Betriebsbeamte bei einem Reichsversicherungsinstitut zu versichern. Ein so schwerfälliger Apparat wurde rechtzeitig durch die Landesversicherungsanstalten ersetzt.

Bei der Krankenversicherung waren unbedingter und bedingter Versicherungszwang nach Ortsstatut vorgesehen. Dazu beschloß die Kommission noch eine Versicherungsberechtigung. Der Be-

griff der Krankheit machte manches Kopfzerbrechen. Er wurde dahin normiert, daß Krankheit eine Störung des Körperzustandes und Lebensvorganges sei, bei der die Erwerbsfähigkeit vermindert oder aufgehoben werde.

Wer gegenüber dem Beamten und dem landwirtschaftlichen Gesinde als Arbeiter, Gehilfe, Geselle, Lehrling anzusprechen sei, fand manche Auslegung mit der Einigung: eine gewisse körperliche Arbeit werde erfordert, um Arbeiter zu sein. Dazu kommt seine wirtschaftliche Unselbständigkeit, im Gegensatz zum Betriebsbeamten. Er hat aus freiem Willen eine Beschäftigung bei einem Unternehmer auszuüben laut Vertrag oder ohne solchen. Ein Ehegatte ist nicht Arbeiter im Betriebe des anderen. Geschlecht und Lebensalter ist im Sinne der sozialpolitischen Gesetzgebung gleichgültig, auch ob es sich um In- oder Ausländer handelt. Strafgefangene sind keine Arbeiter, wohl aber die in Arbeiterkolonien und in Naturalverpflegung stehenden Leute sind Arbeiter. — Arbeitgeber ist, wer über seine Arbeitskraft verfügt. Er ist nach Privatrecht dem Arbeitnehmer formal gleichberechtigt; aber dem wirtschaftlich Schwächeren überlegen.

Die nüchternen Parlamentstagungen mit manchen Überraschungen, köstlichen Anekdoten und unausbleiblichen Hemmungen fanden in von Boetticher einen ausgleichenden und immer auf das Endziel hinarbeitenden Kraftfaktor. Es ist nie so in die Öffentlichkeit vorgedrungen, was das Reich seiner klugen und vermittelnden Arbeit verdankt. Auch

Reibungen im Bundesrat, der wegen der verschieden gearteten Volkscharaktere mit dem starren Willen eines Bismarck nicht immer einig ging, hat der Stellvertreter des Kanzlers beseitigt, so daß politische Zersetzungen und Verätzungen tunlichst vermieden wurden. Wir im Reichsschatz- und Reichskanzleramt haben manchmal die Ohren hängen lassen, heimlich gewettert, dann auch wieder geschmunzelt, wenn es hinter den Kulissen blitzte oder zur Beruhigung etwas Theaterdonner vor dem Parkett gab. In allen schwierigen Lagen waren Bismarck und von Boetticher

„ein Herz und eine Seele".

Wie sich die deutsche Sozialpolitik unter dem Dache des Reichskanzleramtes widerspiegelte, davon bekam unsereiner genug zu hören und zu sehen. Damals unter Bismarcks patriarchalischem Herrensinn, der dem „kollegialen" Verwaltungssystem abhold war und mit Recht die politischen Beamten vom Landrat bis zum Oberpräsidenten „bürokratisch", d. h. unter eigener Verantwortung amtieren ließ, bildeten wir — erst später „die Wilhelmstraße" genannt — noch eine große Familie. Die Wände hatten Ohren und die Türen standen gewissermaßen bis zum Schlafzimmer des Fürsten offen.

Nun war Exzellenz von Boetticher eingezogen und mit ihm seine gewinnend natürlich sich gebende Gattin Sophie, die bei uns Beamten „Fiteken" hieß. Ich wüßte mich in meinem langen Leben kaum auf ein liebreizenderes Menschenkind von hoher Bildung

und vornehmer Zurückhaltung zu besinnen. Beim amtlichen Besuch nach Dienstschluß in der Wohnung des Staatssekretärs wurde ich einmal damit bedankt: ich wäre einer von denen, die ihrem Manne das Leben nicht schwer machen, sondern von dem er sagte: „Mein Pflug hat Schollen der Sozialpolitik schon aufgeworfen, wenn ich noch davor stehe und überlege, was jetzt beackert wird."

Herr von Boetticher war ein Frühaufsteher. Nur so schaffte er es. Er schlief — wie es hieß — allein in einem Zimmer, um seine Frau früh nicht zu stören, trank fast im Stehen seinen Kaffee, den Frau Sophie schon des abends auf silbernem Tablett zurechtgestellt hatte, so daß er nur die Spiritusflamme unter der Kaffeemaschine anzuzünden brauchte. Dann kam er in sein Arbeitszimmer, wenn noch alles mäuschenstill in den Büros war, und erwartete den Dienstbeginn, nicht peinlich mit der Uhr in der Hand, sondern gewohnt, daß jeder eher eine viertel Stunde vorher sein Pult aufschloß als zu spät.

Im Umsehen waren die Anweisungen ergangen. Nie wurden mehr als zwei Herren im Vorzimmer gesehen, die auf ihrem Platz manchmal schon einen Zettel von seiner eigenen Hand vorfanden; was zur Rücksprache mitzubringen sei. Rasche Abfertigung, klar und bestimmt war sein Prinzip; denn spätestens ein Viertel vor 9 Uhr ging er nach der Leipzigerstraße zum Reichstag in die Kommissionsberatungen, in die Bibliothek oder zu Besprechungen, um sich für die Plenarsitzungen vorzubereiten. So ging es einen Tag wie alle Tage, ein Maß von Arbeit wurde be-

wältigt, vor der manch einer wie ein störrischer Gaul vor dem Graben umgekehrt wäre, denn die Sturheit mancher Kreise schien hoffnungslos.

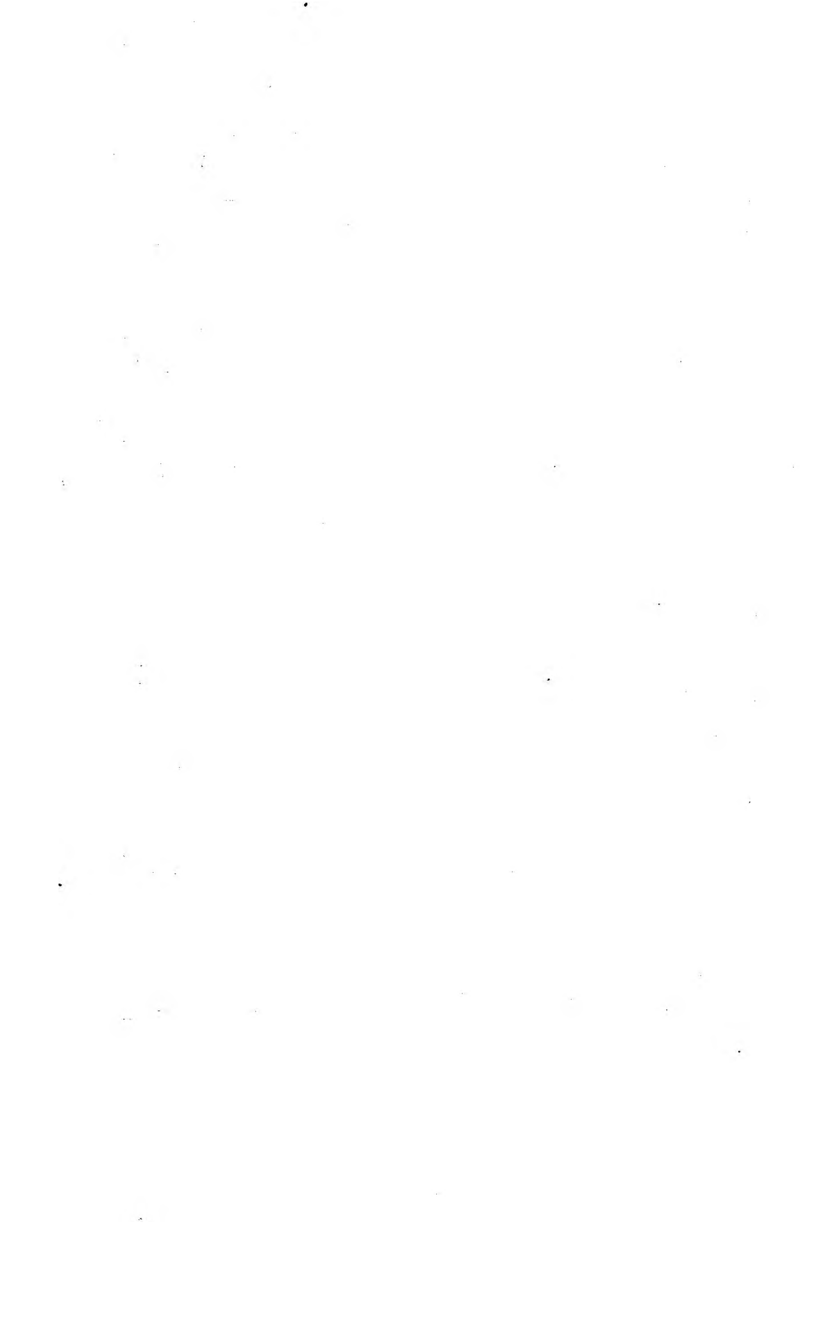
Das Mittagessen wurde im Reichstag, im Gespräch mit politischen Freunden oder Gegnern, selten zu Hause eingenommen. Inzwischen hatte Frau Sophie in ihren Räumen die Größeren der vier Jungens und ihre Tochter Johanna betreut und auf den Weg zur Schule gebracht. In den Zeiten politischer Spannung und endloser Reichstags- und Bundesratsversammlungen sahen sich die Ehegatten erst, wenn sie zu offiziellen Empfängen, Gesellschaften, Tees oder Galavorstellungen und zu Konzerten fuhren.

Einmal, als ich am Spätnachmittag Vortrag hielt, kam der älteste Sohn ins Dienstzimmer. Er hatte schüchtern angeklopft, machte die Tür nur halb zu, lehnte sich dagegen und wartete. Als es ihm zu lange dauerte, drückte er kräftig die Tür mit seiner tieferen Rückenseite ins Schloß und sagte: „Du hör mal, Mama wartet mit dem Kaffee und Kuchen seit fünf Uhr zu Deinem Geburtstag. Sie hat extra niemanden eingeladen. Wir wollen Dich endlich einmal für uns allein haben!“

Herr von Boetticher stand augenblicklich auf. Wir Beamten hatten schon am Morgen unsere Glückwünsche dargebracht und auf den Schreibtisch Blumen gestellt, die Frau Sophie noch besonders um drei rote Rosen von sich gruppierte. Er sagte: „Treffen Sie die Vorbereitungen auf Grund Ihrer Statistiken. Hätte ich nicht eine kluge, tüchtige Frau, ich könnte nicht ein Viertel von dem leisten, was nun mal sein

muß. Sie fragt mich nicht, was vorgefallen, ob ich mich geärgert, ob der Fürst zufrieden sei, mischt sich in keine Geschäfte und weiß doch alles. Entweder studiert sie die Zeitungen aller Schattierungen, die Parlamentsberichte, man möchte denken, im Stenogramm, oder sie hat ihre besten Quellen wer weiß woher! — Neulich lud ich zu uns die verbissensten Junkerabgeordneten, tags nachher einige Schlotbarone, die glaubten, ihre Schornsteine würden nicht mehr rauchen, wenn wir den Gesetzentwurf zum Krankenkassengesetz durchdrückten. — Keinen Ton hat meine Frau, mit dem oder jenem Gegner, im Garten auf und ab wandelnd, von Sozialpolitik oder Parlament gesprochen. Und was erlebte ich ein, zwei Tage darauf in den Foyers? Einer nach dem anderen, alle, die sonst um mich einen Bogen machten, kamen und waren über meine Frau des Lobes voll. Als ich mir das anhörte und dann nebenbei bemerkte, die §§ so und so seien für uns en bloc anzunehmen, eine condition sine qua non, konnte ich die Herren um den Finger wickeln." —

Ich ging zu Kranzler und leistete mir auch ein Stück Torte, glücklich über den Erfolg am sozialen Werke, als wäre ich selbst das große Geburtstagskind, das jetzt wohl im Kreise seiner Familie — Boetticher hatte sechs Kinder — stillesitzen mußte und mal nicht an Amt und Arbeiterpolitik denken durfte.



VIII. DIE JAHRE VON 1888 BIS 1890

Am 3. Juni 1887 in Kiel: Der Kaiser war zur Grundsteinlegung der Holtenau-Schleuse gekommen. Bismarck kam nicht, Exzellenz von Boetticher mußte ihn vertreten, eine Enttäuschung für die Kieler. Aber Graf von Moltke war da. Ich konnte es so einrichten, mich auf dieser Reise unentbehrlich zu machen, obwohl ich im Pulverdampf der Flotte mit meiner Mappe voll von Statistik- und innenpolitischen Aufzeichnungen nichts zu suchen hatte.

Kiel damals und heute — das sind zwei ungleiche Nenner: 1887 war es noch eine kleinbürgerliche Stadt, die sich den Anfängen einer werdenden Kriegsmarine erst anpassen mußte. Admiral von Stosch sah seine Aufgabe als preußischer General darin, den Kern für eine Ausfallflotte zu schaffen, im übrigen auf Küstenschutz Wert zu legen und flache Schiffe zu bauen. So lagen zum Empfang des deutschen Kaisers die vier eisernen Flachdeckkorvetten der Sachsenklasse, diese schwimmenden, schwarz gestrichenen „Zementfabriken“ mit je vier gelben Schloten, und einige Panzer und Kreuzer bereit, unter Generaladmiral von Caprivi gebaut, um eine Schlachtflotte für den Zweifrontenkrieg heranzubilden.

Immerhin mit den Tendern, Avisos und Schulschiffen war es für das Auge ein unvergeßliches Bild; denn mein Erstes beim Eintreffen war eine Hafenrundfahrt. Die Wandersehnsucht des Sollstedter Jungen auch auf das nasse Element zu übertragen, ließ keine Ruhe.

Die gelbe Kaiserstandarte wehte schon vom altehrwürdigen Bau des Kieler Schlosses, während ich bei der berühmten Mutter Hüllmann mir noch fast warme Kieler Sprotten für die Fahrt einpacken ließ und nun an der Schloßbrücke auf den nächsten Hafendampfer wartete. Wie ich so alles musterte, meine Blicke mit Befriedigung auf die Werftanlagen drüben und nach Ellerbeck zum duftenden Schmock der Fischräucherei schweifen, lese ich über der Fährhalle: „Die alten Deutschen tranken noch eins, ehe sie fortfuhren!" Das war eine Aufforderung, der ich nicht widerstehen konnte. Ich packte also Semmel und Sprotten auf dem gescheuerten Tisch aus und vesperte los. Plößlich donnerten die Kanonen. Weißer Pulverdampf, damals noch der Clou des Schlachtenmalers, hüllte Schiffe und Hafen wie bei der schönsten Vernebelungsübung ein.

Ich war mit den übrigen anwesenden Fremden draußen, in der Meinung, daß es nun losginge; die Einheimischen und Butjer ließen sich nicht stören und meinten, einer der angesagten „Russen" liefe ein. Und Tatsache: als wir mit Haferdampfer „Laboe I" fuhren, machte gerade der hochgetakelte Russe an seiner Boje fest. Alles lag wieder da, wie eine Hundemeute, die nach Riesengekläff mit dem Schwanze

wedelt und sich zur Ruhe ausstreckt. Wirklich, es wurde auch hin und hergewedelt — vom Signalgast nämlich, der auf jedem Schiff vom Heckaufbau mit je zwei Handflaggen in seiner ihm verständlichen Luftsprache ununterbrochen redete, so daß man gern hinter das Geheimnis gekommen wäre. Ich hielt mich denn an unseren Käpt'n, der gerade nichts zu tun hatte, und fragte, was der da oben zu sagen habe. „Jo", meinte er und spuckt erst ein Stück Priem in das hellgrüne Wasser, daß mir die Fische leid taten, die danach schnappten, „dat ist nich alle Welt. He seggt, de irste Offizier kömmt hüt abend an Bord. Nu witten's!" — Ja, nun wußte ich, daß ich mich in eine familiäre Besuchsangelegenheit gemischt hatte.

Als wir uns der buchenbewaldeten Landspitze „Bellevue" näherten, kam die trauliche Aufforderung: „Ist noch ein Bellevue — jeder Buchstabe wie es sich gehört, deutsch gesprochen — da?" Es fand sich keiner, und so stieß unser Bug weiter auf Holtenau zu, wo der Festplatz der Grundsteinlegung im bunten Flaggen- und reichen Guirlandenschmuck auf seine Bestimmung am nächsten Tage wartete. Trotz Bemühung konnte ich keine Karte erhalten und hätte doch Exzellenz von Boetticher gern die obligate Aktentasche nachgetragen, ohne die er sonst ebensowenig zu denken war, wie ohne den etwas herabhängenden buschigen Schnurrbart und die gestauchten Beinkleider.

Bei Friedrichsort zupfte mich der Käpt'n am Rock: „Do, wat längsseits am Bassin biholt, is dat irste Tirpitzsche ‚schwatte Boot'; de irste Flottille is do

vor de inglischen Kiekers sicher! Mor'n werden nur de ollen Dingers, de över as unner Water schmieten, paradieren[1]."

Als wir nach Laboe kamen — eine steife Briese stand von See hinein — hatte ich Salzgeschmack auf der Zunge und mußte ans „Alte Land" denken, um den Entschluß zu fassen, die Kanalbaustrecke bis nach Brunshaupten abzugehen oder entlang zu fahren.

Am 3. Juni wehte der Wind noch steifer in die Bucht, weiße Wolken jagten unter dem blauen Himmelszelt über das festlich bewegte Wasser mit hunderten bewimpelten Hafenschiffen, Barkassen, Segel- und Ruderbooten. Man muß Kiel bei festlicher Gelegenheit gesehen haben. Damals war es das erste Mal, daß der Kieler Hafen sich in seinem beginnenden Kaiserglanze wogenbewegt wiegte. Dann haben wir unter Wilhelm II. das größere Werden der Marine und der Kieler Woche von Jahr zu Jahr erlebt, bis — nicht auszudenken — die Flotte, marxistisch verseucht, meuterte, die kaiserliche Kriegsflagge, mit Blut der Treuen besudelt, vom roten Klabautermann niedergeholt wurde. Wilhelm I. nahm nach der Grundsteinlegung der Holtenauer Kanalschleuse auf der „Pommerania" bei stürmendem Wetter, entblößten Hauptes die Flottenparade ab. Es zerriß die gelbe Kaiserstandarte am Mast, so wenig war man damals noch auf Seewind eingerichtet, um ein seetüchtiges Flaggentuch von Berlin mit-

[1] „Tirpitz-Dollar und Völkertragödie", Georg Kummers Verlag, Leipzig C I.

zubringen. Der über 90jährige Kaiser holte sich eine schwere Erkältung, der er später erlag.

Als der 9. März 1888 graute, stand auch ich vor dem Palais Unter den Linden, inmitten der schweigenden Menge. Da senkte sich die purpurne Königsstandarte: der Kaiser, der unvergeßliche, hatte die Augen geschlossen! —

Bismarck kam bald darauf aus dem Portal und bestieg seinen Wagen. Er sah ernst über die Menge und reichte dem Polizeioffizier mit einigen Worten die Hand. Dann verbreitete sich unter den Menschen das letzte Wort des Heimgegangenen: „Ich habe keine Zeit, müde zu sein."

In der zweiten Nacht gelang es mir nach mancher Geduldsprobe, von meinem Kaiser Abschied zu nehmen. Stundenlang stand man hinter den Postenketten, der in Paradeuniform mit aufgepflanztem Seitengewehr stehenden Franzer, die einen Schwarm Wartender endlich bis zum nächsten Kordon durchließen. Im Engpaß der damaligen „Schloßfreiheit", der mittelalterlichen Häuserreihe am Kanal, wo jetzt das Denkmal steht, staute sich alles zu fürchterlicher Enge. —

Es war doch der Kaiser Barbarossa vom Kyffhäuser, der da nun stumm und friedlich lag. „Vale senex imperator!" — mit diesem Spruch auf langen schwarzen Fahnentüchern grüßte ihn zum letzten Male das

Brandenburger Tor, durch dessen Siegespforte der Kaiser und König dreimal eingezogen war. Und die silberhellen Trompeten der „Garde du Corps“ bliesen über die froststarre Winterluft des 16. März 1888 das „Ach bleib mit Deiner Gnade“. Hinter dem Sarge schritt allein der nunmehrige Kronprinz Wilhelm. — Kaiser Friedrich III. lag, von St. Remo heimgekehrt, todkrank im Charlottenburger Schloß[1].

Am 15. Juni 1888 wurde Wilhelm II. im 29. Lebensjahre deutscher Kaiser und König von Preußen. Es vollzog sich ein Umschwung in der Regierung, ebenso wie im Oktober 1858, als Wilhelm I. für seinen erkrankten Bruder die Regentschaft übernahm. Der rechte Flügel des damals bestehenden Ministeriums Manteuffel, Westfalen, Raumer wurde entlassen und ein halb konservatives und halb liberales Ministerium unter Prinz von Hohenzollern, Auswaldt und v. d. Heydt gebildet. Die öffentliche Meinung war begeistert. Es wurde bis 1862 der Versuch eines streng konservativen Regiments durchgeführt. Liberale Wünsche: Kreisordnung, Neuabgrenzung der Wahlbezirke, Grundsteuerausgleich, Zivilehe u. a. fanden nach und nach Erfüllung. Als Äquivalent wurde die Armee verdoppelt. Im Jahre 1862 kam es dennoch offen zum Konflikt: die liberale Kammermajorität erwies sich als unfähig, ebenso wie das liberale Ministerium vom Ungeschick verfolgt blieb. Um den Preis der Heeresreform war

---

[1] Vergl. Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“, Bd. II, S. 306.

Einmütigkeit auf die Dauer nicht zu erzielen. Bismarck zeigte sich der Lage gewachsen und regierte auch

ohne Etatgesetz.

Dieser Entschluß, von Staatsnotwendigkeit aufgezwungen, war das Große jener Zeit, die im Verfolg Einigkeit und Reich schuf.

Und nun, im Sommer 1888, stand beim Regierungswechsel noch derselbe Mann, der eiserne Kanzler, ungebrochen, nur von gichtischen Anfällen geplagt, am Staatssteuer, zielsicher das Auge auf den Kurs gerichtet, mit dem er unter seinem alten kaiserlichen und königlichen Freund gut gefahren war. Ihm gegenüber aber stand nicht dieser mehr, sondern ein jugendlicher Herrscher, der viel gelernt und gesehen hatte und deshalb ein Neuerer sein wollte im Sturze einer überalternden Zeit.

Eine neue Konfliktzeit dämmerte herauf — trotz der Versicherung des jungen Herrschers, das Vermächtnis seines kaiserlichen Großvaters zu ehren, der auf dem Sterbebette an die dauernde Freundschaft mit Rußland ebenso gemahnt hatte, wie es schon Friedrich der Große getan.

Eine gewisse Halbheit gegenüber deutschen Belangen mag Bismarck bald erkannt haben bei allem nationalen Schwung, dessen der Kaiser fähig war, ohne sich allerdings immer so zurückzuhalten, wie es dem Diplomaten Bismarck nötig schien. Aber diese außenpolitischen Disharmonien waren es nicht, die zu Beginn der Ära Wilhelms II. offen hervortraten,

wenn man nicht die Meinungsverschiedenheit bei Konvertierung russischer Eisenbahnobligationen durch das Haus Bleichröder in Betracht zieht, wofür Bismarck sprach. Es drängte vielmehr die Lösung der sozialpolitischen Frage; denn das Sozialistengesetz gegen den Umsturz konnte nur ein vorübergehender Notwehrakt sein. Professor Dr. Wilhelm Schüßler sagt in seinem Buche: „Bismarcks Sturz", der Kaiser wie auch Fürst Bismarck hätten angenommen, daß eine soziale Revolution drohe. Bismarck habe sie durch Anwendung von Gewalt unterdrücken wollen, während der Kaiser durch rechtzeitige Reform den Umsturz vermeiden wollte.

Von diesem menschlich verständlichen Gefühl ist Wilhelm II. auch noch an einem der schwärzesten Tage der deutschen Geschichte beherrscht worden, als er im Schlosse Bellevue zu Berlin am 24. Oktober 1918 General Ludendorff zu verstehen gab, er müsse jetzt sein Reich mit den Sozialdemokraten aufbauen. Nachgiebigkeit 1888 beim Regierungsanfang und 1918, am 9. November, die Tragödie „Hohenzollern" beschleunigend. Diese erschütternde Tatsache beweist, daß Bismarck wohl mit Recht auf seinem Kopf beharrte. In die damals nüchtern politische Welt schleuderte der Kanzler das Wort hinein:

„Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf dieser Welt!",

während Wilhelm II. dachte und sprach:

„Deutschland heißt Kultur, Freiheit für jeden in Religion sowohl wie in Gesinnung und Betätigung!"

Gewiß ein großes Wort, zu einem politisch reifen Volk gesprochen!

In seinen „Ereignissen und Gestalten“ aus den Jahren 1878—1918 schreibt Wilhelm II., er habe den Kanzler zu überzeugen versucht, daß es kurz nach gesegneter Regierung Kaiser Wilhelms I. doch unmöglich wäre, seine ersten Regierungsjahre mit dem Blute eigener Landeskinder zu beflecken, wenn es zur revolutionären Betätigung käme: „Der Gegensatz der Anschauung des Kaisers und des Kanzlers über die soziale Frage, d. h. die Förderung des Wohles der Arbeiterbevölkerung und Anteilnahme am Staate ist der eigentliche Grund zum Bruche zwischen uns gewesen... seine Meinung, daß die soziale Frage mit scharfen Maßregeln und eventuell mit der Truppe gelöst werden könne, nicht aber mit Grundsätzen allgemeiner Menschenliebe...“

In der Wilhelmstraße und am Wilhelmplatz wurde von den Gegensätzen im Machtkampf zwischen Kaiser und Kanzler zu einer Zeit gesprochen, als die Öffentlichkeit von einer gewissen Nachgiebigkeit des Fürsten in der inneren Politik redete, wenn nur der Kaiser sich Bismarckscher Genialität und Erfahrung in auswärtigen Angelegenheiten anvertraute. Zu solchen Voraussetzungen lag für mich, der ich mit dem Fürsten gerade das sozialpolitische Feld durchackert hatte, nicht die geringste Hoffnung vor. Auch blieb ich den Erwartungen gegenüber skeptisch, die vom „nahen Greisenalter des Kanzlers“ sprachen, „dessen Last einmal die unvermeidliche Trennung beschleunigen müßte; die Hauptsache wäre, daß der Krone

der Ruf des Alten möglichst lange erhalten bliebe". — Nein, an Bismarcks Nachgiebigkeit glauben — das konnten nur jene, die seinen Charakter nicht kannten! Es war keine nichtige Rechthaberei, mag noch so viel Eigensinn in diesem Riesen gelegen haben, sondern es war die Erkenntnis dringlichster Staatsnotwendigkeit, wo es für den Fürsten kein Ausbrechen, Ausweichen, Herumdrücken und Deuteln gab und geben konnte. Der Reichskanzler machte die Politik schon von Verfassungswegen, und nicht der Kaiser! Daran war auch dem Volke und dem Parlament gegenüber unbeirrt festzuhalten. Das vergißt die Zeit. Keinesfalls war es angängig, daß der Kaiser die Minister hinter dem Ruder des Ministerpräsidenten regierte.

Wie Kaiser Wilhelm II. 1918 unter Scheidemann, Prinz Max von Baden und Gröner vereinsamt war, so war er es trotz seiner Umgebung schon 1890, als es zum offenen Bruch mit Bismarck kam, der sich vergrämt nach Friedrichsruh zurückzog, um seine Gegner mit einem Uneinnehmbar mürbe zu machen. Die Sozialdemokraten trauten nun einmal einem königlichen Herrn nicht, die Stützen des Staates erst recht nicht, sondern diese hielten zum Eisernen Kanzler als ihrem Manne für immer. Was zwischen beiden Polen lag, dessen Zuverlässigkeit war aus der Konfliktzeit 1858—1862 nachzuprüfen, weshalb wir daran erinnerten. Und doch konnte und durfte die Königskrone und das kaiserliche Haupt nicht verlassen werden. Schild und Speer mußten sich damals für Wilhelm II. trotz allem aufwerfen, wie es „Ein

Fabeltier unserer Zeit“ an vielen Stellen überzeugend erreicht, so daß ein leiser Vorwurf aufkeimt, ob denn damals kein Weg gangbar war, die unheilvolle deutsche Tragödie wenigstens verständlicher für das Volk zu machen! Einer war dazu berufen und fähig, aber er erntete Undank und nahm mit tiefem Wehgefühl die Erbitterung Bismarcks hin:

Heinrich von Boetticher.

Der Schöpfer des deutschen Sozialismus war kein Handlager des großen Kanzlers, wohl aber dessen nächster und vertrautester Gehilfe, trat er auch bescheiden vor ihm zurück und nannte ihn seinen „Wohltäter“; Feindseligkeit gegen seinen Meister kannte er nicht. Bis auf die letzten zwei Monate — so sprach von Boetticher es im Vermächtnis für seine Hinterbliebenen aus — waren die Beziehungen gemeinsamer Diensttätigkeit zum Fürsten Bismarck geradezu ideell.

Noch ein Jahr vor seiner Entlassung hat der Kanzler im Reichstag verkündet:

> „Ich hätte das, was mein Kollege Herr von Boetticher in dieser Sache (der sozialpolitischen Gesetzgebung) getan und geleistet, selbst nicht leisten können, auch wenn ich in der Möglichkeit gewesen wäre, mich ausschließlich dieser Angelegenheit zu widmen. Jeder hat sein eigenes Fach, und in diesem Fache sehe ich neidlos das Verdienst meines Herrn Kollegen, als das größere wie das meinige an.“

In Zeiten ernster Erkrankung Boettichers hatte der Fürst Sorge, sein Stellvertreter möge alles daran setzen, wieder völlig gesund zu werden. Das sei noch dringlicher, als die Zeitfrage der Geschäfte.

Am 7. Januar 1890 traf nach schriftlicher Vorbereitung des lebhaften kaiserlichen Wunsches nach Ausbau der Arbeiterschutzgesetzgebung der Staatssekretär in Friedrichsruh ein und fand, wie stets, freundlichste Aufnahme in der ihm überaus vertrauten Häuslichkeit. Auch die Fürstin, die erkrankt das Bett hütete, sehnte sich — wie Bismarck bei Ankunft sagte — nach Aussprache. — Kurz vorher, Weihnachten 1889, war Herrn von Boetticher über den Innenminister durch einen Flügeladjutanten vom Kaiser eine Denkschrift des Geheimen Regierungsrats Dr. Hintzpeter, seines bekannten Lehrers und Freundes, über die „Arbeiterbewegung“ zugegangen. Es handelte sich darum, den Fürsten von einer beabsichtigten Rede abzubringen, die als Wahlprogramm gegen die Absichten des Kaisers hätte ausgelegt werden können und nach Ansicht des Geh. Legationsrats von Holstein, der sog. „grauen Eminenz“, zu einer Isolierung des Reichskanzlers wie nie seit 1866 führen mußte. Die Auflösung des Reichstags, mit dem auch vom Fürsten nicht abgelehnten Arbeiterschutzprogramm, würde sicher im Volke als glückliche Wendung angesehen werden. Ein Einlenken seitens des Fürsten wäre zu begrüßen.

Bismarck lehnte nach Aufzeichnungen von Boettichers mit der Begründung ab, er werde keinen Wechsel unterschreiben, der mit seiner ganzen Vergangen-

heit und seinen wirtschaftlichen Anschauungen im Widerspruch stehe, er vermöge es nicht zu verantworten, dem hungernden Arbeiter und der notleidenden Arbeiterwitwe die Gelegenheit zum Verdienst durch Verbot der Beschäftigung jugendlicher, der Schule entwachsener Arbeiter zu beschränken, und werde niemals seine Zustimmung zu einer Humanitätsduselei geben, die auf diesem Gebiete zu Unzufriedenheit innerhalb der arbeitenden Klasse und zu Wirtschaftsschädigung führe. Der Kaiser, von unverantwortlichen Ratgebern beeinflußt, übersehe die Tragweite. Sobald er nach Berlin zurückkehre, werde er unschwer dem Kaiser Klarheit verschaffen.

Herr von Boetticher konnte die Meinung des Fürsten auch nicht mit dem Hinweis entkräften, daß bereits im Königreich Sachsen und im Regierungsbezirk Düsseldorf ein gewisses Maß von Arbeiterschutz eingeführt sei, das man unbedenklich auf das ganze Reich übertragen könne. Der Kaiser werde sich von seinem Plane nicht mehr abbringen lassen, der Fürst möge doch durch Prinzipien den Monarchen nicht verletzen und ihm die Anteilnahme verleiden.

Die „gute Ehe“ zwischen Fürst und Staatssekretär schien hierdurch einen ersten Stoß erhalten zu haben. Die nächsten Wochen bis zum denkwürdigen 19. März 1890, da der Kaiser das Abschiedsgesuch des Fürsten Bismarck genehmigte, waren für uns in den Reichsämtern eine ruhelose, von Hoffnungen und Enttäuschungen wechselnd erfüllte Zeit. Ich hatte manche Gelegenheit, Einblick in den Machtkampf zwischen jung und alt, Herrscher und Staatsmann,

zu erhalten, wie er später in den ehrlichen Aufzeichnungen des Staatssekretärs von Boetticher bekannt wurde. Der Brennpunkt des Interesses in der Öffentlichkeit war die Frage, ob der Entwurf zu einem dauernden Sozialistengesetz abzuschwächen oder gar der Polizei ein verschärftes Machtmittel gegen die Sozialdemokraten mit Ausweisungsbefugnissen in die Hand zu geben sei.

Am 24. Januar hatte der Kaiser einen Kronrat berufen. Bismarck traf erst am Nachmittag dieses Tages, eines Freitags, an dem er ungern reiste, ein und hielt vorher eine Staatsministerialsitzung ab, in der er die Weisung gab, man möge dem Kaiser nahelegen, die Weiterbildung des Arbeiterschutzgesetzes, als zu schwer, von Beratungen abhängig zu machen. Es kam wegen öffentlicher Ankündigung der Aufbesserung der Gehälter unterer Beamten zu einer ersten unfreundlichen Haltung gegen von Boetticher, der unseren Staatssekretär des Reichsschatzamtes von Maltzahn deckte. Ich war mit Unterlagen dieser Neubesoldungsvorschrift im Vorzimmer der Sitzung, und ohne es zu wollen, wurde ich Zeuge jener Lebhaftigkeit, der unser Eiserner Kanzler fähig war, wenn etwas ihm gegen den Strich ging. Ein gewisses allgemeines Gereiztsein schien aber nur auf die sekundäre Gehaltsaufbesserungsfrage abzublitzen.

Ich sah die Herren einzeln den Raum verlassen und hörte den Fürsten sagen, daß sie ja noch etwas Zeit hätten, da er sich mit Seiner Majestät vorerst unter vier Augen besprechen werde. Nie werde ich die verschiedenen Gesichter vergessen, die in ihrer

Stummheit doch deutlich zu reden schienen. Mit noch einem Kollegen, der Unterlagen für den Arbeiterschutz in seiner Mappe hatte, folgte ich in einer Droschke zum Schloß, vorher hatten wir aber schnell noch in den Wilhelmshallen etwas zu uns genommen; denn wir waren auf 4—5 Stunden bangen Wartens gefaßt.

Der Kaiser hielt an Hand von drei verschiedenen Aufzeichnungen Vortrag über sein Lieblingsthema: den verstärkten Arbeiterschutz, und ging dann auf die abschwächenden Bestimmungen des Sozialistengesetzes ein, indem er riet zu nehmen, was man im Parlament bekommen könnte. Bismarck warnte bei einer so wichtigen Frage einen grundlegenden Fehler zu machen und den Parteien durch Nachgiebigkeit die Entscheidung zu lassen. In Wechselrede — so schildert es von Boetticher — steigerten sich die Temperamente Wilhelms II. und des Fürsten. Es fielen von seiten Bismarcks die Worte: „Ich sehe immer mehr, daß ich nicht mehr an meinem Platze bin!" — Der Kaiser blieb ruhig und gemessen. Er hatte schon vorher geäußert: „Ich bin ja weit entfernt davon, meine geringen Erfahrungen gegen die reiche Erfahrung Ew. Durchlaucht in die Waagschale zu werfen." — Um den Bruch nicht zu verschulden, sprachen sich die Minister zum Sozialistengesetz im Sinne des Reichskanzlers aus, so daß später der Kaiser zum Großherzog von Baden gesagt haben soll: „Die Minister sind ja nicht meine Minister, sie sind Minister des Fürsten Bismarck."

Das Ergebnis des Kronrats war die Ermächtigung

zur Auflösung des Reichstags. Herr von Boetticher stürzte, während der Rat eine kurze Pause machte, in der 9. Stunde mit hochrotem Gesicht in unser Wartezimmer, „Reichstag aufgelöst! Bitte benachrichtigen Sie den Bürodirektor des Reichstags, Geh. Rat Knaack, und das Bundesratsbüro. Alle nötigen Unterlagen zur Thronrede auf meinen Arbeitstisch. Die Auskunftgebenden Herren sollen sich ab 10 Uhr bereit halten."

Wir jagten die breiten Stufen im Schlosse herunter. Der Schutzmannsposten am Forkenbecken-Portal pfiff eine Droschke heran. Es war diesselbe, die uns hergebracht hatte: 1007. „Na," brummte der Kutscher, „ick wußte ja, det et nich mit 'ner halben Stunde jemacht is! Wat is' nu los?"

„Sie werden das morgen zu lesen bekommen. Reichstagsbüro, dalli!"

„Jut; dann lösen wir die olle Quatschbude uff!" — Der Roßlenker hatte als Berliner den echten Riecher.

Das war Hochstimmung in Berlin. Als wir nach beschleunigtem Trab unter leichtem Spielen der Peitsche auf dem die Ohren spitzenden Braunen anlangten und ausstiegen, meinte der Kutscher vom Bock herunter, indem er sein Geld nachzählte: „Wenn Bismarcken jeschaßt wird, denn zieh'n wir alle Kutscher I. u. II. Jüte vor't Schloß. Wilhelm soll sehen, dat et noch Männer- und Droschkenstolz vor Königsthronen jibt!" — Einige Passanten waren stehengeblieben und hatten ein paar Brocken aufgeschnappt. Man fragte, als wir die Glocke zogen, und die Tür vom Portier des Portals III geöffnet wurde, ob es

wahr wäre, daß der Kanzler ginge. Ich winkte ab, und unser „Lehmann" rief, im Schritt gemächlich abfahrend: „Na, se woll'n hier oben morjen jroßreenemachen; die Herr'n haben dazu noch schnell aus'm Schlosse jriene Seefe und Schrubber jeholt."

So ernst auch die Situation für uns war, wir mußten doch lachen. — Ich habe oft über dieses Erlebnis nachgedacht und fand den Schlüssel, wie schnell in Berlin sich Gerüchte verbreiten, die ein Geheimnis lüften, ohne daß von irgendeiner Seite eine Indiskretion geschehen war. Der Berliner hat instinktives Bewußtsein, lebt in der Zeit und jeder ihrer Minuten, besonders wenn es „hopp-hopp" geht, dann ist er im Witz vorschnell und treffend.

Am frühen Morgen des 25. Januar wußte ganz Berlin mit dem Semmelaustragen vom hochpolitischen Ergebnis des Kronrats: Bismarck solle sehr ernst in die Wilhelmstraße zurückgefahren sein und habe kaum die Hand zum Gruße gehoben, in seinem Arbeitszimmer sei bis spät in die Nacht Licht gewesen, Graf Herbert im Reichskanzlerpalais geblieben. Ich war auch erst gegen 2 Uhr morgens durch den Tiergarten nach Hause in die Englische Straße gegangen. Es wollte aus dem wüsten Kopfe nicht heraus, ob sich nochmals alles zwischen Kaiser und Kanzler glätten werde.

Und wirklich: Bismarck erschien am 27. Januar zur Geburtstagsgratulation und sprach in warmen Worten die Wünsche des Kabinetts aus. Der Kaiser schien die Meinungsverschiedenheiten im Kronrat auch überwunden zu haben. Zwei Tage vorher war von

Boetticher mit dem Entwurf der Thronrede, an der auch Unterstaatssekretär Dr. Boße die ganze Nacht mitgearbeitet hatte, bei Bismarck gewesen, der wohl den Wortlaut sich vorlesen ließ, aber äußerte, er habe kein Interesse daran. Um 4 Uhr nachmittags genehmigte der Kaiser den Entwurf. Um 6 Uhr wurde der Reichstag geschlossen. Bismarck war nicht anwesend. Sein Sohn Herbert gab beim Aufgang in den „Weißen Saal" Herrn von Boetticher zu verstehen, daß dem Kaiser Gelegenheit zu dem feierlichen Akt nicht gegeben werden brauchte, während der Stellvertreter des Kanzlers entgegnete, nach den Vorgängen im Kronrat müsse die Entscheidung dem Kaiser bleiben.

Der Fürst hatte vorher am Sonntag den 26. Januar noch einmal Gelegenheit genommen, in einer Staatsministerialsitzung die akuten Fragen zu beleuchten. Wieder standen mein Kollege und ich für alle Fälle im Vorraum mit unseren Mappen bereit. Der Fürst war von einem Spaziergang aus dem Garten gekommen, reichte uns beim Vorbeigehen die Hand und sagte: „Es begann zu regnen. Ich bin etwas naß geworden." — Das mag Veranlassung gewesen sein, daß er nach von Boettichers längerer Rede über die Vorgänge im Kronrat, so begann: „Launen eines Monarchen sind wie gut und schlecht Wetter, man kann sich diesen nicht entziehen, man nimmt einen Regenschirm und wird doch naß. Ich denke, wir machen mit!" — Darauf gab er einige Spezialweisungen, da es sich auch um eine gewisse internationale Regelung der Arbeiterschutzfrage handelte. Die be-

treffenden Erlasse sollten an den preußischen „Minister für Handel und für öffentliche Arbeiten“ gehen.

Bei der Geburtstagsgratulation am 27. Januar sprach Bismarck in warmen Worten die Wünsche des Kabinetts aus. Auch der Kaiser schien die Meinungsverschiedenheiten vergessen zu haben. Wir Beamten atmeten auf, als wir davon bei unserer Feier hörten. Am Abend überzeugten wir uns in den Straßen, wie tief bei aller Sympathie für den Kanzler die Liebe zum Herrscherhaus bei den Berlinern wurzelte.

Am 30. Januar fand noch eine Ministersitzung statt. Da platzte der Kaiser hinein; er war scheinbar vom König von Sachsen benachrichtigt worden, daß Bismarck sich schroff gegen dessen Gesandten hinsichtlich sächsischer Arbeiterschutzvorschriften gestellt und mit Rücktritt gedroht hatte. — Auch diese Klippe wurde umschifft. Aber der Kanzler zeichnete die Allerhöchsten Erlasse an die beiden Ressortminister, wie in der Presse zu sehen war, nicht gegen. Den Kaiser verärgerte dies, wenn ihm auch Boetticher erklärte, der Grund sei darin zu sehen, daß der Fürst sich durch seine Reden vor dem Reichstag im gegenteiligen Sinne gebunden halte. Ein Beweis dafür, daß der Stellvertreter des Kanzlers diesem die Stange hielt.

In den folgenden Tagen kam es bei Boettichers Vortrag trotzdem zur Äußerung des Kanzlers: „Und Sie werden sich zu entscheiden haben, ob Sie Ministerpräsident werden, oder bleiben wollen, was Sie sind!“ Herr von Boetticher konnte mit gutem Gewissen die

Befürchtung damit zerstreuen, daß, wenn Seine Majestät eine Ernennung beabsichtige, er ehrfurchtsvoll bitten werde, davon abzusehen. Der Fürst aber blieb auf seiner vorgefaßten Meinung: „Der Kaiser will Sie aber als Ministerpräsidenten haben!"

Am 26. Februar ging es in den Ämtern lebendig zu. Ich wurde in der Bibliothek mit verschiedenen Spezialfragen für den stattfindenden Staatsrat bestürmt. Mein statistisches Material zum Nachweis einzelner Erfahrungen im Arbeiterschutz spielte ebenso eine Rolle, wie staatsrechtliche und Verwaltungsgrundlagen, sowie steuerrechtliche Prinzipien für öffentliche Umlagen in der Industrie und im Handel. Bei solchen Gelegenheiten erledigte ich alle Wünsche mit einer Bombenruhe, indem ich in die betreffenden Bücher, Tabellen und Generalakten sorgfältig Merkzettel steckte und mir dann selbst eine Fristnote anlegte. Einer der Vortragenden Räte war besonders nervös, bis er an die Reihe kam, lief heraus, kam, auf die Taschenuhr zeigend, wieder und platzte heraus:

„Herr Pflug, ich wünschte, der Fürst hätte auch solche Seelenruhe, wie Sie! Zu beneiden, wirklich, aber Sie brauchen ja nicht ihm vor die Blitze zu treten, die mich erwarten!"

„Herr Oberregierungsrat, ich habe immer gefunden, daß unser Kanzler die Ruhe zeigt, die man ihm entgegensetzt, und dann heißt es doch, Durchlaucht habe sich in letzter Aussprache mit Sr. Majestät verständigt."

„Woher wollen Sie das wissen? Es gibt Eisen, das glüht einmal, daß man's nicht anzufassen wagt, und dann wieder ist es kalt wie Eisen!"

„Dafür ist Bismarck einmalig!"

„Wenn auch. Sie sitzen am Wilhelmsplatz-Eck gemütlich, aber ich?" — Fort war er mit seinem Material, und meine Segenswünsche für weitere Karriere folgten ihm.

Kaum hatte ich die anderen Anliegen befriedigt, wurde ich in das Reichsamt des Inneren gerufen, um bei Auffinden eines Vorganges behilflich zu sein. Die Sache nahm mich bis in die Nachmittagsstunden in Anspruch, während unter dem gleichen Dache im Bundesratssaal der Staatsrat tagte. Ich war so zerstreut wie kaum je im Leben, suchte und suchte, aber fand nichts. Mit meinen ganzen Empfindungen war ich beim Fürsten; denn was ich in den Büros hörte, ließ darauf schließen, daß ihn der Kaiser nicht erwartete. Tatsächlich hat Majestät auch erst bei Bismarcks Erscheinen einen bequemen Sessel heranholen lassen.

Als der Kaiser schon im Gebäude war, kam von Boetticher von einer Unterredung mit dem Fürsten, in der dieser Dr. Bosse gegen den Widerspruch des Staatssekretärs einen disziplinlosen Menschen nannte, weil er die Einladungen zum Staatsrate selbst unterzeichnet hatte. Über uns allen lag eine schwüle Stimmung, obwohl wir den Traiteurwagen von Borchardt hatten vorfahren sehen, um zu wissen, daß als letzte

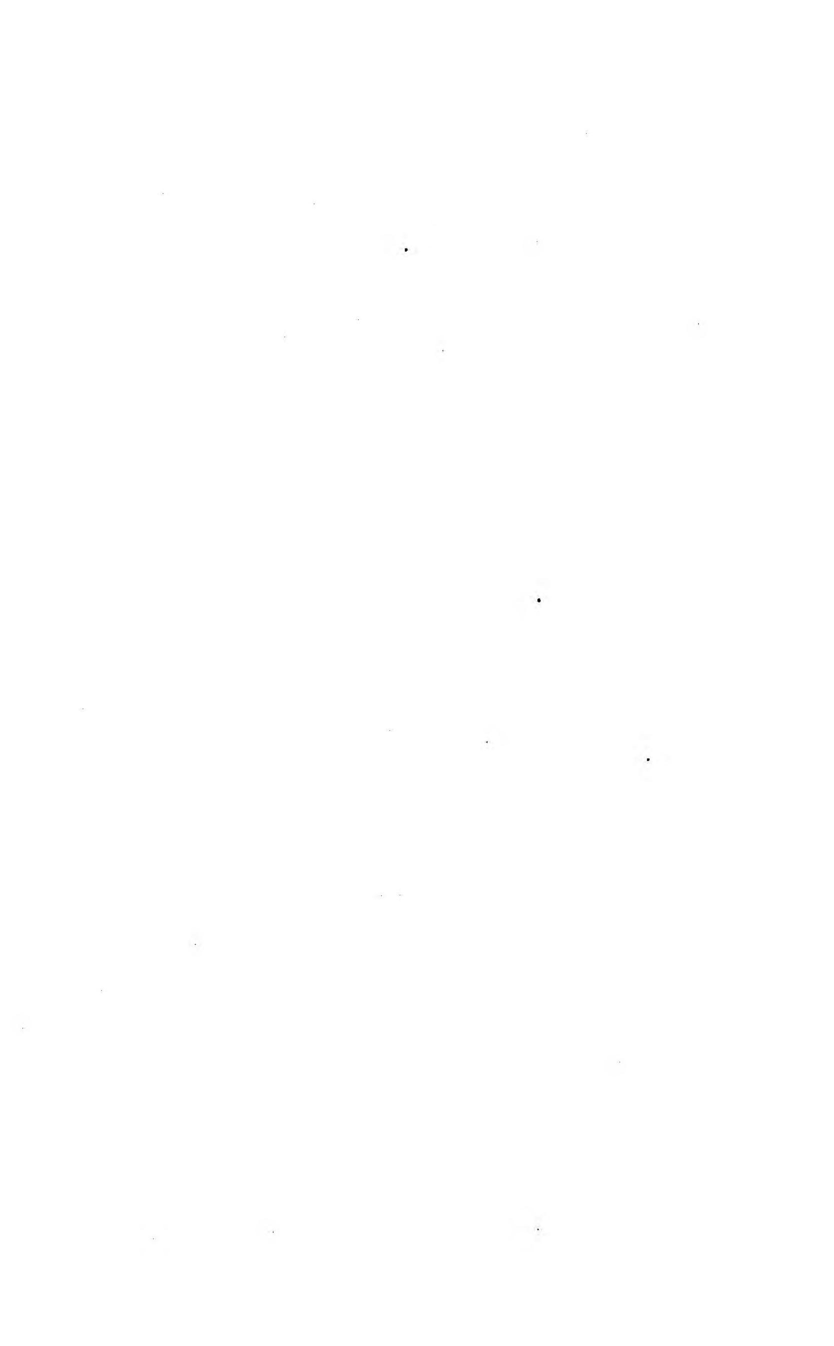
Besänftigung unsere Frau Staatsminister aufwarten sollte.

Wirklich, der Kaiser machte die vorgesehene Frühstückspause, und Fürst Bismarck folgte in die Gemächer, wo das Ewig-Weibliche präsidierte. Unterwegs, so berichtet von Boetticher, sagte ihm der Kaiser: „Wieder hat mir der Kanzler einen Knüppel zwischen die Beine geworfen, da er verlangte, die Minister dürften, als beteiligt, nicht abstimmen.“ Auch da nahm der Staatssekretär seinen Chef in Schutz. Es war aber nicht fortzudisputieren, daß Bismarck bei den Erörterungen über Einschränkung der Sonntagsarbeit trotzig und gelangweilt in seinem Sessel gesessen und sich bei den Darlegungen des Kaisers Aufzeichnungen gemacht hatte, ohne in die Diskussion einzugreifen.

Bei Tafel suchte Frau Sophie die Unterhaltung zwischen dem Kaiser und dem mißgelaunten Kanzler in Fluß zu bringen. Erst als sie diesem nach Tisch seine eigene Pfeife holen ließ und selbst anrauchte, bekamen beide Gastgeber einen einzigen freundlichen Blick, während der Fürst bis dahin stumm und still auf Frau von Boetticher geschaut hatte.

Das Folgende vergesse ich nie: Bismarck öffnete plötzlich die Tür zur Registratur. Sein Schritt war müde und schwer. Der freudig bestürzte Vorsteher machte Meldung, und wie ein Geist wandelte der große Mann, anscheinend ziellos, von Platz zu Platz. Es war mir, als wollte er sich dem winzigen Teil des Volkes anvertrauen, der ihm in uns sechs Männern zu Gesicht kam, denn das Verständnis, das er suchte,

fand er im Staatsrat nicht mehr. Dessen Stimmen waren gegen ihn. Zerstreut sah er auf gleichgültige Akten und setzte wie abwesend leeren Blickes seinen Weg aus dem Raume fort, den Gang entlang, um auf diesem Wege den Bundesratssaal und die weitere Staatsratssitzung zu meiden.



IX. VON DER VERANTWORTUNG

Fürst Bismarck spricht in seinen „Gedanken und Erinnerungen" aus: Für die Nerven eines Mannes in reifen Jahren sei es eine harte Probe, plötzlich mit allen oder fast allen Freunden und Bekannten den bisherigen Umgang abzubrechen. Das bezog sich auf die „Konflicktszeit", während die Erfahrungen aus den Jahren 1888—1890 ihren Niederschlag fanden im Selbstgeständnis, daß natürlich während der bewegten und gelegentlich stürmischen Entwicklung unserer Politik nicht immer mit Sicherheit vorausgesehen werden könne, ob der eingeschlagene Weg der richtige sei. Und doch handele man unter dem Zwange, als ob die kommenden Ereignisse und Wirkungen der eigenen Entschließungen auf dieselben mit voller Klarheit vorausgesehen werden. Ein Minister, der sich durch königliche Unterschrift oder durch parlamentarische Mehrheit gedeckt fühle — man könnte sagen — ein Minister katholischer Politik, der im Besitze der Absolution sei, stände dem in protestantischen Fragen gegenüber, der seine eigene Absolution habe. — Für einen Minister aber, der seine Ehre mit der des Landes vollständig identifiziere, sei die Ungewißheit des Erfolges einer jeden

politischen Entschließung von aufreibender Wirkung.

In diesem Zusammenhange weist Bismarck auf die Entschließung im Frieden zu Nikolsburg 1866 angesichts alter Militärs, die ebenso wie der König gegen ihn gewesen. — Die Erwägung der Frage, ob eine Entschließung und das Festhalten und Durchführen richtig sei, habe für jeden gewissenhaften und ehrliebenden Menschen etwas Aufreibendes. Nicht die Arbeit, die Zweifel und Sorgen seien es und das Ehrgefühl, die Verantwortlichkeit! Nein, wenn Freunde bisher einen als Feind behandeln, boykottieren, daß man mit sich und seinen Erwägungen vereinsamt werde, müsse das den Eingriff amtlicher Sorgen in seine Nerven und seine Gesundheit verschärfen[1].

Diese Gedankengänge von allgemeiner Bedeutung geben mit den Schlüssel für des großen Kanzlers Verhalten in den letzten Wochen in Berlin, wie wir es nach den von Boetticherschen Aufzeichnungen, gestützt in der historischen Treue durch die „Erinnerungen" Exz. D. Wermuths[2] wissen, und ich es in einem Augenblick, da in der Registratur unmittelbar erlebte.

In einem täuschte sich der Fürst: Herr von Boetticher hat nach dem Reichskanzlerposten nicht geschielt. Möglich, daß er auf sich das spätere Wort des Großadmirals von Tirpitz in Bescheidenheit an-

---

[1] Band II, Seite 156/7.

[2] Exz. D. Wermuth: „Erinnerungen", 1922.

wenden zu müssen glaubte: ein bester 1. Offizier sei noch nicht ein guter Kapitän! Aber von einem sinnlosen Streber, der über Leichen geht, wie der Botschafter Graf von Arnim einer war, dem Bismarck das Handwerk legte, hatte Staatsminister von Boetticher ganz und gar nichts. Bismarck sah später auch seinen Irrtum mehr und mehr als unbegründeten Verdacht in der Abschiedsstunde am 21. März 1890 ein. Wenn er auch Treubruch Herrn von Boetticher nie vorgeworfen hat, so ließ er Einwendungen seines alten treuen Gehilfen nicht gelten, er habe ihn im Kampf mit dem Kaiser nicht wirksam unterstützt. Beiderseitige Freunde bemühten sich später nachhaltig darum, die Staatsmänner wieder zusammenzuführen. Der Fürst hörte das an und äußerte resigniert: Von mir aus versöhne ich mich jeden Tag, aber dann läßt sich meine Frau scheiden.

Die Frau spielt im Leben eines jeden Mannes eine Rolle; mehr als damit obenhin nur ausgedrückt ist. Sie ist der Kulminationspunkt seiner Tage oder sollte es sein. Der viel beanspruchte, in die öffentlichen Geschäfte eingespannte politische Beamte und gar der leitende Staatsmann hat sich die Frau nie über den Kopf wachsen zu lassen, ja auch nur einen Augenblick seine Entschlüsse dem Willen oder der Laune seiner oder einer Frau unterzuordnen, auch nicht einmal anzupassen. Der Bismarcksche Ausspruch mag nicht mehr als ein allerdings verbürgtes Scherzwort gewesen sein. Es forderte aber auf, sich mal historische Entschlüsse von Männern daraufhin anzusehen, welche Einflüsse Frauen dabei hatten.

Von meiner Frau erzähle ich hier aus meinem subalternen Leben, daß ich ihr und ihrem Anhang zuliebe zeitweilig katholisch wurde. Unmöglich wäre es aber gewesen, jemals meine auch im Hause bis in die Nächte und des Sonntags fortgesetzte Aktenarbeit und das Studium mir durch Besuche, Theater oder Ausflug zum Eierhäuschen abspenstig zu machen oder gar darauf zu hören, nicht gegen Juden und Zentrum aufzutreten. Wir trennten uns zwar, um uns wiederzufinden in unseren Söhnen, die ich nach den Bismarckschen Wilhelm und Herbert nannte.

Erst recht ein Maß höherer amtlicher Verantwortung gibt es gegenüber Frauen- und Minnedienst! Frau Sophie von Boetticher hielt in den schwersten Lebenslagen ihres Mannes die sichere kameradschaftliche Linie, als an ihn eine Verantwortung, ja eine Versuchung herantrat, nämlich die, welche die Freunde des Fürsten von ihm als selbstverständlich verlangten: zusammen mit Bismarck zu gehen! Das war, als wir schon fragten: Wer sollte dann beim Kaiser bleiben, der in Bismarckische Politik eingeweiht war?

Die schwer verantwortliche Frage hat von Boetticher trotz aller Anfeindung richtig beantwortet; er blieb auf dem Posten, nicht als der „Kleber" — ja ihn ein neueres Buch gar sehr unschön wie aus jüdischer Literaturzeit ohne Überlegung noch bewirft — sondern als der alte preußische Beamte, voll Verantwortungsbewußtsein! Im besonderen, der Monarch wollte die Beschränkung der Sonntags-, der Frauen-

und der Kinderarbeit. Auch von Boetticher, wie er in der Abschiedsaussprache dem Fürsten sagte, huldigte diesem sozialen Eingriff schon vor 1888; aber er hatte trotzdem die Politik und Anschauung des Reichskanzlers öffentlich vor Kommissionen und im Plenum vertreten. Sollte er nun, wo der Kaiser nicht nachgab, gestützt auf das Votum des gesammten Staatsrats, seine sozialpolitische Anschauung weiter vor sich leugnen?

Wenn wir heute zurückdenken, daß Sonntag-, Frauen- und Kinderarbeit für den Fürsten der Angelpunkt war, um den sich die Tür drehte, aus der er das Reichskanzlerpalais verließ, so muß man ihn in seinen Gründen hören, um recht aufzumerken, wer sozial dachte, er oder der kaiserliche Herr. — Ein Bismarck sagte sich: Den Arbeiterschutz nicht so weit übersteigern, daß er aus Wohltat Plage werde. Die Sonntagsarbeit, die freiwillig übernommen wird, helfe dem kleinen Manne und seiner Familie im Auskommen ebenso wie die der schulentlassenen Jugend und der Frau. Fällt das fort, dann leide die Familie Not und wird gegen ein Zwangssystem aufgebracht, hinter dem der Gewerbeschutzmann stehe.

Das läßt sich hören; denn man muß unter der bäuerlichen Bevölkerung sich weiter umsehen und gehört haben, wie da die Arbeitsbeschränkungen schon des Sonntags wirken, wo für das germanische Blut jede Arbeit zu jeder Zeit unter freiem Himmel Gottesdienst ist! Und sollten etwa dadurch fromme

Kirchgänger sich in Andacht und Eifer abhalten lassen, wenn ihnen auf dem Wege ein Feldwagen begegnet oder Leute auf dem Acker tätig sind, so ist es mit ihrem Gottessinn nicht weit her! Es wäre genau so, als wollte man hier in den Bergen, wenn Blaubeeren und Himbeeren reif sind, den Ärmsten der Armen, die mit Kind und Kegel, im Schutze der Forstkarte auch Sonntags herauszuziehen, verwehren und so einen für ihren Etat beachtenswerten Zuschuß zu finden, wenn dem Marktpreise der Sammlerpreis sich angleicht[1].

---

[1] In den Aufzeichnungen Dr. August Pflugs befindet sich unter der Bezeichnung: „Was arbeitete ich?" folgende Kindheitserinnerungen, die hinsichtlich der Arbeitsbeschränkung Jugendlicher auf dem Lande der Auffassung Bismarcks gegenüber theoretisierender Humanität recht gab: „Von meinen Eltern frühzeitig zu nützlicher Arbeit und mancherlei Dienstleistung angehalten, empfinde ich heute noch Freude über meine Tätigkeit im Kindesalter. In einer bäuerlichen Wirtschaft gibt es überaus viele Dienste, die das Kind vom 5. oder 6. Lebensjahre ab recht gut leisten kann, ohne Schaden in seiner Entwickelung zu nehmen. Die von mancher Seite ausgehenden Bestrebungen, z. B. das Kühehüten der Kinder zu verbieten, habe ich nie verstanden. Es ist das Dümmste, wenn man diese nutzbringende, das Verantwortungs- und Pflichtgefühl weckende und zum schnellen verständigen Handeln zwingende Beschäftigung den Kindern nehmen will. Ich kann wenigstens von mir sagen, daß sich an das Hüten der Kühe meines Vaters schönste und frische Erinnerungen knüpfen. Wer nicht weiß, was ein Kind Nützliches auf dem Lande verrichten kann, soll es von mir — im Auszug wenigstens — erfahren: Meiner Mutter, die nicht viel Zeit übrig hatte, um das Mittag- oder Abendbrot zu bereiten, besorgte ich alles Holz in die Küche, füllte die Eimer mit Wasser, machte Feuer auf

Wer hat nun von beiden die größere Verantwortung mit in unsere nationale und soziale Zukunft, allein im Hinblick auf diese eine Arbeitsbeschränkungsfrage von Gesetzes wegen, hineingetragen, der Kaiser oder der Kanzler? Aber es waren ja weit ernstere Fragen noch, die, wie schon angedeutet, in den Oktober- und Novembertagen 1918 ihre tragische Beantwortung fanden. —

In meinem „Häusl am Hang“ — wie Karl Hauptmann diese kleinbäuerlichen Behausungen in seinem Novellenbande benennt — weit oben im Weißbach-

---

dem Herde an, wusch die Kartoffeln, setzte sie auf, besorgte den Kaffeekessel, malte den Kaffee. Nach dem Trinken wusch ich die Tassen ab, stülpte sie in den Tassenkorb. Aus dem Garten holte ich das Suppengrün, reifelte die Erbsschoten, schnitt Mohrrüben und Kohl klein zum Kochen. Ich ersetzte ein Küchenmädchen, das nun Feldarbeiten leisten konnte. Nie habe ich Schelte wegen Vernachlässigung bekommen. — Die Stube kehrte ich oft aus und streute weißen, scharfen Sand. Das Einholen vom Krämer und Fleischer lag mir ob. Es machte mir Spaß, recht bald zurück zu sein. Jeden Sonnabend bei großem Reinemachen auf dem Hof, in den Stallungen und vor dem Hause mußte ich tüchtig heran. Wenn es auf der Straße und wie zum Fest aussah, freute ich mich. Zur Streu für das Vieh mußte ich die langen Schütten Roggenstroh zweimal der Länge nach durchhacken. Ich begreife nicht die Dienstboten, die sich vor sogenannten schmutzigen Stallarbeiten schämen. Schon als sechsjähriger Junge trug ich oft weit das Essen im Handkorb aufs Feld. Beim Heuen und Einfahren harkte ich nach, leitete auch bald schon die Pferde beim Pflügen oder sammelte die Engerlinge im Korbe auf den frischen Schollen, sammelte Schnecken ab. Im Herbst half ich bei der Kartoffel- und Flachsernte, und es mußten, mühsam wie es war, die Gänsefedern ‚geschlissen‘ werden . . .“.

tale, wo Hinter-Schreiberhau sein kaum entdecktes Leben verträumt, habe ich in Ferien und nach meiner Verabschiedung nachgedacht, wie wir Beamten in jahrzehntelanger Nähe des Fürsten seinen Abschied hinnahmen. Bei allen Unterschieden, Sperrungen, Spreitzen und Mißgunst, abgesehen von hämischen Intrigen, bildeten wir in den Reichsämtern, aus dem Reichskanzleramt hervorgegangen, eine große Familie, und die trauerte über den Verlust ihres Oberhauptes!

Wir fuhren einmal inoffiziell in corpore nach Friedrichsruh. Wir standen unter den Linden, als unser großer Chef, gebeugt vom Alter, nochmals wie ein Sieger im Kürassierhelm, im kaiserlichen Wagen durch das Brandenburger Tor feierlich eingebracht wurde. Wir hofften bei jedem Besuche des Kaisers in Sachsenwalde. Waren an den langen Tafeln der Bismarck-Kommerse am Vorabend oder am 1. April in der Philharmonie, wenn es in der Begeisterung hoch herging und manche Anti-Wilhelmthese an das schwarze Brett aufschäumender Jugend mit den Rapieren geschlagen wurde. Die Schmollerrede eines Bismarck-Geburtstages ist mir noch gegenwärtig, saß ich doch neben ihm. Wildenbruch nicht weit, der seine Verse in den Saal hämmerte. Wermuth, Professor Wagner und viele andere. Als ob man das Rauschen des näherbrausenden Weltkrieges vernommen hätte, so bildete sich Jahr für Jahr hier ein Trutz um Reich und Volk, ausstrahlend Kraft und Stärke in alle unsere Gaue, Echo weckend bei den Deutschen auch im Auslande!

Und wir erlebten und erlitten das Sterben des Eisernen Kanzlers und seine Ehrung im Wildenbruch-Ausspruch unter Tränen in der inoffiziellen Feier bei Kroll:

„Bismarck nicht tot!
Bismarck er lebt!"

Die kühne auswärtige Politik unter Wilhelm I. ließ Preußen zur Höhe seiner Macht steigen in der Vermehrung durch die sogenannten „Neuen-Provinzen". Deutschland bekam eine einheitliche Verfassung. Elsaß-Lothringen wurde zurückerworben. Politische Unerschrockenheit hinderte die anderen Großmächte, diese Zusammenfassung der gesamten deutschen Kräfte zu stören.

Die innere Politik lenkte der erste Kanzler des Reiches so, daß Preußen und Deutschland der Gefahr entging, in Absolutismus und Feudalismus wieder abzusacken, aber auch nicht völlig vom Liberalismus der Parlamentsmajoritäten verschlungen zu werden. Man mache sich klar: Es blieb die Stoßkraft bei der Regierung, den Fürsten und ihren politischen Beamten. Die Volksvertretungen andererseits fügten sich als wichtige Stimmungs- und Abstimmungsorgane ein. Solange der Staatsmann stark in Ideen und im Willen als ein Bismarck blieb, hatte er es mehr oder weniger in der Hand, den notwendigen Etat ohne Abstriche durchzubringen, ganz zu verhindern oder die Lust am Abstreichen, an Minister- oder Kanzlerstürzen zu vergrämen.

Mit zunehmender Unfähigkeit leitender Staatsmänner, mit Danebenregierung von Kronen und Szeptern fanden die politischen Gegenparteien mehr zueinander trotz oder wegen weiterer Aufspaltung, die im deutschen Charakter gerade auf positiv regierungsfreundlicher Seite lag. Bis zu Parteiministerien, die von Monat zu Monat wechseln, war noch ein wirrer Weg, der über die Ätzwasserscheide des 9. November 1918 führte. In der Zeit, die wir hier überschauen, konnte man jeweilig von Vertrauen zur Regierung sprechen, eine Folge davon, daß von 1862 bis 1890 die Regierung konstitutionell, nicht parteilich, in einer eisernen Hand lag, deren Zügelhaltung bis 1914 nachwirkte, während Minister vom Fach amtierten und mit wenigen Ausnahmen die höhere Beamtenkarriere durchlaufen hatten, unbedingt mehr Gewähr für Unbestechlichkeit, Pflichttreue, Vaterlandssinn und Verantwortungsfreudigkeit, als wenn unvorgebildete Parteigänger in höchste Ämter kommen und Parvenuehaftes über die Stränge auskeilt.

Zur Grundtugend eines preußischen und deutschen Beamten werde ich aus meiner Amtszeit, aus meiner Lebenserfahrung schlaglichtartig sprechen, besonders was zur Pflichttreue gehört, und daß Verantwortungsfreudigkeit in Entscheidungsstunden eines Volkes alles ist[1]!

---

[1] Bei Abrechnung mit den sogenannten „Geheimräten“ in einer Parlamentsrede sagte Bismarck: „Die Verantwortung ist ein Floß, das jeder gerne von sich stößt.“

Zu meiner Zeit gab es mit Ausnahmen im Beamtenkörper Bestechlichkeit und mangelnden Vaterlandssinn nicht. Aber auch hier zwei Einschränkungen, wenn nämlich die konfessionell-politische Irreführung und die Logenhörigkeit in oberen Lagen soweit heimlich gediehen war, daß die davon Indizierten sich vom Vaterland, das Deutschland heißt, innerlich losgesagt hatten. Unzufriedenheit dagegen ist meist die Gegenwirkung ungerechter Behandlung, Bevorzugung einzelner und von Unfähigkeit.

Meine publizistische und Redetätigkeit in Vereinen und in breiter Öffentlichkeit hatte inzwischen sichtliche Wirkung gehabt und blieb einigen Vorgesetzten nicht verborgen. Ohne Grund wurde mir das Leben schwer gemacht.

Ich warf mich als Sprecher für eine starke Kolonialexpansion auf, die ein unverzeihliches Versäumnis des deutschen Michels nachzuholen hatte[1].

Eine Abhandlung über die Quebracho-Zollfrage, die noch mit dem Fürsten Bismarck besprochen war, führte den Nachweis, daß der sogenannte Schutz des

---

[1] Von den Themen greife ich heraus:
„Die deutschen Kolonialbestrebungen."
„Frisch an die Arbeit in den deutschen Kolonien."
„Eine praktische Frage zur Besiedelung und wirtschaftlichen Erschließung der deutschen Kolonialgebiete."
„Zweckmäßige Landesverbesserungsarbeiten in den deutschen Kolonialgebieten."
„Die Bedeutung des christlichen Dualismus für die Kulturarbeit in den deutschen Kolonien."
Und das Wesentlichste:
„Die Erziehung der Neger zur Arbeit."

„Schälwaldes“ in Deutschland auf Kosten der Güte unserer Ledergerbstoffe ging. Quebracho, das hochwertige Holz Südamerikas (über das mir Müller-Eberhart, aus eigener Anschauung in Argentinien und Chile, Mitteilung machte, deren Wertung einer späteren Zeit vorbehalten sein dürfte, wenn unsere Strahlungskenntnisse ihre restlose praktische Anwendung finden und das technische Zeitalter sich selbst überwindet).

Die Untersuchung der Gerbstoffe auf ihre Ergiebigkeit führte zur Bearbeitung folgender Themen:

„Die Lederpreise im Verhältnis zu den Preisen roher Häute.“

Zur Pariser Weltausstellung:

„Die deutsche Lederindustrie. — Großabhandlung über den Stand der Volkswirtschaft in französischen Werken am Ende des 19. Jahrhunderts“

„Kann Deutschland seinen Bedarf an Häuten zur Lederfabrikation selbst produzieren?“

„Die Bedeutung der Viehzucht in der Provinz Hannover.“

„Die Bedeutung der Schlacht- und Viehhöfe für die Versorgung der Großstädte mit Fleisch.“

Der Vortrag hierüber erregte im „Internationalen Verein für vergleichende Rechtswissenschaft“ deshalb Beachtung, weil daran die human wichtige internationale Rechtsfrage geknüpft war, ob ein Land bei den Segnungen des Christentums Not leiden sollte, ein anderes das Fleisch seiner Rinder- und Schafherden zu tausenden trotz aller sonstigen Auswertung fast wertlos werden lassen dürfe. —

Die vegetarische Ernährungsfrage fand neben den schon berührten großen landwirtschaftlichen und Wirtschaftskulturfragen auch Niederschlag in Abhandlungen und Vorträgen, die ihre zeitgemäße Bedeutung haben, weshalb die Themen unten folgen[1]:

---

[1] „Der deutsche Gartenbau und der Kampf um Zollschutz für denselben."
„Die Zukunft des Gartenbaues in der Lüneburger Heide."
„Aus meines Vaters Garten."
„Der Hausgarten und die Blumenpflege als Erziehungs- und Bildungsmittel für die deutsche Jugend, mit dem Motto: Aus Kleinem wird Großes."
Preisschrift in Neuberts „Deutsches Gartenmagazin".
„Der Gartenbau als Frauenerwerb."
„Die Seefischerei."
„Kultur- und geographische Bilder."
„Vergleichende Übersichten über den mit dem Tabak in Beziehung stehenden Verhältnissen."
„Erhöhung der Bodenwerte durch Landeskulturarbeiten; Moorkultur, Forstkultur, Entwässerung, Bewässerung, Talsperren."
„Erschließung aller Landesgebiete."
„Massenverarmung und Notstände."
„Die Bedeutung des Sparsinns und der Spareinrichtungen im Volksleben."
„Überfüllung der gelehrten Berufe."
„Grundlagen für Unterricht und Erziehung."
„Die ökonomische und hygienische Behandlung des Hausmulls."
„Schonet die Wildnis in der Natur."
„Das Wild und seine Schonung."
„Glaubenseinheit in Deutschland."
Weiter die Vorträge und Darlegungen:
„Die Arbeiterfrage: Arbeitslosigkeit — Ausgleichende Gerechtigkeit — Selbsthilfe — Staatssozialismus — Woh-

Zur Frage der Besoldung der Reichs- und Staatsbeamten. Beamtenuntreue und das öffentliche Vertrauen:

„Die Bedeutung des Beamtentums im sozialen und nationalen Leben der Völker.“ Hierzu führe ich im besonderen Aufsatz:

„Die Teuerung und die teueren Beamten“ u. a. abschließend aus:

„... ob nicht viele Arbeiten, die man heute für nötig hält, aber bei ernster Prüfung überflüssig sind, unterbleiben können, ob die Beamtenkräfte nicht besser z. B. bei der Heeresvermehrung ausgenutzt werden können, ob nicht gemäß dem höheren Einkommen mehr Leistung verlangt werden kann, ob nicht für eine Reihe von Beamten ganz überflüssige

---

nungsfrage — Versorgung des Volkes mit den notwendigsten Lebensmitteln. — Arbeiterfrage auf dem Lande.“

„Lohnverhältnisse der Arbeiterinnen in der Wäschefabrikation und der Konfektionsbranche.“

„Ausgleichende Gerechtigkeit als Prinzip der Steuer- und wirtschaftsreform.“

„Die Selbsthilfe nach liberalem Bekenntnisse.“

„Promemoria über die Mittel zur Hebung des nationalen Lebens.“

„Die Verwirrung und Richtigstellung der öffentlichen Meinung.“

„Charakterbildung und Schule.“

„Monarchie und Volksstaat.“

„Des neuen deutschen Reiches Macht und Herrlichkeit.“

„Zur Diskussion über die Judenfrage.“

„Man muß der Herrschaft des jüdisch-nationalen Liberalismus ein Ende bereiten.“

„Die Sozialdemokratie und der Mittelstand.“

mit Diäten bezahlte Dienstreisen gar ins Ausland vermieden, oder wenigstens auf den Urlaub anzurechnen sind. Dem Drängen nach höheren Gehältern aus Teuerung ist entgegenzuhalten, daß erhebliche Vermehrung der Steuern wiederum eine Menge unzufriedene Steuerzahler schafft."

Wenn ich von meinem Teil Arbeit als Beamter und Glied unseres Volkes, das zum Aufwachen gebracht werden mußte, sprach, so möge das mir nicht als Überheblichkeit oder dahin ausgedeutet werden, von jedem Beamten Leistungen wie diese zu verlangen. Stets nur wenigen wird es vergönnt sein, Einsicht, Übersicht zu bekommen und nun auch angeborene oder sich anerzogene Nutzungsfähigkeit bis zum Äußersten anzuwenden. Wer in hervortretende Lug- oder Horchposten der auszubauenden Staatsstellungen kam — sei es auch ein Unteroffizier oder unbekannter Gemeiner in dieser —, soll, wie es unser Führer vorbildlich getan, alles daransetzen, um sich Gehör und Geltung zu verschaffen. Auch dann noch aber ist der Erfolg von so vielen scheinbar Nebensächlichem, Knüppeln, Falschheit, Neid und Widerpart abhängig, von sogenannten Konstellationen, möglich auch der Gestirne, wenn man den ganz klugen Eingeweihten trauen sollte, daß mit einem Wort Glück — Fortuna sagte der Alte Fritz — dazu gehört.

Wie ich zu meinen „Ein- und Übersichten" kam, ist in einem wesentlichen Teil noch nicht beleuchtet worden:

Am 1. März 1898 waren 23 Jahre verflossen, daß

nach Einrichtung einer eigenen Hauptbuchhalterei für die Kontrolle der Reichsfinanzverwaltung

Die Buchführung und Statistik über die Einnahmen des Reiches

ich allmonatlich für den letzt abgelaufenen Monat, sowie auch noch besonders für das ganze Rechnungsjahr, den verantwortlichen Rechnungsabschluß besorgte. Bei der vielseitigen Verwendung der Ergebnisse sind Schnelligkeit und Zuverlässigkeit bei dieser Buchführung erstes Erfordernis.

Dreihundertmal habe ich diesen Abschluß hintereinander gemacht. Bei einer kleinen Feier für die engeren Kollegen unter unserem Vorsteher Geheimen Rechnungsrat Biesten im Club der Landwirte, dessen langjähriges Mitglied ich war, erzählte ich von diesen 300 Monatsabschlüssen in einer Generalübersicht. Nur eine dauernde Gesundheit, keine Unterbrechung durch Krankheit und Urlaub, 23 Jahre lang, war diese umfangreiche, jeden Monat mit dem Schlag der Turmuhr wiederkehrende Arbeit zu eigener Freude und Genugtuung zu leisten. Eine Vertretung war nicht notwendig geworden; denn selbst auf Urlaub und Reisen richtete ich es so ein, daß der Monatsabschluß rechtzeitig gesichert war.

Trotz der ungeheueren Zahlen- und Rechenarbeit blieb Geist und Gemüt frisch und fröhlich.

Um eine Vorstellung vom Umfange der zu bewältigenden Zahlen- und Rechenexempel zu erwecken, führte ich launisch aus, daß, wenn die 300 Abschlüsse hintereinander zu machen wären, ein einzelner, bei

normaler Arbeitszeit von sechs Stunden am Tage, sechs bis sieben Jahre hintereinander nur Zahlen zu schreiben und zu rechnen hätte. — Langweilig und geisttötend hätte für mich selbst diese Zahlenarbeit auch aus dem Grunde nicht werden können, weil ich ja stets von der großen Bedeutung und der Unentbehrlichkeit dieser Tätigkeit für die Reichsfinanzgebarung und die einzelnen Bundesstaaten durchdrungen war. Da bekanntlich die Einzelstaaten aus den Reichseinnahmen große Summen überwiesen erhielten, und die von den Einzelstaaten zu zahlenden Matikulaturbeiträge sich nach den eigenen Einnahmen des Reiches richteten, so habe ich sehr wohl gewußt, mit welcher Spannung die Herren Finanzchefs der einzelnen Bundesstaaten auf das Monatsergebnis in den Veröffentlichungen des Centralblattes für das Deutsche Reich warteten. Aber auch die Reichs- und Landtagsabgeordneten, die Börsenkreise sowie die in- und ausländische Presse waren auf die Veröffentlichungen gespannt. Bei so gewichtigen und aufmerksamen Interessenten an der vielseitig begehrten Arbeit schärft sich ständig wieder die Aufmerksamkeit und der Wille, etwas Untadeliges zu leisten. Nie war es in 23 Jahren zu einer Beanstandung gekommen; das führe ich auch darauf zurück, daß ich ja genügend gesunde Abwechselung in der mehr einförmigen Arbeit fortgesetzt durch geistig hochwertige Aufgaben hatte. Und dann gab es noch keine Rechenmaschinen, alles schrieb man schön selbst mit der Hand, wodurch besondere Gehirnzentren ausgebildet wurden, auch Ablenkung

durch die im Kriege eingesetzten Schreibmaschinendamen war nicht zu befürchten.

Fragt man nach dem finanziellen Effekt der Zusammenstellung aus den Zöllen, Reichssteuern (Tabak-, Zucker-, Salz-, Branntwein-, Biersteuer) und anderen Einnahmen, so wird diese knappe Gegenüberstellung auch heute und später noch im Zusammenhang aller Dinge interessieren:

1875:	Einnahmen	274	Millionen	Mark
1897/1898:	„	810	„	„

Unter Hinzurechnung der Einkünfte aus der Wechselstempelsteuer, Reichsstempelabgabe, Post- und Telegraphenverwaltung, Reichseisenbahn gestaltete sich das Bild so:

1875:	Einnahmen	432	Millionen	Mark
1897/1898:	„	1270	„	„

Wenn man erleben mußte, daß einer unserer Reichsfinanzchefs, Namen spielt keine Rolle mehr, trotz seiner äußerst geringen Leistungen, trotz des Spottes, der sich in der Presse und im Reichstage über den Unseligen entlud, fünf Jahre auf dem Posten blieb und nicht eher unter der Last der Arbeit und Amtssorgen zusammenbrach, dann gar als Pflaster einen nicht weniger Umsicht erfordernden Oberpräsidentenposten erhielt, waren die Beamten zu verstehen, die ihre Glossen machten, Vergleiche anstellten, kurz, im höchsten Maße unzufrieden wurden.

Der sich anhäufende Stickstoff, die ätzende Stimmung hatte aber zwei Ventile und konnte sich recht-

zeitig und gründlich entladen. Was wäre wohl aber aus dem Beamtenkörper geworden, wenn der Geist in den Behörden sich nicht hätte reinigen können. Das eine Sicherheitsventil bestand in der ernsten vaterländischen Presse, das andere waren die verschiedenen Abgeordneten in den dafür in Frage kommenden Ausschüssen und, wenn es so nichts half, die Ressortminister zum Reinemachen oder auch nur Aufräumen zu veranlassen, waren es die Angriffe im Plenum bei Behandlung seiner Ministeretats. Von dem in der Verfassung gewährleisteten Petitionsrecht der Beamten wurde im einzelnen kaum, meist nur bei wirtschaftlich grundsätzlichen Fragen Gebrauch gemacht. Wer Mißstände in offiziellen Petitionen an den Reichstag oder Landtag hätte anbringen wollen, der wäre von den Vorgesetzten denn doch so schief angesehen oder geschuhriegelt worden, daß sein Fortkommen einen Knax bekommen hätte.

Ich greife aus meinen Amtserlebnissen mit persönlichem Charakter nur einen Fall heraus, der heutigen Tages der Bereinigung der Judenfrage nicht des zeitlichen Beigeschmacks entbehrt: Mir wurde eines Tages die Bibliothek im Reichsfinanzamt abgenommen und zur größten Verwunderung aller Interessenten unseres und anderer Ämter einem Kollegen übertragen, der schon wegen seiner mangelnden Sprachkenntnisse ungeeignet war und von der systematischen Wissenschaft der seiner Obhut anvertrauten Bücher keine blasse Ahnung hatte. Auch schon bei anderer Gelegenheit merkte ich einen blinden Eifer gegen mich, der ich in aller Stille meine

Amtspflichten besorgte. Ich ging dann der Maßnahme auf den Grund und stellte fest, daß ich wegen einer öffentlichen Auslassung über

„das Hervordrängen der Juden"

gelegentlich der Kölner Dombaufeier denunziert war.

Aus Anlaß dieses Vorganges wurde ich über meine gesamte öffentliche außerordentliche Wirksamkeit in hochnotpeinlicher Weise vom Geheimen Rat Aschenborn unter Assistenz eines Kollegen vernommen. Dabei mußte ich dann auch zu meiner „Schande" gestehen, daß ich es gewagt hatte, in den Versammlungen des Conservativen Centralcomités und in der Christlich-sozialen Arbeiterpartei mehrere wissenschaftliche Vorträge gehalten zu haben, wie u. a. „Die Bedeutung des Sparsinns und der Spareinrichtung im Volksleben", „über Massenverarmungen und Notstände", „der Tabak und seine Besteuerung in den hauptsächlichsten Kulturstaaten", „die Machtgrundlage des deutschen Reiches", kurz, über die Themen, die ich weiter oben nannte.

Ferner mußte ich bekennen, daß ich mich unterfangen hatte, das sog. C. C. C. mit den als treue Konservativen bekannten Herren von Minnigerode, v. Goßler, Professor Dr. Brecher, Hofprediger Stöcker und Geh. Rat a. D. Aegidi gegründet zu haben und als dessen Schriftführer fungierte. Von meinen Peinigern wurde auch — und das mag bezeichnend sein, für die Auffassung des Fragestellers über die aufopfernde Arbeit eines dem Gemeinwohl sich un-

eigennützig widmenden Menschen — unter Frage gestellt, wieviel ich Entschädigung als Schriftführer erhalte.

Aus alledem wollte mein Herr Chef, dem in seiner Beamtenlaufbahn als langjährigen Assessor im Kultusministerium wohl ein so merkwürdig tätiger Ministerialsekretär noch nicht vorgekommen sein mußte, die Überzeugung geschöpft haben, daß ich meine Stellung als Verwalter der Bibliothek zu wissenschaftlichem Studium mißbrauche, um das Volk aufzuklären und zu belehren über das Wesen auftauchender Tagesfragen. So wurde ich denn eines Tages nach jenem denkwürdigen Verweise zum Bürovorsteher beschieden, der mir mit nicht zu verhüllender Schadenfreude im Auftrage des Herrn Chefs eröffnete:

Aus Ihren zu Protokoll gegebenen Unterlagen über Ihre außerordentliche Tätigkeit, hat der Herr Chef die Überzeugung gewonnen, daß Sie als Bibliothekar zu viel lesen. — Sie haben ein Übermaß von Arbeitslust[1] bekundet, was für das Amt in der Weise besser nutzbar gemacht werden soll, daß Ihnen andere Arbeiten übertragen und Ihnen die Verwaltung der Bibliothek abgenommen wird.

Dem Interesse der Reichsbehörden und dem öffentlichen Volkswohl war damit ins Gesicht geschlagen,

---

[1] Dem später mehrfach genannten Kriminalkommissar Müller III wurde anläßlich der Aufdeckung der Friedbergschen Schwindelgründungen von dessen Chef in der Kriminalpolizei zu verstehen gegeben: „Wer mehr tut, als er braucht, ist nicht normal."

diese Empfindung überkam mich, als ich dem Herrn Vorsteher sagte, er hätte mir als dem dafür befähigtsten Beamten die Bibliothek anvertraut, eine Überbürdung mit anderen Arbeiten läge kaum im Amtsinteresse, aber der Herr Chef könnte versichert sein, daß ich meine Lektüre in wissenschaftlichen Büchern nicht einschränke und hoffe, durch Befriedigung dieses meines Lerneifers auch noch dem Amte zuweilen nützlich zu werden.

Solche Hoffnung hat sich im Laufe der Zeit in überreichem Maße auch zu meiner Genugtuung erfüllt. Einmal aber erhielt ich eine Nase vom Herrn Chef, daß ich seiner Meinung nach im Konzept eines Dankschreibens an den Herrn Oberbürgermeister von Forckenbeck für Übersendung der neuesten Berliner Jahrbücher zu höflich wäre und mich nicht an den Stil der Vorgänge gehalten hätte. Grund, daß der Reichskanzler mit Herrn von Forckenbeck in einer Steuerdebatte zusammengeraten war, und der Staatssekretär des Reichsschatzamtes glaubte, von Höflichkeit dem Oberhaupt des die Reichshauptstadt vertretenden Magistrats entbunden zu sein. Ich berühre das um zu zeigen, wie durch kleinliche Spitze ärgere Verstimmung aufkommen kann; denn eine solche bestand lange Zeit zwischen Reichskörper und Stadt Berlin.

Am 27. Mai 1891 hatte ich im Abenddienst in Vertretung eines mir vorgezogenen Kollegen Gelegenheit einmal besonders zu erweisen, was ein guter Bibliothekar und wissenschaftlicher Statistiker leisten kann. Gerade wollte ich abends 9 Uhr mein Amts-

zimmer zuschließen, da kommt ein vom preußischen Finanzminister v. Miquel persönlich gezeichnetes Eilbotenschreiben mit der Frage:

> Welche Maßregeln gegen den allseitig sich fühlbar machenden Mangel an Brotkorn zu ergreifen sind.

Es war festzustellen, welche Mengen Roggen und Weizen in der Zeit vom 1. April bis 20. Mai in dem freien Verkehr des Reiches eingeführt waren. Jede preußische Direktivbehörde hätte gleichzeitig die Anweisung erhalten, die betreffenden Mengen für ihren Bezirk bis 30. Mai anzugeben. Das Reichsschatzamt sollte nun durch Vermittelung der obersten Landesfinanzbehörden gleiche Erhebungen anstellen lassen. Wer das Schreiben in diese Richtlinien gefaßt hatte, wußte offenbar nichts von der Organisation der deutschen Handelsstatistik. Es mußte nämlich durch Vermittelung des Reichsamtes des Innern das Kaiserliche Statistische Amt angefragt werden. Eine Requisition an die Preußischen Provinzial-Steuerbehörden war schon überflüssig. Von mir und meiner Kenntnis aus, hätte ich binnen kurzem gleich das ganze Zahlenmaterial erbringen können; aber nach Dienstanweisung mußte ich erst die Entscheidung des Chefs über Bearbeitung einholen. Der Herr Staatssekretär sah mich, als ich eintrat, immer noch etwas schief an, und schrieb die Sache einem der Direktoren zu, den noch am Abend aufzusuchen ich mich erbot. Das Ergebnis war, ein Rundschreiben mit telegraphischer Anweisung an die Bundesstaaten aufzusetzen und morgens in der Woh-

nung vorzulegen. Auf dem Nachhausewege war mir vollends klar geworden, daß ich bis Mittags 12 Uhr direkt die Ziffern vom „Statistischen Amt“ bekäme, und zwar für April und für die erste Hälfte Mai, womit sich der Finanzminister statt bis 20. Mai wohl begnügen konnte. Mein Herr Direktor glaubte mir des Morgens nicht, ließ es aber zu, daß ich einen Versuch machte. — Als er gegen 12 Uhr im Amt anlangte, fand er bereits das ganze Material fertig zur Abgabe an Herrn von Miquel auf seinem Tisch. Die Rundtelegramme waren überflüssig.

Der hohe Herr eilte in mein Zimmer und überschüttete mich mit größten Lobsprüchen. Ich erbot mich nun, dem damals gewaltigen früheren Oberbürgermeister Miquel, den Demokrat von 1848 und später vom Kaiser geadelt, das Ergebnis zu unterbreiten. Gern hätte ich ihn persönlich kennengelernt. Ja, Kuchen: diesen Weg nahm mir der Herr Ministerialdirektor großmütig selbst ab, und kein Historiograph kündet, ob und wie sich der Überbringer meines auf Kenntnis und Erfahrung begründeten Antwortschreibens binnen 16 Stunden in bescheidene Positur setzte. Ich erhielt wenigstens einen herausgequälten Glückwunsch, daß ich Dusel gehabt hätte, Abenddienst zu verrichten, um sachgemäß die Ehre des Reichsschatzamtes zu retten; denn ein Runderlaß an die Bundesstaaten hätte uns bis auf die Knochen blamiert; in den bundesstaatlichen Zollverwaltungen wußte man naturgemäß wegen der halbmonatlichen statistischen Berichte Bescheid.

Eine Erfahrung möchte ich noch der Vergessen-

heit aus dem zweiten Jahr meiner Beschäftigung im Reichskanzleramt zu allgemeinem Nutz entreißen: Ein Kollege bat mich, für ihn eine Arbeit zu übernehmen, mit der er nichts anzufangen wüßte. Es war nämlich, man staune, an Hand der französischen Gesetzessammlung der im Jahre 1808 oder 1810 erlassene französische Zolltarif bis auf den gegenwärtigen Stand zu ergänzen. Der arme Teufel hatte keine Ahnung von dem Riesenmaß der Arbeit und war verblüfft, als ich nach dem Zweck des erklecklichen Pensums fragte. Ich ging davon aus, mir jeden Umweg der mich reizenden Aufgabe zu ersparen, und kam zu folgender Überlegung, nachdem ich im Reichsjustizministerium in der französischen Gesetzessammlung zunächst den Tarif von anno tobac aufgeschlagen hatte und in den Ergänzungen herumblätterte; der Zweck der Arbeit konnte kein anderer sein, als festzustellen, welche Zollsätze zur Zeit, also 1878, in Frankreich erhoben würden. In unserer Bibliothek war ein französischer Zolltarif von 1877, und ich fragte mich, wie bei Vorhandensein des greifbaren Materials ein so verrückter Auftrag erteilt werden konnte. Mein Schluß war richtig: Der betreffende Regierungsrat hatte noch von der Universität her ein finanzwissenschaftliches System im Kopf mit der Marke: Frankreich 1808, ähnlich wie die Grundlagen unserer Zölle auf dem Zollvereinsgesetz von 1869 zurückgehen, aber was war schon bei uns seitdem geändert und ergänzt!

Ich bewaffnete mich also mit dem französischen Zolltarif von 1877 und kam zu dem Herrn Dezer-

nenten, setzte ihn aber erst etwas in Verlegenheit über das Dornengestrüpp einer Arbeit, die noch zu Michaeli nicht fertig wäre. Als seine Rat- und Fassungslosigkeit auf der Höhe schien, legte ich den 1877-Tarif hin und fragte, ob ihm etwa damit gedient sei. Ich hörte ordentlich den Stein vom Herzen ins Meer seiner Trübsal plumpsen; denn er schlug den betreffenden Spezialtarif auf und hatte in drei bis vier Zeilen die Angstschweiß treibende Pille seiner Qualentleerung.

Und die Moral von der Geschichte: „Ich nahm jeden nicht sofort übersehbaren Auftrag mit Mißtrauen entgegen, prüfte ihn kritisch, ob und welchen Kraft- und Zeitaufwand er kostete. Stand der in keinem Verhältnis zum möglichen Zweck, fragte ich danach. Welche Unkenntnis und praktische Unbeholfenheit da zutage trat, darüber wäre allein ein vade me cum zu schreiben. Das zweite Lehrergebnis daraus ist, daß von jedem Beamten ein gerütteltes Maß von Sachkenntnis, von Selbsturteilt, Mut und Verantwortungsgefühl zu verlangen sei, was ohne zweckmäßige Vorbildung in allen Stufen der Bürokratie nicht erzielt wird. Man kann nicht einen Menschen ins Amt setzen, von dem er nichts versteht. Wie war es aber bei unseren Jura studierten Räten? Sie wurden gemäß ihrer weiteren Karriere hin- und hergeworfen, blieben im Amt Neuling und ließen außer den Unterschriften und Rücksprachen die sog. „Halbseidenen“, mit welchem Beiwort man die in den Ministerien gehobenen Subalternen, Kalkulatur- und Rechnungsräte bedachte, arbeiten, so daß die

Herrn bei Erscheinen im Dienstzimmer gegen 12 Uhr mit Erledigung ihres Pensums rechnen konnten. Montags war dann sowieso kaum etwas zu tun. Wir anderen arbeiteten, was Zeug hielt! —

Als ich nicht mehr die Bibliothek betrauen durfte, stellte ich eines Tages in den Gängen ein ratloses Laufen und Rennen zwischen Registratur und Bibliothek fest. Ich fragte, was wieder los sei und folgte dorthin. Der Bibliothekskollege stand aufgeregt vor den Bücherreihen und machte vergebliche Angriffe im Handgemenge, endlich faßte er sich ein Herz zu fragen, ob wir ein Werk über preußisches Sparkassenwesen hätten. Ich zählte sogleich auf, was darüber an Büchern und Zeitschriften vorhanden sei. Erst allmählich bekam ich heraus, was für Spezialfragen beantwortet werden sollten, und erfuhr, es handele sich um Grundsätze der Bildung von Reservefonds anläßlich der Beratung des Entwurfes zum Postsparkassengesetz. Da konnte ich beruhigen, er werde bei uns nichts darüber an Hand unserer Hilfsmittel finden. Niemand wußte, welcher Weg einzuschlagen war, dem Herrn Ministerialdirektor zu helfen. So begab ich mich denn ins Reichsministerium des Innern und bat mir die beiden Bände Generalakten über das Sparkassenwesen von der Geheimen Registratur aus. Ich machte mich darüber her und merkte, daß die erschöpfende Darstellung nicht so einfach war; denn aus unbestimmten Anfängen hatte das Sparwesen allmählich feste Formen angenommen. Am nächsten Tage fand der Herr Ministerialdirektor, sicher nach schlafloser Nacht, überraschend

auf vier eng beschriebenen Seiten meine geschichtliche Darstellung über die Entwicklung der peinvollen Frage, und man war mal wieder im wahren Sinn des Wortes Handlanger oder Heinzelmännchen für das Brillieren des Studickers in der Kommission geworden. Die schnelle und erschöpfende Erledigung war nur möglich, daß ich das Material zum Vortrage in unserem sozialen Arbeiterverein durchgeackert hatte und in der Amtsbibliothek belesen war, was beides mir ja zum Verweis verholfen hatte:

„Erkläre mir Graf Oerindur,
diesen Zwiespalt der Natur!“

Einen Auftrag des Referenten für Erbschaftssteuer erledigte ich in einer vollständigen vergleichenden Übersicht der einzelnen Vorschriften in den Bundesstaaten unter Heranziehung der Schenkungssteuer und ihrer zuverlässigen Wirksamkeit. Sie trug mir das Lob unseres damaligen Chefs, des Freiherrn v. Stengel, in einem Aktenvermerk vom 19. Oktober 1904 ein.

Wenn ich hier anschließend ein historiographisches Blickfeuer über die Reihe der Staatssekretäre des Reichsschatzamtes als Finanzgrößen werfe, so nicht, um dieser Persönlichkeiten willen, sondern um allgemein rein menschliche Schwächen oder amtliche Unzulänglichkeit zu Nutzen des Volkswohles auf die Waage zu legen; denn im kleinen wie im großen, für den einzelnen wie für die Gesamtheit ist die Finanzgebarung und die Betreuung der Einkünfte eines Staates von einschneidender Bedeutung.

Das Reichsschatzamt war von jeher das Amt, welches sich des größten öffentlichen Interesses erfreute. Es hatte mit der Volksvertretung die heftigsten Kämpfe zu bestehen, denn bei dem Anwachsen der finanziellen Bedürfnisse war es der Geschicklichkeit des Leiters vorbehalten, neue Einnahmequellen zu erschließen. Die Geschichte des Reichsschatzamtes hätte auch die Entwickelung des deutschen Wirtschaftslebens mit zu umfassen. Diese Geschichte soll immer noch geschrieben werden.

Mit mehr oder weniger Erfolg sind unsere Chefs öffentlich im Reichstag aufgetreten und ernteten oft genug beißenden Spott. Einer ihrer überlegensten Sachbeurteiler, der in die Details ging und mit behaglicher Breite in die Tiefen des Reichsfinanzwesens einzusteigen auch verstand, dessen Bemängelung zu überraschenden Entdeckungen bei der Etatsaufstellung Anlaß gab, war der demokratische Abgeordnete Eugen Richter. — Er konnte nervös machen, und vor ihm und anderen Aufpassern haben die Herren zuweilen gezittert. Manche Züge und Vorgänge sind wertvoll zur Begründung des damals umlaufenden Wortes:

„Du weißt nicht mein Kind,
mit wie wenig Witz die
Welt regiert wird.“

Das Selbstbewußtsein hatte im Gegensatz dazu eine beneidenswerte Stärke. Ein Mensch soll über den anderen nicht schlecht denken. Unvollkommen sind wir alle. Es ist mit den Staatsmännern in mei-

nem Amt nicht viel anders wie mit anderen Positionsinhabern gewesen. Warum fand man merkwürdig ungeeignete Staatssekretäre? Nun das ist für die Zeit bis 1890 zum Teil damit erklärt, daß Fürst Bismarck in Finanzsachen des Reiches Untergebene haben wollte und nicht selbständige Charaktere brauchen konnte; denn er hielt die Zügel des Reiches fest, und seine Renner und Arbeitsgäule waren die Reichseinkünfte.

Aus den Lebenserinnerungen des Kultusministers Bosse erfahren wir zu meinen Aufzeichnungen noch manches: Die drei ersten Staatssekretäre kamen als bürgerlich in ihr Amt, wurden aber in den Adelsstand erhoben, woraus widerstritten zu schließen ist, daß die Beschäftigung mit Reichsfinanzen in höchster Instanz den Menschen adelt, trotz der geringen Lorbeeren, die es auf diesem Gebiet zu erwerben gibt, wo der preußische Finanzminister ihre Lichtquelle war und ihre Daseinsbedingungen schuf, indem er mit Vorbedacht bei dem Verhältnis des Reiches zu Preußen sein placet erteilte. Herr von Benningsen, der öfter als Kandidat für den Reichsschatzamtsposten galt, stritt in längeren Darlegungen für die Selbständigmachung dieses Staatssekretärs. Das bedingte aber eine durchgreifende Verfassungsänderung und die Aufgabe des bundesstaatlichen Reichscharakters. Bei mehrfachen darauf gerichteten Bestrebungen sollte das Reichsschatzamt als Versuchskaninchen dienen. Ein ehemaliger Vortragender Rat des preußischen Finanzministeriums hatte zuerst die Leitung des neubegründeten Reichsschatzamtes und

war von vornherein in Abhängigkeit, bei der es blieb.

Der zweite Chef war der Typus eines Bürokraten allzu preußischen Schliffs. Seine Handlungen gegenüber der Beamtenschaft erscheinen überaus kleinlich, diktiert von persönlicher Voreingenommenheit, Unnahbarkeit, Übelwollen, namentlich gegen Unterbeamte, Hartherzigkeit und Schnüffelei und zugänglich jeder Zuträgerei. Er fand gelehrige Schüler, die den Herrn und Meister kopierten. Das ging herab bis zum Botenmeister und Portier. Auch unter wechselnden Systemen blieb von diesen Eigenschaften etwas am Amte kleben und setzte es innerhalb gleichgestellter Reichsbehörden in den entsprechenden Ruf des anmaßenden, unfehlbaren, besserwissenden und alles bekrittelnden Wesens, das man sich nicht immer gefallen ließ. Es gab manchen Nasenstüber ohne Hinterlassung eines Eindrucks.

Der Herr von so und so war ein sparsamer Mann, dessen Sparsinn soweit ausgebildet war, um auch von seinen geringstbesoldeten Unterbeamten zu erwarten, daß sie täglich von ihrem hohen Einkommen einen angemessenen Betrag für außerordentliche Fälle zurücklegten. Das hatte ein Unglückspeter, dessen Frau eine schwere Entbindung mit Operation überstanden hatte und der auf Beihilfe eingekommen, nicht getan. Er erhielt die entsprechende direktive Erinnerung. — Einen anderen Unterbeamten traf der Chef mit brennender Zigarre auf dem Korridor und hielt ihm eine stante pede vorgenommene Belehrung, daß der Genuß einer Zigarre überflüssig

sei, worauf der Eingeschüchterte in seiner Angst sich damit entschuldigte, er habe die Zigarre von einem Vortragenden Rat geschenkt bekommen. Flugs mußte erkundet werden, ob der Mann die Wahrheit gesagt habe; denn der Zigarrengenuß mußte dem erheblich höher Besoldeten zuzubilligen sein.

Die dritte der von Eugen Richter beachteten Persönlichkeiten hatte im Handelsministerium Karriere gemacht und war schon pensioniert oder zur Disposition gestellt vorden. Man rühmte ihm nach, daß er es mal verstanden, sich durch verwickelte Angelegenheiten durchgearbeitet zu haben, eine Befähigung, die einem damaligen Vortragenden Rat alle Ehre machte. Es fragt sich nur, wieviel Zeit auf Klarstellung verwandt worden sei. Nach den Leistungen im Reichsschatzamt muß das Maß der aufgewandten Zeit voll gewesen sein, alles kam aber bei uns darauf an, schnell in verwickelte Sachen einzudringen und den Kern zu fassen. Diese Eigenschaft war verkümmert; denn die Kenntnisse einfachster Dinge gingen ab, wohl aber kümmerte die Exzellenz Vorfälle, die nicht seine Sache waren. So verlegte er sich darauf, Zahlenarbeiten der Kalkulatoren in Zweifel zu ziehen und nachzuprüfen. Rückfragen bei den Referenten brachten diese in Verzweiflung. Eine Unstimmigkeit in der Übersicht über die Bewegung in den Sparkassen innerhalb zwölf Jahren bestätigte der Herr Staatssekretär höchst eigenhändig, nachdem ich festgestellt hatte, daß die Ergebnisse in den Hohenzollerschen Landen erst in den statistischen Darstellungen eingefügt waren.

Eines Tages trat die Doktorfrage an mich als Bauernsohn seitens eines Vortragenden Rates heran, der Herr Chef habe gemeint, Getreide und Hülsenfrüchte seien dasselbe, er kenne sich auch nicht aus. Ich exemplifizierte als ein Stück halbseidener Rat, daß, wenn Hülsenfrüchte dasselbe wie Getreide sei, man wohl nicht zwei Ausdrücke für ein und dasselbe gebrauche; im übrigen unterscheiden sich die Hülsenfrüchte in allen Beziehungen so wesentlich von den Getreidearten, daß die zweierlei Benennung berechtigt sei. Das erinnerte mich daran, daß ich mal mit einem Gymnasialstudienassessor bei Dahlem durchs Feld ging und feststellen mußte, daß er nicht Weizen von Roggen, Gerste von Hafer unterscheiden konnte, dann zur selbstverständlichen Entschuldigung sagte, dazu sind andere Fächer da, er unterrichte in Deutsch, Literatur, Geschichte, Französisch und Religion, das genüge denn doch wohl! Da wundert mich denn die Getreide- und Hülsenfrüchtedebatte nicht, die ich wenigstens noch vor dem Plenum zur Befestigung unseres Ansehens verhindern konnte.

Damals machte eine Resolution des Reichstages umfangreiche Beantwortung der Frage notwendig, welche Wirkung wohl die Besteuerung der Ölfrüchte auf die heimische Ölfruchtgewinnung hätte. Nach meinen Erfahrungen und Übersichten arbeitete ein gewissenhafter Vortragender Rat die Denkschrift für den Chef aus. Dessen Revisorium nahm kein Ende, über Nebenfragen, die den älteren Herrn mürbe machten. Die Arbeit war unbedingt

gut. Als ich wieder einmal durch eine solche Nebenschleuse unser Fahrzeug mit zu buxieren suchte, wird der Rat zur Rücksprache mit drei grünen Chefkreuzen befohlen, die nichts Gutes verhießen. „Bitte, Herr Pflug, machen Sie es sich bequem, rauchen Sie? Es wird ja wieder ein Weilchen dauern." — Der ich mich etwas auf plötzliche Erregungserscheinungen, Herzgalopp, Blutandrang bei anderen verstehe, wollte schon sagen: „Bester Herr Geheimrat, melden Sie sich krank", wäre noch nicht mal Notlüge gewesen, „ich werde die Rücksprache vornehmen", da flog schon dem Zitternden hinter sich die Tür ins Schloß.

Ich wartete und hätte selbst das Zittern bekommen, wären meine Nerven nicht wie kupferne Drähte geblieben. Endlich. Bleich, sein langes über den kahlen Scheitel gelegtes Haar herabhängend, am ganzen Leibe hin- und hergeworfen, den Arm voll Bücher, die Denkschrift und ein Aktenstück in beiden Händen, hob er alles hoch und warf es mit Ingrimm so heftig er konnte, einen Fluch hinterdrein, in die Ecke. — Ein Glück, daß ich im Zimmer war. Er hätte sich ein Leids angetan. Bald darauf wurde er krank und verstarb. Er schrieb mir von seinem Sterbebette und gedachte meiner Unterstützung. Ein tüchtiger Beamter, ein edelsinniger Mensch war durch einen völlig unfähigen Chef zu Tode gequält. Und nun frage ich, ist es überflüssig, daß ich auch dieses aufgezeichnet? Nein! Wer einen verantwortungsvollen Posten zu besetzen hat, soll das höchstmögliche Maß seiner oder seiner Vertrauten

Menschenkenntnis walten lassen, und mag auch in diesem Falle ein Bismarck seine Gründe für diese Auswahl des Ungeeignetsten gehabt haben.

Die Denkschrift, die den Tod mit verschuldet hatte, übernahm der folgende Chef. Dieser machte sich die Sache leicht, änderte die Form als Entwurf zu einem Schreiben und war der Pflicht entledigt, die Arbeit durchzulesen. Es ging nun auch so und auf einmal gab es keinen Punkt mehr aufzuklären. Aber von seinem Vorgänger muß ich doch noch nachtragen, er gehörte zur Klasse der Streber, die in der Zeit der Reaktion als Referendare mit dem Gesangbuche unter dem Arm sich vor den Ministerhotels an Sonntagen sehen ließen. Es hieß, diese bekundete tiefe Frömmigkeit habe ihn neben schneller Karriere auch zu den Einkünften eines Domherrn verholfen. Alle Achtung! Ein christlicher Mann! Er gewährte mir nicht einmal die Audienz, als ich allein von meinen Kollegen bei der Weihnachtsremuneration übergangen, darum vorstellig werden wollte.

Ein Staatssekretär des Reichsschatzamtes muß reden können.

Das Redetalent bei ihm war aber so wenig entwickelt, daß Eugen Richter von Arbeiten eines Kalkulators sprach, und in der Tat wurde das Konzept für die Etatsrede in der Kalkulatur hergestellt.

Der nächste Chef hatte 1867 als Regierungsassessor seinen Abschied genommen, verwaltete seine Güter und war von 1871 bis 1888 Reichstagsabgeordneter. Ein praktischer Mann sollte einmal die Reichsfinanzen ordnen und weiter ausbauen. Seine

Praxis bestand darin: Was nicht in den Akten steht, gibt es nicht! Man traute ihm als Landwirt zu, den von 1 M. auf 5 M. pro Zentner gesteigerten Getreidezoll auf 3,50 M. herabzusetzen, weil er damals „schweren Herzens“ dem Getreidezoll mit dem Hinzufügen zugestimmt: er vertraue dem Bundesrat und hoffe, er werde aus eigener Initiative den Zoll wieder aufheben, wenn eine wesentliche Verteuerung des Brotgetreides erreicht sei. Ein solcher Landwirt war ein weißer Rabe unter den bösen Agrariern und Ostelbiern. Und die Erklärung? Allgemein war nicht bekannt, daß dieser sonderbare Schutzzöllner einen erheblichen Anteil an der Ausfuhr deutschen Getreides hatte, die durch den Schutzzoll erschwert wurde:

„O, Vaterland, wie drück ich dich ans Herz,
nur mache meinem Beutel keinen Schmerz!“

Es wurde mir verständlich, was dieser feudale Großgrundherr bei meiner Selbstvorstellung als Nachmittagsdiensthabender, da ich nicht vormittags im Ramsch vorgestellt war, sagte, als ich ihm über die neuesten Sachen auf seine Frage, was er damit beginnen sollte, Auskunft gab: „Nun ich werde es wohl noch lernen. Es wird ja überall mit Wasser gekocht.“

Wenn ich während seiner Amtszeit von ihm las und hörte, habe ich dies damals erst ins Gerede gekommene Wort nicht vergessen. Ein Kunststück brachte er aber doch mit dem Versuch zuwege, die Braumalzsteuer von 2 M. auf 4 M. zu erhöhen, ohne

die wirtschaftlichen Folgen dieser Verdoppelung für die kleinen Brauereien und für den kleinen Mann zu bedenken. Ein Abgeordneter rief in seine kurz und bündige forsche Rede: „Ihre Leistung beschränkt sich auf den Witz, daß 2×2 = 4 ist!"

Das schlug ein, und er ließ mich bitten, ihm aus der Berliner Börsen- und der Frankfurter Zeitung einige Abschlüsse des letzten Jahres zu suchen. Ich machte aufmerksam, mit einigen Abschlüssen sei nicht gedient, ich werde die letzten 5 Jahre miteinander vergleichen. Dazu hielt ich es noch für wichtig, das Gründungsjahr der Brauereien und die Höhe der investierten Kapitalien festzustellen. Der Herr Staatssekretär ließ meine Übersicht vervielfältigen und verteilen. Niemand hatte daran gedacht, dem Chef eine solche stichhaltige Verteidigungswaffe in die Hand zu geben. Trotzdem fiel die Vorlage wegen zu geringer Vorbereitung, indem der Abgeordnete Bachem zum ersten Male auf die Notwendigkeit der Einführung einer staffelförmigen Besteuerung der Brauereien hinwies.

Als sich einmal bei einer Etatsrede Exzellenz in dem Konzept der Kalkulatur nicht zurechtfand und das Wort geprägt wurde: „Es langt nicht!", gab es 10 Minuten Kunstpause, in die der Ministerialdirektor eingriff. —

Fürst Bismarck hätte erwarten können, daß dieser, sein Paladine in den Finanzen, mit ihm ging, aber der blieb mit den Nebeneinnahmen von 24 000 Mark bei wenig Arbeit und Sorge, ohne in der Verwaltung seiner reichlich abwerfenden Güter beschränkt

zu sein; denn gegen Reichskanzler von Caprivi war in Finanzsachen noch einige Zeit aufzukommen, bis es damit zu trostlos wurde.

Armer Reichsesel, was haben die Deinen dich maltretiert.

Wenn ich an diese unerfreuliche Zeitfolge habe erinnern müssen, so schon deshalb, um nun meinen letzten Herrn Chef mit deutschem Dankesgefühl zu nennen:

Graf von Posadowsky-Wehner.

Dieser hat das in ihn vom Kaiser gesetzte Vertrauen gerechtfertigt. Der Graf zählte zu den besten, kenntnisreichsten und arbeitsamen Staatsmännern, um den sich die ganze Staatsmaschinerie drehte.

Er brachte in die sonst öden, trockenen Etatsreden erfrischende Gedanken und Gesichtspunkte, trat an alle Fragen unbefangen heran und bemeisterte sie durch kritisches Eindringen, obwohl er als ehemaliger Landeshauptmann ein Neuling im Fach war. Je mehr er sich den einzelnen Fragen gegenüber als Laie fühlte, um so mehr Sachkunde durfte er bei dem Stab der Geheimen Räte voraussetzen. Die Vorgänger aber hatten nicht erzieherisch auf diese eingewirkt. Ich war einmal Zeuge, als er zu einem der Herren, den er zu meinem Vortrag noch ergänzend hören wollte, sagte: „Ach so, Sie wissen das auch nicht!"

Der Graf hatte schon damals längst den kürzeren Weg zu seiner Information eingeschlagen und verkehrte mit den Expedienten unmittelbar. Auf diese

Weise bin ich mehrfach zu ihm gerufen worden. Er legte sich, um schnell Übersicht zu erhalten, eigens Handakten an, sichtete die Äußerungen der Presse und kannte schon einen Brandherd, ehe noch Feueralarm einsetzte.

In seinem Wesen äußerst anspruchslos, sparte er die Mittel zur Unterhaltung seiner Dienstwohnung auf, ein Gegenstück zu den Beamten, die, wie ich dienstlich aus den Rechnungen ersah, darin sich nicht genugtun konnten. Er verwahrte sich gegen jede weitere Vermehrung von Beamtenkräften; aber sorgte für die Beamten und kannte die Bedürfnisse der Familienväter, indem er den Grundsatz vertrat, dann Mittel an die Hand zu geben, solange die höchsten Anforderungen durch Erziehung der Kinder an sie gestellt sind. Er sagte mal: „Eine unter dem Druck ungenügenden Einkommens verschuldete Vernachlässigung der Kindererziehung, läßt sich später nicht wieder gut machen."

Mit Recht wurde von Posadowsky bei dem Ausscheiden von Boettichers Staatssekretär des Innern und Stellvertreter des Reichskanzlers. Sein Nachfolger in unserem Amt wurde Herr von Thielmann aus der Diplomatenkarriere, unter dem wir hätten firmieren können:

„Im Kleinen groß, im Großen klein."

Er hatte das Glück, die Früchte seines Vorgängers in die Scheuer des Reiches einzufahren: der große deutsche Zolltarif wurde verabschiedet, dessen

Seele aber ins Reichsamt des Innern mit Herrn von Posadowsky wanderte. Ihm, der sich beim Ausbau weiterer Reichssteuern auch liebevoll der Kunstbutter angenommen, ist die Sanierung der Reichseinkünfte zu danken, daß sie spielend leicht die Mehrausgaben für Armee und Marine hätten tragen können, die ein Ludendorff und ein Tirpitz forderten[1]. Graf von Posadowsky, der in seiner Husarenuniform etwas aus sich machte, wußte, daß das Reich in naher Zeit gerüstet dastehen mußte. Er in hohem Maße ein Staatsmann, dem die Verantwortung vor dem Volke im Blut saß und der von persönlicher Verantwortungsfreudigkeit beseelt war. Seine Rührigkeit und die Sozialpolitik trugen ihm Feinde ein, so daß Fürst von Bülow sich von ihm trennen mußte, der sich bei seinem nunmehrigen Vertreter von Bethmann-Hollweg weniger noch um die inneren Reichsgeschäfte kümmerte.

Mit dem Abgange dieser vornehmen Erscheinung, in der Zeitspanne, die mich auf weitblickendem Posten und in überaus interessante Lagen führte, könnte ich meine Erinnerungen und Aufzeichnungen schließen, wenn ich nicht ferner von meinem Feuerschiffausguck Sicht bekommen hätte.

Eines Morgens fand ich eine Mappe mit dem Bericht eines Berliner Kriminalskommissars auf meinem Tisch. Das Aktenstück war aus dem Polizeipräsidium zum Preußischen Ministerium des Innern

[1] Wie früher schon genannt: „Kopf und Herz des Weltkrieges“ und „Tirpitz, Dollar und Völkertragödie“.

gewandert, das den Jahresbericht beigefügt hatte, zu dem die Kriminalkommissare in der Zeit erstmalig aufgefordert waren. Dann hatte das Opus die Eingangs- und Ausgangsstempel des Reichsamtes des Innern und die des Preußischen Finanzministeriums. Ein Kuriosum, wenn es Aktensammler wie etwa Briefmarkensammler gegeben hätte. Mit blauem Stift prangte nach unserem Eingangsvermerk: z. gefl. R., zur gefälligen Rücksprache beim Herrn Ministerialdirektor.

Ich sah mir auswendig das Gewand an und bemerkte eine Handschrift, die ganz und gar nichts Bürokratisches an sich hatte, mehr eine, die einen Willen von größerer Übersicht her repräsentierte. Ich tat, was ich zu tun pflegte, wenn ich mich in ein Aktenstück vertiefen wollte, das es mir wert schien. Ich schloß mein Zimmer von innen und zog den Schlüssel ab; denn in einem zugigen Taubenschlag war selbst das beste Brutgeschäft gestört, und mein Zimmer war ein Taubenschlag, wo es rein und raus ging. Hatte ich abgeschlossen, störte mich kein Klopfen, auch nicht, daß Bürodiener Hanke durchs Schlüsselloch sah und meint: „er ist nicht drinne!"

Der Jahresbericht dieses Kriminalkommissars Müller III von der kaufmännischen Abteilung C der Kriminalpolizei setzte mich von dem Standpunkt der Praxis, wie Gesetze und Vorschriften hinein ins Volk wirksam sind, umgangen und verletzt werden, in bisher nicht beachtete, aber schätzenswerte Betrachtung. Im besonderen weiß ich mich darauf zu besinnen, daß hinsichtlich der Paragraphen gegen den Wucher

im Strafgesetzbuch vom Juden Pariser die Rede war, der den Freibrief aus § 51 St. G. B. in der Tasche hatte, nach dem seine Handlungen straffrei blieben, weil er zur Zeit des Begehens sich im Zustande krankhafter Störung der Geistestätigkeit befand, durch welchen seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war. —

Der Kommissar führte aus, wie dieser Wucherer angesichts eines Untersuchungsrichters, mit dem er in ganz anderer Sache zu sprechen hatte, das Zimmer in Moabit betrat, auf ihn losfuhr und die unflätigsten Anpöbeleien wie falsche Berichte losließ, auch drohte, er werde durch seine Leute die Entlassung des Kommissars herbeiführen. Dieser hatte aber bislang nichts mit Pariser zu tun gehabt, sondern der seinerzeit sehr rührige Kriminalkommissar Schnellrat vom gleichen Dezernat. Es war nach der ausführlichen Sachdarlegung nicht möglich gewesen, auch nur ein Verfahren wegen Beamtenbeleidigung in Gang zu bringen, und Herr Pariser erfreute sich nach wie vor des besten Wohlseins; denn er wurde bei seinen täglichen Ausfahrten, die Kaiserallee entlang, auf Gummi mit zwei Rappen und von einer jugendlichen Dame begleitet, gesehen. Von Herrn Schnellrat war zur Sache bekräftigt worden, daß Pariser Schlepper von lang her beauftragt hätte, ihm Wechsel von diesem Kommissar zu beschaffen, um ihn in die Fänge zu bekommen. Vollends ging mir aber ein Licht wohl für das Verhalten einiger höherer Beamten auf, als ich weiter las, daß auch ein anderer Wucherjude, Ratzkozky oder ähnlich, vielfacher

Hausbesitzer, es darauf abgesehen hatte, junge Korpsstudenten von erlesenen Namen, die für die höhere Verwaltungskarriere prädestiniert schienen, mit Darlehen zur Bestreitung ihres Lebensaufwandes zu füttern, bis die Wechselverbindlichkeiten die Abhängigkeit hinauf in einflußreiche Staatsstellen garantierten. Alte und ältere Herren, denen schon der Wuchertrick um den Hals läge, protegierten die Herren, welche jung an Jahren in den Vorzimmern der Geldgeber säßen oder über Hintertreppen zu ihm direkt in das Heiligste stiegen, um nicht mit dem gewöhnlichen Geld suchenden Geschäftsplebs in Berührung zu kommen.

Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn; denn mit diesen wenigen Worten war der Bericht nicht erschöpft, an dessen Schluß die lapidaren Worte eingegraben standen:

> „Wir preußischen Beamten kennen die Pflicht, täglich gewissenhaft das Unsere zu tun, aber gegenüber dieser Selbstverständlichkeit die bedeutend größere Pflicht zu erfüllen, n i c h t s z u v e r s ä u m e n, davon wissen wir nichts!"

Donner und Doria! da sagte es mir ein noch jugendlicher Herr auf schwarz und weiß, was ich unausgesprochen die Jahre seit 1871 in den Arbeitssielen für Kaiser und Reich, für Volk und Vaterland gedacht, und wie ich selbst danach zu handeln Kerl, der das im Polizeipräsidium im Verkehr mit mich bemüht hatte. Müller III hieß der deutsche vielen Behörden des Reiches, des Staates, der Kom-

mune und der Wirtschaft als Erfahrungsgrundsatz niederzuschreiben den Mut hatte.

Ich wollte mit der Mappe zum Herrn Direktor loslaufen, ihm sagen: Gebt doch dem Müller mit den drei Strichen im Reichsschatzamt oder wo anders einen Posten, da, wo er die Karre aus dem Dreck schieben könnte, nur nennt ihn nicht Müller III, beileibe aber nicht von Müller.

Nach großen Schritten im Zimmer hin und her, während es an der Tür brandete, setzte ich mich wieder und las die überschlagenen Seiten, auf denen von überzüchteten Vorschußbanken, von den Animierbankiers im Bunde mit dem „Ratgeber auf dem Kapitalmarkt“ des Juden Georg Bernhard die Rede war, von den Hypothekenbankkrachs eines Schultz und Romecks, die noch Hofbankiers Ihrer Majestät der Kaiserin und Kommerzienräte geworden, obschon rechtzeitig darüber Auskünfte erteilt waren, daß sich die anständigen Hypothekenbankdirektoren mit den beiden Angefragten längst nicht mehr an einen Tisch setzten. Der diese Auskunft bekommende Herr aus dem Hofmarschallamt meinte resigniert: trotzdem ist an der beabsichtigten Kabinettsorder nichts mehr zu ändern.

Plumps, lehnte ich in einen Stuhl zurück, um nach einigen Atembewegungen mich weiter in den Bericht zu vertiefen. Da gab es vier bis fünf Seiten über die Säuberung des sogenannten „Unlauteren Wechselverkehrs“ in geschäftsmäßig offen angekündigten Anzeigen der Handelszeitungen, in denen es sich stets um Reit- und Kellerwechsel handelte, also um

Wechselverbindlichkeiten, die völlig fingiert waren, oder um solche, die einen Geschäftsvorfall zwischen zwei tatsächlich bestehenden Firmen vortäuschten. Waren es 450 oder mehr Kellerwechselfabrikanten mit ihren Schleppern und Strohmännern in ganz Deutschland, über die Müller III seine Listen führte, hatte er 1200 Firmen ermittelt, die sich der Wechselreiterei, durch so einen Juden Wald und andere verführt, bedienten? Auf das Wesentliche kam es dem Kommissar an, darzustellen, daß eine von den kreuzweis in Wechseln zusammengespannten Firmen finanziell meist noch etwas besser dastand und vielleicht nur vorübergehend eine Schwäche oder Klammheit überwinden wollte. Das Resultat, stets das gleiche, erschütternd: der schwächste und schon gewissenslos gewordene Wechselreiter reißt den Kontrahenten hinein und eine Fallissementschraube ohne Ende ist angedreht. Weiter aber, jahrelang liefen die Schlepper, und der geheime Geldgeber saß als Wucherspinne Judas im großen Hause in der Friedrich-Wilhelmstraße im Eck, von dem man vier Straßen beobachten konnte und man sich entweder Hinter- oder Vordertreppe, Ausgang zu zwei Straßen freihielt.

Wieder machte ich eine Pause, mag man draußen klopfen. Hier fand ich Klärung über die Statistiken von Konkursen, die sich um die Jahrhundertwende unverständlich massenhaft häuften und immer in der gleichen Branche Opfer forderten. So, und mir, mir hatte man amtlich Vorhaltungen gemacht, daß ich mit Ahlwardt, mit Stöcker, Förster, Henricy, mit

der Staatsbürgerzeitung in der „Antisemiten-Liga“ harmoniere, ja auch ein ständiger Besucher der Riesenversammlungen des Dreschgrafen von Pückler, Klein-Tschirne, gewesen und dort das Wort genommen! Hier bei Müller III öffneten sich vor Augen die Verwüstungsstätten im deutschen Firmenwalde durch Juden.

Ein sehr heftiges Pochen an der Tür trieb mich hin. Ich öffnete: Was will man von mir? Ich bereite mich für eine wichtige Rücksprache vor. — Hanke war schon im Weggehen begriffen und schnupfte gerade. Er drehte sich um und sagte: Da war ein Krimineller, den ich vom Herrn Chef zu Ihnen, Herr Rechnungsrat, bringen sollte. Er hat mich immer wieder klopfen lassen, es war ja aber nichts zu machen. Der Herr, dichten Schnurrbart und Kriminalaugen, hat die ganze Zeit hier auf'n Stuhl gesessen und gearbeitet, gab zwei noch mitgebrachten Kriminellen Befehle, daß die man vor Biereifer so spritzten, wie unser eins das vor St. Privat anno 1870 — heute der Jahrestag — tat.“ — „So, was wollten die Herren denn?“ — „Weiß ich, fünfviertel, ne ganze eineinhalb Stunde und je fünf bis zehn Minuten kam der Oberste ins Botenzimmer: ‚Ihr Herr Rechnungsrat ist doch im Zimmer? — Es wurde dort Donner und Doria gerufen und geräuspert.‘ — ‚Nu, mach mer wat, wenn die Kalkulatoren sich vorbereiten!‘ So habe ich ihm geantwortet, und da lief er weg mit ‚Auch der‘. Der Kriminal hätte den Schlosser geholt, wenn ich ihm nicht versichert hätte, die Laute kämen von nebenan Nr. 56a.“ — „Wie

hieß er denn?" „Das hat er nicht gesagt; er zeigte seine silberne Adlermedaille mit Nr. 313 oder so und meinte: Mein Zug nach Oberschlesien wartet nicht!" —

Ich hätte schwören mögen, das war Müller III. Was blieb mir anders übrig, als nun an den eigentlichen aktuellen Tatsachenbericht zu gehen. Das Rubrum und die ersten Zeilen konnte ich aber nur im Büro lesen; denn es war ein Tag erster Ordnung in Nachweisen, Informationserteilung und Beifügen von Vorgängen. Dem Fürsten Bülow waren im Reichstag krasse Widersprüche in seiner Politik nachgewiesen, als er Reibungsflächen, die er haßte, durch persönliches Erscheinen zu beseitigen suchte. Ein Rennen und Fragen in den unmittelbar berührten Ressorts. So nahm ich mir das Kriminalaktenstück mit nach Haus, wie mich fast stets eine gefüllte Mappe für meine Nachmittags- oder Abendbeschäftigung begleitete.

Was ich da zu Gesicht bekam, mußte mich allerdings lebhaft interessieren: Hier schien der Versuch gemacht, 20 Jahre lang betriebene Stempelfälschungen auf den sogenannten Lospapieren und Lombardenaktien zum Nachteil der Reichskasse aufzuklären und zu unterbinden. Millionenwerte müssen im Laufe der Zeit, wie der Kommissar einleitend schrieb, für Reich und Volk verloren gegangen sein. Das stimmt, wie ich aus der Stempelsteuerstatistik wußte, ohne den Weg zur Abhilfe zu finden. Der Versuch einer Umfrage hatte Mendelsohn, Bleichröder und die Direktoren der ersten Aktienbanken

in Berlin, die eine Art Beirat honoris causa einnahmen, ins Chefbüro gerufen. Von dort wurde ermittelt, wer sich um diese Dinge angelegentlich gekümmert und dabei hatte es dann sein Bewenden.

Hier besagte nun der Bericht: ein kleiner jüdischer Bankier in der Alexanderplatzgegend habe durch eine galizische Jüdin, Frau Schenker, in großen Mengen Lombardenaktien zum Ankauf angeboten erhalten, deren Reichsstempel ihm schon deshalb verdächtig erschienen, weil es gar nicht im regulären Bankverkehr vorkommen könnte, einen großen Posten solcher Aktien aus dem Ursprungsland Österreich einzuführen. Die sogenannte Arbitrage, d. i. der Unterschied zwischen diesem und dem Deutschen Reich, betrage 12 M. 50 Pf. Stempelwert. Nun seien aber gar Fünfer- und Zehnerstücke angeboten worden. Der Bankier war sofort zum Kommissar herübergelaufen und ließ die Verkäuferin durch das Personal beschäftigen. Das genügte aber der schlauen Galizierin und sie türmte unter Hinterlassung eines Postens Aktien. So viel aber war ihr Geheimnis gelüftet, daß eine Oberschlesische Bank in Kattowitz besondere Käufe getätigt hatte. Mit Hilfe der Kenntnisse einer anderen Vertrauensperson auf diesem Papiermarkt und im Bank- und Börsenwesen überhaupt, stellte der Kommissar unverdächtig Nachforschungen an, die zum eingangs herausgestellten Ergebnis von dem Reich entgangenen Millionen führten.

Der Schluß des Berichts verwies auf das Reichs-

schatzamt und die anzurufende Stützung der Ermittelungsaktion im Interesse der Reichskasse. Durch nachträgliche Erhebung der hinterzogenen Stempelbeträge unter Anwendung der Tarifbestimmungen, ein Vielfaches davon, könnte von diesen Millionen die

zwei Panzerkreuzer

gebaut werden, um die kürzlich vor dem Reichstage Admiral von Tirpitz und der Flottenverein kämpften.

Der Hieb saß; denn alle Chefs, die den fulminanten Bericht gekreuzt hatten, setzten einen energischen Buntstiftstrich an den Rand.

Donner und Doria, also deshalb wollte dieser Kriminalpsychologe und Flottenfreund mich sprechen, und ich selber — ein Tirpitz-Verehrer — hatte mich verbarrikadiert!

Am nächsten Tage war meine Aufgabe die Rücksprache.

Zweifelsohne hatten die impulsiven mündlichen Ausführungen des Kommissars Eindruck gemacht, die jedoch angesichts der früher gemachten Erfahrung, Licht in die Dunkelheit der Stempelhinterziehung zu bringen, wieder einer Skepsis gewichen waren; ich erhielt aber die Zustimmung, mit dem damaligen Chef der Berliner Kriminalpolizei, Oberregierungsrat Diterici zu sprechen. Laufende Eilsachen anläßlich der Bülow-Rede brachten mich erst tags darauf zum Alexanderplatz. Ich kam in das sogenannte Aufnahmezimmer und fragte zunächst nach dem Kriminalkommissar Müller III. Er war

dienstlich verreist, aber einer seiner Beamten müßte in der „Müllerstraße" sein. „Um des Himmels Willen, da nach dem Norden hinauf?" — Der Beamte, der gerade eine Haftsache erledigte und eine armselige Person zur „Grünen Minna" mit Rotzettel nehmen wollte, sagte: „Bequemer können wir es Ihnen nicht machen, kommen Sie nur mit, ich liefere Sie in der Müllerstraße ab; die ist nämlich hier im Zwischenstock, wo es zum Polizeigewahrsam vorbeigeht. Wir haben da die Kommissare Müller: den Kopp-Müller, den Komplimenten-Müller und den Kuba-Müller, der letzte ist Müller III.

„Warum Kuba-Müller", fragte ich, weil immer lebhafter mein Interesse wuchs. „Dieser Kommissar war früher Offizier in Bremen oder wo und hat ein Buch geschrieben: „Kuba, geschichtliche, wirtschaftliche und handelspolitische Entwickelung" der Perle der Antillen. Sprechen Sie ihn darauf an, dann sind Sie, Herr Rechnungsrat, bei ihm gut eingeführt, namentlich, wenn Sie den Schlußsatz auswendig können:

Wie auch die Kanonen entscheiden mögen.

Nämlich alle Achtung; dieser Leutnant hatte eine Nase für historische Brennpunkte auf dem Globus. Er sah unter den Westindischen Inseln, die rote Farbe trugen und nordamerikanisch waren wie das Festland, Cuba in gelber Farbe noch als spanischen Besitz. Seine Arbeit erschien mit dem ersten

Kanonenschuß der Amerikaner gegen die spanischen Särge von Holzkriegsfregatten vor dingsda." — „Ist das möglich?"

Wir waren inzwischen über den ersten Hof des Präsidiums geschritten und an eine kurze Treppe in der Durchfahrt zum zweiten Hof, wo die „Grünen Minnen" schon zur Abfahrt aufmarschiert standen, gekommen, da zeigte der Beamte auf ein Schild und sagte: Da ist die Müller-Straße. — Richtig, an der ersten Tür des nur drei Zimmer enthaltenden Ganges stand Müller I, dann folgte Müller II und III.

Gehörig vorbereitet, stehe ich einem jugendlichen Beamten mit völlig kahlem Schädel gegenüber, intelligent, höflich: „Der Herr Kommissar ist verreist, Rückkehr unbestimmt." Auf meine Legitimation durch den Bericht erhalte ich Auskunft, daß er seinen zwei eingeübten Kriminalschutzleuten vorgestern mit dem Nachtzuge in dieser Sache nachgefahren sei, um einen großen Schlag zu machen. Näheres wäre noch unbekannt.

Ich benutzte die Gelegenheit, mich in diesem interessanten Raum umzusehen und fragte, was denn sonst hier bearbeitet würde: „Wir arbeiten systematisch, oder wie mein Kommissar predigt: Vorbeugend, nicht erst, wenn der große Kladderadatsch da ist und die Geschädigten Hilfe rufen; aber da stoßen wir auf manchen Widerspruch. Die Schenker- und Juden-Stempelfälschersache ist was für uns. Ich werde Sie zu unserem Herrn Inspektor bringen."

Also ging ich wieder mit dem Beamten Lichtenberg oder aus Lichtenberg treppab, treppauf und

stand vor einem ausgesprochenen Ostpreußen, der sehr zugeknöpft war und scheinbar von der ganzen Affäre nichts wissen wollte oder nicht viel wußte. Er gab gleich meinem wartenden Begleiter Auftrag, mich zum Herrn Chef zu bringen; denn Kommissar Müller III sei ohne Besprechung und Genehmigung von ihm in die Welt hinausgefahren, habe sich nicht mal Fahrscheine geben lassen; er möge sehen, wie er zum Ersatz des Fahrgeldes käme.

Mit meiner weitgespannten Erwartung durchschritten wir Glastüren und Korridore, so daß ich noch Fragen stellen konnte und hörte, es sei große Aufregung, weil der Kommissar vorgestern seine beiden Beamten schon mit dem Mittagsschnellzug, direkt vom Reichsschatzamt aus, nach Oberschlesien und Krakau geschickt und selbst nur unter Hinterlassung einer Meldung abends abgefahren sei.

„... und Doria!" sagte ich vor mich hin und fragte nach der Meinung, ob bei mündlicher Meldung die Reise genehmigt worden wäre. „Das ist es ja. Niemals, und das hat mein Kommissar gewußt und mir aufgetragen, ich sollte sagen, er handele rasch, auf eigene Verantwortung."

„Also, da war ein Stück preußischen Verantwortungsgeistes. Mit dieser freudigen Überraschung stand ich vor dem prächtigen Chef der Kriminalpolizei, einem jovialen und aufgeschlossenen Junggesellen, mit Berliner Mutterwitz. Er nahm von seinem Platz eine Eilmappe zum ovalen Tisch mit den altmodischen Sesseln ringsum und, als wir saßen, sagte er: Dieser Eilbericht aus Beuthen vom Unter-

suchungsrichter gegen die Jüdin Schenker rettet den Kommissar, daß ich ihn aufgreifen lasse und rückbeordere. Lesen Sie, ein verfluchter Kerl, trägt der Kriminalpolizei aus östlichster Provinz ein Lob ein, das sich sehen lassen kann. „Der verantwortungsfreudigen Initiative des Kommissars der Abt. C Ihrer Kriminalpolizei — Herr Oberregierungsrat, wir kennen uns noch aus dem Kommissorium in Stettin — ist es zu danken, daß eine der gefährlichsten Schieberinnen beim Anbieten von Aktien und Lospapieren mit zweifellos gefälschtem Reichsstempel zum Schaden der Reichskasse in flagranti von den vorausgeschickten zwei Beamten Busse und Nielsen abgefaßt wurde. Kommissar Müller III hat heute in aller Frühe die sachgemäße Vernehmung der Schenker vorgenommen und wichtiges Material nach Krakau schon 10^{12} mit dem Personenzug mitgenommen, wohin ich ihn mit seinen Beamten, auf untersuchungsamtliche Order von mir, empfohlen habe. Die etwa beanstandete Eigenmächtigkeit decke ich und bitte bei den Reichsbehörden um entsprechende nachträgliche Verwendung, da Reichsgebiet eiligst verlassen werden mußte, sollte nicht ein durchgreifender Erfolg im Interesse des Reichs in Frage gestellt werden."

So etwa stand zu lesen. Ich freute mich wie ein Schneekönig und hatte dabei Herrn Diterici zum Sekundanten. Dazu bemerkte er: „Nun lasse ich ihn gewähren und setze mich mit meiner ganzen Person für ihn und die Sache ein." Ich konnte das gleiche für unser Amt in Aussicht stellen bis zu dem Augen-

blick, wo die Haute-finance etwa einen Strich durch die Sache gemacht zu sehen wünschte . . .

Der Chef der Kriminalpolizei hielt mich telephonisch über die Ergebnisse in Krakau auf dem Laufenden. So hörte ich denn, daß gleich am nächsten Morgen eine umfassende Razzia mit der gesamten polnischen Kriminalpolizei im Judenviertel Podgorze, wo übrigens der so gefeierte Theaterdirektor Reinhardt-Goldmann mit seinem Adlatus Kahane herstammte, stattgefunden hatte. Mit offenen Armen waren die Berliner Kriminalisten aufgenommen, weil man durch sie endlich die Handhabe zum schärfsten Durchgreifen fand. Es wurde die 42 Köpfe starke internationale jüdische Fälscherbande ausgehoben, Formen für falsche deutsche Reichsstempel u. a., Papiervorräte und ca. 350 000 Kronen bares Geld beschlagnahmt. Das Resultat, an dem zunächst der k. k. österreichische Ärar eine Freude hatte, war besonders für durchgreifende Erhebung im Reiche so wichtig, weil die Hauptpersonen dem Namen nach bekannt wurden.

Die Reihe der inhaftierten Kaftanjuden begann mit Abraham Anisfeld, Neufeld und endete mit einem sog. „Schmeicheles", wie die jugendlichen jüdischen Stutzer auf der Freite im Getho genannt werden. Ihn ließ die Judenschaft, die Schmier- und Schweigegelder im drei Wochen dauernden Prozeß vor den Krakauer Geschworenen fallen, weil es sich bei der gering zu erwartenden Strafe nicht lohnte, sich für ihn in Unkosten zu stürzen.

Der Kommissar Müller kam nach Berlin zurück und hatte den Riecher, in welchen Banken mit Erfolg er die Lombardenaktien-Konten revidieren werde. Die Bankwelt wurde nervös, indes trat bei uns im Amt der beratende Bankier-Ausschuß zusammen. Ein Bundesratsbeschluß kam darauf zustande, den der Herr Reichskanzler in einer „kaiserlichen Verordnung" an alle Zollabfertigungsstellen erließ, nämlich, daß sämtliche Lombardenaktien und Lospapiere unentgeltlich und ohne Folgen bezüglich etwaiger falscher Stempel in einer gegebenen Frist nachgestempelt werden.

Ich schüttelte den Kopf, wußte aber keinen Ausweg. Da kommt Hanke am nächsten Tage so gegen 10 Uhr ins Zimmer gestürzt: „Der Herr Chef!"

In dessen Arbeitszimmer steht der prominente Vertreter eines der angesehensten Berliner Bankhäuser. „Herr Dr. Pflug, bitte hören Sie, was Ihr Schützling, dieser Müller 3 oder 33 nun in Berlin angerichtet hat!" Ich wußte noch von nichts und vernahm unter scheinbarer erster Mitentrüstung: Der Kommissar hat sich über die kaiserliche Bundesratsverordnung des Herrn Reichskanzlers hinweggesetzt und ist dabei, an der Hauptzoll-Abfertigungsstelle hinter dem Gießhause mit einem Heer von Kriminalbeamten, mit Heraldikern der Reichsdruckerei auch noch, die Scharen von Kassenboten mit den Aktenbündeln Spießruten an langen Prüfungstischen vorbeilaufen zu lassen. Und damit nicht genug, er läßt Listen anfertigen; denn alle Stempel auf den Stücken mit kaum einer Ausnahme sollen falsch sein, wie die

Heraldiker sogar auch ohne Lupe sofort erkennen wollen.

Soweit der erregte Vortrag des bekannten Bankherrn.

„Was sagen Sie dazu als Sachberater für diese Dinge, Herr Rechnungsrat?"

„Ich werde sogleich hingehen; aber welche Erklärung gibt denn der Hauptzollamtsvorsteher, den ich als überaus gewissenhaft und praktisch halte?"

„Ja, der hat sich nach den Aussagen meines bewährten, seit 25 Jahren im Geschäft stehenden Kassenboten Meyer von diesem disziplinlosen Kommissar breitschlagen und nach einigen erfolglos verlaufenden Präluminarien das Zusammenrücken der Tische, die Okkupation durch Kriminale und Beamte der Reichsdruckerei gefallen lassen. Der Kommissar soll verwiesen haben, er kenne seit gestern abend die heute zur Ausführung kommende Bundesratsverordnung. Der Herr Reichskanzler habe nicht das Wort mehr darin; er als Hilfsbeamter der Staatsanwaltschaft allein habe alle Sicherung zu treffen, um das anhängige Monstreverfahren gegen Reichsstempelfälscher, deren Schlepper und etwaige Hehler in Gestalt der zur Abnahme der Falsifikate bereiten Banken zu sichern. Er beruft sich noch auf das Staatsinteresse! Bitte Euer Exzellenz, Staatsinteresse, wo dieses lediglich durch die Kaiserliche Verordnung vertreten ist, und nun in den gesamten Bankverkehr eine unerhörte Belästigung und Erschütterung gebracht wird."

„Herr Rechnungsrat, was sagen Sie dazu?"

„Herr Chef, ich bin nicht Kommissar Müller und weiß nicht, ob ich im Augenblick den genialen Gedanken gehabt und von seinem Standpunkt aus das Recht zur rechten Zeit so selbstverständlich unternommen hätte, scheinbar gegen eine Verordnung des Herrn Reichskanzlers. Er wird wohl wissen, was der Moabiter und Beuthener Untersuchungsrichter für Direktiven gab oder womit er befriedigt sein müßte; dann aber hat ja auch die Berliner Kriminalpolizei — wie ich von Herrn Oberregierungsrat Diterici weiß — ständig Krakauer Ersuchen auszuführen und, ob die sich durch die Bundesratsverordnung beschränkt fühlen ..."

„Davon ist gar keine Rede, Euer Exzellenz, ein Polizeibeamter lehnt sich gegen den Herrn Reichskanzler auf, so was hat es gottlob noch nie gegeben. Er wagt, in die ordnungsmäßige Abwickelung des Handelsverkehrs einzugreifen, wer weiß, was er nun wieder in Krakau und Podgorze anrichtet!"

Ich dachte mir: „Jud bleibt Jud! Bravo Müller III", sagte aber nichts mehr und fand doch beim Herrn Chef Verständnis, der mich entließ: „Bitte, prüfen Sie die Motive an Ort und Stelle, und sollte es sich herausstellen, daß auch der Herr Präsident der Reichsdruckerei sein Votum für Feststellung von Falsifikaten abgegeben hat, so lassen Sie diesen Kommissar machen, was er zu verantworten glaubt!"

Das war schön, und ich fuhr los. Richtig. Ein Betrieb, und selbstverständlich hatte auch auf Ersuchen des Kommissars der Chef der Reichsdruckerei seine helle Freude durch den Fernsprecher zu erken-

nen gegeben, daß endlich die galizische Fälscherzentrale entdeckt ist, und nunmehr dem leichtfertigsten Handel mit falsch gestempelten Aktien Einhalt geboten, dem Reiche zustehende Einnahmen wieder gesichert werden.

Zum ersten Male stand ich diesem Müller III gegenüber. Er führte mich von Tisch zu Tisch. Da saßen fünf bis sechs Heraldiker und schoben die Stücke weiter: „Falsch — falsch — falsch — falsch —, so ging die drei- bis vierfache Prüfung. Einmal auf die Merkmale hingewiesen, konnte auch ich echt und falsch meist sofort erkennen, schon an Farbe, Ausdruck, Fuscherei, Verwischung, daß ich der allgemeinen Entrüstung der Beamten angesichts der auf ihren Leinen- und Lederhüllen voll Aktien an den Wänden sitzenden Kassenboten ehrwürdigen Aussehens beipflichtete, wie nur die Berliner Bankwelt sich so beschummeln lassen und schummeln konnte, um die Stempel zu sparen.

Als ich ging, hatten die Listen der Falsifikate schon 6000 und mehr Nummern aufzuweisen, allerdings darunter 5er- und 10er-Stücke.

Die drei Spezialbeamten des Kommissars saßen am Quertisch, hatten den großen und den Nebenraum unter Augen und verglichen nun mit einem gewissen Jagdeifer die Nummern in den Falsifikatlisten, mit denen in den Listen der Banken in Oberschlesien und Berlin, die Lombarden- und Lospapiere eingeführt hatten; denn die bisherige Arbeit hatte bereits darüber ein stattliches Material zusammengetragen.

Es war so aufregend, kriminell, daß ich mich am

Aufspüren von Nummern hier und Nummern da beteiligte. — Unmöglich aber ein Erfolg: denn es gab Lombardenaktien 750 000. Da sah ich mal wieder in meinem Statistikeneifer die Macht der Zahl, die ohne ordnende Hand über den Kopf des sie meistern wollenden Menschen wächst und diesen verwirrt machen kann.

Uns allen wurde schwindelig, und ich wollte auch schon dem alten Artillerieunteroffizier mit dem dicken Schnauzer beistimmen: „Es geht nicht, Herr Kommissar“, als dieser die lakonische Bemerkung hinwarf: „Ich schaffe es. Weiter arbeiten. Hier bis 6 Uhr, dann in meiner Wohnung in Halensee.“

Am nächsten Tage steht Busse, ich hatte noch nicht mein Zimmer betreten, auf dem Korridor und soll mir von seinem Kommissar was zeigen. — Es war das Ei des Kolumbus, die Genialität des Kriminalisten, schrittweis durch logische Schlüsse über Nacht errungen. Die Druckerei A. W. Hayns Erben hatte ab 7 Uhr große, 60 cm lange und etwa 45 cm hohe, feste Blätter gedruckt, die so aussahen:

Bogen 1.

1	51	101	151	201	251	301	351	401	451	501	551	601	651	701	751	801	851	901	951
10	60	110													760				
20	70	120													770				
30	80	130							usw. bis 1000						780				
40	90	140													790				
50	100	150	200	250	300	350	400	450	500	550	600	650	700	750	800	850	900	950	1000

Bem. Die Skala gibt kein genaues Bild; denn es müssen natürlich in jeder Zehnerreihe nach unten jede Nummer

Platz finden. Die Zehner waren mit dickerem Strich versehen, so daß das Auge nach einiger Übung sofort die rechte Zahl fand.

Solche Bogen 750 an der Zahl. Je 1000 Blatt zusammengeheftet. Das letzte Bündel 50 Blatt stark. Nach eigener Eintragung auf dem Blatt 43 für 43—44 000 waren viele Nummern sowohl rot wie blau angestrichen. „Fantastisch", sagen jetzt die Berliner. „Ganz groß!"

Ein blauer Strich bedeutete, eingeführt bei einer deutschen Bank lt. Liste. *Ein roter Strich* als Falsifikat festgestellt und das Stück beschlagnahmt. Beweis ist damit erbracht, daß die betreffende Bank das Falsifikat aufgekauft hat.

Ich ging damit zum Chef, dem ich eingehend Vortrag hielt. Er sah sich den Bogen an und sagte: „Einfach, ganz einfach, aber ich habe nach Ihrem Anruf über die interessanten Zahlen-Vergleichsstudien nachgedacht. Ich fand keine Lösung." Auch ich konnte nur bestätigen, daß mein Nachdenken nicht zu einem Ergebnis geführt hatte.

„Und nun — so fragte ich —, was wird mit der Einziehung der horrenden Stempel-Steuer-Hinterziehungssätze, die schon jetzt in die Millionen gehen?"

„Ja, dem mosaischen Bankadel gestern schien etwas bänglich. Wollen sehen, wer stärker ist, der Kommissar, dem ich meinen ganzen Beistand leihe, oder die Bankwelt, die sich um die ein bis zwei Schlachtschiffe Müller III — nicht einmal Opfer, sondern Strafgelder — drücken will."

Ich komme nur noch zum Endergebnis der sich über $1^1/_2$ Jahre erstreckenden Erhebungen, bis es in Krakau zu den Verhandlungen kam, nachdem Frau Schenker vorher in Beuthen O/S abgeurteilt war, wie aus den uns zugegangenen Berichten bekannt wurde.

Der Kriminalkommissar hatte in Wien das Unmögliche möglich gemacht gegen Einspruch der dort vergeblich bemühten Stellen. Den zufällig das Verhandlungszimmer betretenden Börsenkommisssar interessierte er aber so, daß dieser fragte: „Herr Kommissär, wo wollen Sie bereits mit Ihren Eruierungen beginnen?“ „Bei der Landesbank, Herr Regierungsrat!“ „Da werden Sie Glück haben; ich stelle Ihnen den Spezialwachtmann aus der Begleitung Sr. Majestät unseres in Ischl weilenden Franzl, den ich grad beschäftige, zur Verfügung.“

Binnen zehn Tagen ermittelte der Kommissar 12 500 Stücke, die bei den Wiener Banken von den Krakauer Fälschern ohne Stempel aufgekauft waren; denn der Kaufpreis 12,50 M. weniger als die Notierung in Deutschland bewies das, ganz abgesehen davon, daß die Bankbeamten es bekundeten.

Weiter wurde nun bewiesen:

Waren heute in Wien die Stücke gekauft, so tauchten sie schon bei deutschen Banken nach drei bis vier Tagen, in Oberschlesien schon am zweiten Tage gestempelt auf.

Die Chefs der Wiener Banken waren selbst sehr interessiert, als der Beamte von Kaiser Franzl aus dem Fiaker die Listen- und Nummerbogen-Bündel nacheinander auf die Konferenztische packte und

nach den psychologisch wohldurchdachten Weisungen des Kommissars umständlich aufschlug. Dieser nahm dann einen Grünstift vom Schreibtisch des Bankherrn und suchte die erste Nummer von solchen Stücken auf, die die Bank an Abraham Anisfeld geliefert hatte, einige hundert oder auch mit der Zeit tausend an Zahl.

Alles stand gespannt um den Tisch. Da kam auf eine schon rot und blau angestrichene Nummer tatsächlich noch ein grüner Strich dazu; der erste Beweis war erbracht, daß die Galizier Stücke ohne Stempel gekauft, sie mit Hatz in Podgorze falsch gestempelt und gleich darauf in Deutschland verkauft hatten. Und dieser Beweis wiederholte sich ca. 12 500 mal, auf ca. 25 000 ermittelten Falsifikanten. Der preußische Kommissar bedankte sich bei den 12 bis 15 Banken und den Dienststellen, erstatte unter Lobspruch dem Herrn Statthalter Bericht und kam nach Krakau, wo der außerordentlich rührige polnische Staatsanwalt nach dem Material des eifrigen Untersuchungsrichters nun die Anklagen gegen acht bis neun der Täter erhob.

Was mir darüber bekannt wurde, könnte Bogen füllen: Ehe Kommissar Müller als Zeuge und Sachverständiger nach Krakau reiste, berief er in Gegenwart des beauftragten Sachverständigen, Bankier E. G. Kaufmann, alle Berliner Bankherren in den Sitzungssaal der Kriminalpolizei und eröffnete ihnen, daß, wenn sie keinen Vertreter entsenden, er zu gewissen Punkten nicht gerade für die Schuld der Bank aufzustehen brauche, doch in kitzlichen anderen

Punkten der Wahrheit die Ehre geben müsse; denn nur durch den sträflichen Leichtsinn der Banken sei das Millionenverbrechen zum Schaden des Reiches an zwanzig Jahre begangen.

Warum hätten die Banken in Frankfurt a./M. kein Falschstück genommen? Sie erkannten den Schwindel auf Grund der Unmöglichkeit in Rücksicht auf die Arbitrage.

Müller III hatte recht. Dramatisch gestalteten sich seine Vernehmungen vor dem Schwurgericht Krakau. Da saßen oben die Judenschicksen auf der Galerie und hinter der Schranke die polnischen Löckchenjuden.

Die fünf Richter, neun polnische und jüdische Rechtsanwälte, die Geschworenen und im Hufeisenraum die Angeklagten links, der Sachverständigentisch mit den Vertretern der österreichischen Äras rechts.

Er spricht von allem, was die deutschen Banken belasten könnte; denn die Verteidiger glauben hier ein Loch zu reißen für die Angeklagten. Da erhebt sich ein polnischer Anwalt, der vorher öffentlich erklärt hatte, er mache die Arbeit der Berliner nicht für eine Million, angesichts der tagelang erfolgten schlagenden Beweisführung an Hand der Listen und der dreifarbig angestrichenen Nummern mit Daten in den 750 Bögen. Mit großer Pose schleudert er etwas auf polnisch erregt in den Saal, so daß Galerie und alles vor mosaischem Freudengeheul tobt, dann wiederholt er in deutscher Sprache:

„Also Kommissaro Müllero, die Verbrecher hier und die Berliner Banken in einen Topf!“

Ernst sieht selbst der prächtige Landgerichtsdirektor und erleichtert sich: „Wir werden die Frühstückspause machen. Sind Sie dann bereit, Herr Kommissar?“ „Geht's nach mir, sogleich; aber unter zwei Stunden in einem Zuge mache ich es nicht, die letzte Klarheit zu geben, daß die Angeklagten nicht den Schein einer Entschuldigung haben.“ —

Das war eine Pause, in der man in die schönen Frühstücksläden am Ring angesichts der alten Tuchhalle und des goldumkränzten Turmes der Frauenkirche ging. Impulsiv stand es im Bericht; denn der Kommissar entpuppte sich darin als feuriger Novellist, so daß seine Arbeit von Hand zu Hand in unseren Büros ging. Dann kam der erwartungsvolle Augenblick: Müller III hob alles in Kenntnis der einzelnen Bankbetriebe, der Arbeitsteilung, des Desinteressements solcher Vorfälle im obersten Chefbüro, beim Generaldirektor erst recht, der, wenn schon, allein als Helfer mit angeklagt sein mußte, hervor. — Als er endete, war die Wirkung trotz der gegenteiligen Interessen der Jüdenschaft, der Angeklagten, der Anwälte so durchschlagend, daß alles klatschte und dem Kommissar erst recht zujubelte, als ihm Abraham Anisfeld aufstehend auf die Schulter klopfte und laut sagte:

„Herr Kommissar, wenn wird sein diese Sache aus, werd'n wr machen n' Geschäft auf. Soll'n sehn, das wird gehn!“

Und der joviale Rechtsanwalt rief auf deutsch:

„Da kommen wir neun Kollegen und machen seit vier Wochen einen Brand und jedesmal kommt Kommissaro Müllero als Freiwillige Feuerwehr und spritzt und spritzt!“

Als dieser eines Tages während der endlosen Plädoyers nach Hause geht, hört er die Worte auf der Straße:

„Heute werd'n se s' Geschäftje mit de Geschworne machen!“

So war es; der Staatsanwalt bekam Nachricht, daß die Bestechungsgelder für die Geschworenen bis auf solche für den Apotheker beisammen wären. Sollte die eine Stimme gegen die Angeklagten ausschlagen, so müßte sie die des Apothekers sein. In diesem Falle war ihm angedroht, daß sein Haus und Habe in Flammen aufgehen werde. Gleichzeitig sollte der Kommissar aus dem „Deutschen Hotel“, das gegen Podgorze hin lag, abends über die Grenze entführt und abgetan werden.

Es fand eine Besprechung aller maßgebenden Gerichts- und Polizeifaktoren in Gegenwart des Berliner Kommissars statt, der angewiesen wurde, eine Staatsdepesche an die Oberste Reichsbehörde zu geben: der Herr Reichskanzler möge von Reichs wegen um die Aufhebung des Krakauer Geschworenengerichts ersuchen. Dann wollte der Oberstaatsanwalt statt des Schlußplädoyers und der Urteilsverkündung das Verfahren aussetzen und nach Lemberg verlegen, wo eine Beeinflussung der dortigen Geschworenen nicht zu befürchten wäre.

Die Depesche ging ab. Sie platzte in meinen Nachmittagsdienst hinein. Ich war unschuldig, daß man in Krakau von Stunde zu Stunde bis über Mitternacht auf die selbstverständliche Rechtshilfe des Reiches in einer Sache für das Reich und zur Ausbrennung jüdischer Verbrecherpraktiken im Interesse aller Kulturstaaten bei den großen Kraftaufwendungen der polnischen Gerichts- und Polizeibehörden vergeblich wartete. Das Schlußplädoyer mußte stattfinden. Kriminalkommissar Müller erzählte mir später die peinliche Situation im polnischen ersten Hotel, in das er zu seinem Schutz umzuquartieren gebeten war, von der obersten Reichsstelle im Stich gelassen zu sein, während bei uns die Depesche zum Staatssekretär des Reichsjustizamtes und wohl auch in die Geheimtüren des ersten Bankberaters ging. Ein lehrreiches Geschehnis, wie Reichswürde und Volksschutzrecht nicht zu wahren ist.

Die Rechtsanwälte nutzten den Ausgang für ihre Leute, griffen den Kommissar noch an, daß er polnisch spreche und verstehe; denn er habe den „Wreschnia-Prozeß“ in der Sprachenverordnung gegen die preußischen Polen geleitet. Alles donnerte polnisch in den Saal, bis der Vorsitzende unterbrechend an den nichts verstehenden Kommissar die Gewissensfrage stellte, ob er in Wreschen zu tun gehabt und polnisch spreche oder verstehe. Dieser erklärte den Unterschied zwischen Politischer und Kriminalpolizei, und daß er bedauere, die schöne fließende Sprache des Landes nicht zu verstehen, die er im polnischen Theater an den genialen Königs-

dramen auf sich gefühlsmäßig habe wirken lassen. Ein Beifall ging durch den Saal, aber nun kam der bedeutendste national-polnische Rechtsanwalt Lewicki heraus, der später von seiner Klientin, einer russischen Spionin, kurz vor dem Weltkriege im Untersuchungsgefängnis, in das sie ihren Revolver eingeschmuggelt hatte, erschossen wurde. Den letzten Satz wiederholte er deutsch, nachdem der Vertreter des k. k. Ärars dem Kommissar zugeflüstert hatte, er spricht vom Alten Fritz:

„Die armen Juden hier auf der Anklagebank sind Verbrecher. Dem Kommissar ist es gelungen, den schlagenden Beweis zu erbringen. Sie müssen sämtlich schwer bestraft werden. Aber was haben diese hier anderes getan als Friedrich der Große, der mit falschen Silbertalern die armen Polen im Siebenjährigen Kriege betrogen habe. Der König erhielt deswegen den Beinamen ‚Der Große', worauf diese hier keinen Anspruch erheben!" —

Das war berechnet, das Nationalpolnische aufflammen zu lassen, unter dessen Hitze die Bestechung der Geschworenen für Uneingeweihte weniger deutlich wurde. — —

Nach der Pause verkündete der Obmann der Geschworenen den Freispruch aller bis auf den jüngsten Schlepper in ein oder zwei Fällen, der wegen Beihilfe mit einigen Wochen Kerker und geringer Geldstrafe verurteilt wurde.

Wer aber glaubte, in Galizien damals dem Rechte ganz ein Bein gestellt zu haben, irrte. Es erhob sich

der Vertreter des k. k. Ärars und verkündete vernehmlich den Beschluß der Obersten Zollbehörde:

Die freigesprochenen Angeklagten werden wegen Verbrechens gegen den k. k. Ärar fiskalisch wie folgt bestraft: Und nun hagelten die Höchststrafen von Abraham Anisfeld bis zum Schmeicheles. Es wurde die Unbrauchbarmachung der Formen, die Einziehung aller Materialien und die Einbehaltung der 350 000 Kronen verfügt.

Seitens Österreichs war die deutsche Finanzhoheit gerettet, und der Kommissar wurde vom Statthalter empfangen, der ihm eröffnete, er erhalte eine hohe Ordensauszeichnung, wie sie für seine Beamtenkategorie nicht üblich ist, er möge in Berlin auch seine Beamten nicht vergessen lassen.

Einer der denkwürdigsten Riesenprozesse war beendet, von dem die polnisch geschriebenen Zeitungen wochenlang aufsehenerregende Artikel und Bildberichte brachten. Die deutsch geschriebenen Zeitungen schwiegen sich aus. Juda schützte die Fälscher und die Banken, welche um die hinterzogenen Stempelbeträge und die dazu gehörigen Strafen herumkamen. Besonders ließ uns im Reichsschatzamt Bericht und Antrag des zuständigen Hauptzollamtsdirektors in Berlin aufhorchen. Da stand auf unsere Frage, welche österreichischen Beamten vom Statthalter angefangen, Gerichtspräsident, Untersuchungsrichter, Staatsanwalt, Polizeibeamten mit Auszeichnungen zu bedenken seien. Dann hatte der Kommissar seine zwei Kriminalschutzleute zum Allgemeinen Ehrenzeichen vorgeschlagen. Auf die

Frage an ihn seitens des Berichterstatters, was er für eine Auszeichnung für sich haben möchte, ergab sich folgendes Gespräch:

Der Kommissar: Welchen Orden würde er bekommen?

Der Berichterstatter: „Haben Sie schon den Kronenorden IV?" — „Nein." — „Dann werden Sie damit beginnen müssen." — „So, bei dieser Arbeit, und wo ich in Krakau entführt und totgeschlagen werden sollte?" — „Nun, ich werde den Roten Adler IV beantragen." — „Gut, aber wenn es nun statt dessen eine Geldremuneration gäbe, wie hoch?" — „Bei uns ist die höchste 500 M., ich werde aber 600 M. beantragen." — „Herr Direktor, versprechen Sie mir, wörtlich unser Gespräch in Ihrem Bericht an den Herrn Reichskanzler wiederzugeben!" — „Hier, meine Hand darauf!" — „So, schreiben Sie:

Kriminalkommissar Müller will weder eine Ordenauszeichnung, noch eine Gratifikation; verlangt aber als steuerzahlender Bürger Maßnahmen vom Reiche, daß diese Schweinerei aufhört!" — Da stand es! Erfolg: Der Herr Reichskanzler von Bülow verfügte nach sechs bis acht Monaten, als der Kommissar um in den Ruhestand zu treten, ein Jahr beurlaubt war, kurz bevor ich das Amtlich-zeitliche segnete: „Ich habe die Reichskasse angewiesen, dem Kriminalkommissar Waldemar Müller wegen Aufdeckung von Stempelfälschungen eine besondere Gratifikation von tausend Mark zu zahlen, womit

etwaiger Mehraufwand im Auslande gedeckt sein soll."

Es war diese annehmbare Form gefunden, eine Ordensauszeichnung bekam Kommissar Müller allein nicht; denn inzwischen tobte seine große Aufklärungsaktion in der hundertfältigen Betrugssache des Animierbankiers Siegmung Friedberg. Zehn Tage und zehn Nächte ununterbrochener Arbeit, bis, durch Depeschenkombinationen Friedberg und sein Kompagnon in London gestellt, sie dem Offenen Telegramm: „Kommissar Müller, Berlin, an Bankier Siegmund Friedberg, London" in der Daily Mail mit der Aufforderung zurückzukehren, bald der eine, später der andere, folgten. Auch hatte der Kommissar dem ihm zu verstehen gegebenen Wunsch nicht entsprochen, beide oder ein Auge in der Untersuchung gegen die Friedbergschen Schwindelgründungen, in denen Herrn mit Namen in Aufsichtsratsstellungen saßen, zuzukneifen. Er blieb selbst harthörig bei dem vom Bankier Kaufmann übermittelten Angebot, als Vortragender Rat ins Finanzministerium berufen zu werden, verharrte auf dem Posten als Hilfsbeamter der Staatsanwaltschaft und als Mitarbeiter des Untersuchungsrichters, die seiner Initiative mit Eifer folgten.

Die „Blauen Blätter" vom Ilgenstein brachten einen dramatischen Bericht; denn der Kommissar nahm schließlich die Flucht in die Öffentlichkeit und betätigte eine ungewöhnliche Verantwortungsfreudigkeit, von welcher nötigen Amtspflicht ja gerade

in diesem Teile meine „lebendige Volks- und Geschichtskunde" sprechen wollte.

Die „B. Z. am Mittag" schrieb auf der vorderen Seite in Aufmachung:

Kriminalkommissar Müller
demissioniert.

„Ich habe soeben den Herrn Polizeipräsidenten von Berlin um meine Entlassung aus dem Staatsdienst gebeten.

Die Gründe liegen in der unüberwindlichen Pflichtenkollision zwischen Disziplin und sachlicher Verantwortung. Seit Jahren habe ich versucht, einen Ausgleich zwischen diesen Pflichten zu finden. Ich habe gekämpft und gekämpft. Jetzt schreit eine Stimme in mir auf:

‚Löse dich aus diesen unerträglichen Fesseln und mache dich frei!'

Ob die Festnahme Friedbergs heute oder morgen erfolgt, diese Frage muß zurücktreten, wenn es sich darum handelt, dem deutschen Volke zu dienen!

Berlin, den 17. Februar 1908.

Waldemar Müller,
Kgl. Kriminalkommissar."

Und dieser Kommissar hatte gegen das heimliche Verbot des preußischen Eisenbahnministeriums die Aufführung seines „Lokomotivführer

Claußen" im Friedrich Wilhelmstädtischen Schauspielhause durchgesetzt, dessen tobender Erfolg, sich von Akt zu Akt steigernd, ich miterlebte. Die Zeitungen berichteten von einem bedeutenden Erstlingswerk des Kommissars, der „wieder ganz gesund" in der Direktionsloge saß und sich immer wieder auf der Bühne verneigte.

Nach dem Kriege, wohl im Jahre 1925 lese ich ein Plakat in Weißbachtal:

Oberschreiberhauer Mysterium von Rubinglas.
Maria von Gitschina.
Uraufführung.

Ich erlebte auch dieses Ereignis. — Nach der Aufführung, als das Publikum, ergriffen vom Schluß in den Schneegruben: „Seh ich den Kelch von Rubin ...", das Kurtheater verlassen hatte, trat ich an den ehemaligen Kommissar für Bank- und Börsensachen heran und fragte, ob er mich kenne, mein Name: „Dr. Pflug." — „Nein! — Halt, haben Sie nicht im Eckzimmer, da in der Wilhelmstraße, Reichsschatzamt unter von Bülow gesessen?" — So fanden wir uns und sprachen von des Reiches Herrlichkeiten, vom Krieg, von meinen Friedensresolutionen und vielen Aufzeichnungen, die er allein mit Leben wohl mal erfüllen könnte; es auch zusagte. Ich verehrte ihm die vier Hefte:

„Gegen den Strom"[1]

Aus 103 Aufsätzen wiederhole ich die Kerngedanken zum Schluß; denn nie darf in Wahrheit suchender Zeit die Stimme eines aufrechten Mannes vom Zeitgewissen verschlungen sein!

Wer die Aufsätze liest, wird zur Überzeugung kommen, daß an vielen Stellen des Staats- und Gesellschaftslebens die bessernde Hand angelegt werden muß, daß man an den maßgebenden Stellen sich zuweilen großer Sorglosigkeit über die Geschehnisse hingibt und den einzelnen Vorgängen nicht mit der Aufmerksamkeit und dem Ernste folgt, wie solches im allgemeinen wenigstens bei unseren leitenden Staatsmännern vorausgesetzt werden muß. Namentlich mahnte ich zu größerer Sparsamkeit im Staatsbetriebe, warnte davor, den Begehrlichkeiten einzelner Volksklassen gegenüber eine zu große Nachgiebigkeit zu zeigen, betonte die persönliche Verantwortung des Einzelnen für das eigene Wohlergehen, legte Verwahrung ein gegen Eingriffe der Staatsregierung in das Selbstverwaltungsrecht der Gemeinden, wies die hier und da sich breit machende Überschätzung von Staatsmännern und einzelner Volkskreise zurück und gab nützliche Anregung für

ein politisches Lese- und Lehrbuch.

Wer Politik treiben will, muß sich dazu ebenso wie für andere Berufe besonders vorbereiten, muß

---

[1] Deutsche Zeitungs-Verlags-Anstalt A. G., Berlin S. W., Dessauerstraße 17 - 1908.

vor allem lernen, politisch zu denken, objektiv zu prüfen und zu urteilen. Auch für die Politiker gilt das Wort: „Viele sind berufen, wenige aber auserwählt." Dies will heißen, daß verhältnismäßig wenige von den Abgeordneten wirklich berufene Politiker sind, die, ausgestattet mit dem erforderlichen staatsmännischen Wissen und praktischen Erfahrungen im Staats- und Volksleben, über das Wohl und Wehe des deutschen Volkes mit Einsicht und Verständnis beschließen können. Was schwingt sich da manchmal als Volksvertreter empor! Man merkt es an ihren Früchten, an ihren Reden und sonderbaren Vorschlägen, die eine klaffende Unkenntnis unserer staatsrechtlichen Verhältnisse verraten.

Was von den Abgeordneten gilt, trifft ebenso sehr auch für manche der leitenden Staatsmänner zu. Es befremdet zuweilen, daß von ihnen heute diese, morgen die entgegengesetzten Grundsätze vertreten werden und sich bei ihnen nicht selten ein großer Mangel an Kenntnis tatsächlicher Verhältnisse bemerkbar macht.

Unter dem Wahlspruch:

„W o e i n W i l l e i s t, d a i s t a u c h e i n W e g"

suchte der letzte Reichsschatzsekretär die unter seinen Vorgängern verfahrenen Reichsfinanzen zu ordnen. Gleichwohl ist auch er nach viereinhalbjährigem Bemühen gegangen, ohne die sich gestellte Aufgabe zu erfüllen. Die Finanzlage war nur noch schlechter geworden. So sieht es mit der Kunst und dem Kön-

nen mancher Staatsmänner aus: „Große Worte und nichts dahinter!“

In dieser sprechenden Tatsache allein liegt auch für mich eine volle Rechtfertigung meines mir verübelten Vorgehens, indem ich mich für berufen hielt, weil es kein anderer tat, auf die Trostlosigkeit der Reichsfinanzlage zeitig hinzuweisen.

Herrn von Stengel, auf den der Kaiser als Staatssekretär des Reichsschatzamtes große Hoffnungen gesetzt hatte, hat dasselbe Schicksal ereilt, das er wenige Monate vor seinem Abgange mir zufügte, indem er ohne ein Wort der Anerkennung mich aus meinem Wirkungskreise scheiden ließ. — Das ist

die Disziplin der höheren Vorsehung.

Gute, gesunde Lebensgedanken und ehrliches Wollen brechen sich endlich doch Bahn. Wenn nicht schon heute, dann sicher morgen. Es ist gewiß leichter, mit dem Strom zu schwimmen. Man erreicht gewöhnlich glatt sein Ziel, aber das Ziel geht doch dabei im allgemeinen bergab. Der Einzelne, der so schwimmt, verschwindet dann meist in dem breiten Ozean, wo er, an Widerstand nicht gewöhnt, rettungslos von den anstürmenden Wellen in die Tiefe gezogen wird. Wer aber gegen den Strom zu schwimmen lernt und sich allen Gewalten zum Trutz zu erhalten weiß, muß Hindernisse überwinden. Dadurch wird seine Energie für das Ganze gestärkt und das Ziel, nach dem er strebt, ist ein ungleich wertvolleres für die Allgemeinheit.

Man arbeitet sich auf die Bergeshöhe hinauf, wo freie Luft weht, man fühlt sich über den Wassern und lächelt über die armseligen Seelen, die sich willenlos und kampflos von den Wellen hinabtreiben lassen, wo kein Mensch mehr nach ihnen sieht.

Gegen den Strom!

Mit Mut und Entschlossenheit, das Ziel fest im Auge, sei das Zeichen für alle diejenigen, die mit mir ankämpfen wollen gegen die Versumpfung unseres staatlichen und gesellschaftlichen Lebens. Wer mit mir die Kämpferbahn einschlagen will, muß bereit sein zu kämpfen gegen Unvernunft, Unwissenheit, Vorurteil, Unentschlossenheit, Gleichgültigkeit, Anmaßung, unnötige Verschwendung, Gewissenlosigkeit und vieles andere, was heute

„der Strom der Gesellschaft“

mit sich führt, unser Volk vergiftet, degeneriert und den Bestand des deutschen Reiches gefährdet.

Frei sei der Mann, frei sein Wort
und mutig sein Handeln. Nicht mit
dem Strom, sondern gegen den Strom
für Kaiser, Reich und Volk.

Berlin, den 27. Januar 1908.

Dr. August Pflug.

X. SCHLUSS

Zur persönlichen und organisatorischen Einfachheit zurück

Wenn das Essen um des Essens willen, wenn ein organisatorisches Staats- oder Wirtschaftsgebilde um dieser Organisation willen in einseitiger und penibler Weise Selbstzweck geworden, hat Mensch, hat Staats- oder Wirtschaftskörper zu leiden.

Der Mensch esse wohl mit Appetit und, wenn er sich's leisten kann, mit geschmackvoller Zubereitung und Anrichte; das üppige Schmausen, wie es besonders auf Pflichtgesellschaftsdiners in Offiziers- und höheren Beamtenkreisen in Nachäffung der Bank- und Industriekapitäne, sowie in Großkaufmannshäusern gang und gäbe war, aber auch in einfacheren Lebens- und Berufsverhältnissen zur Gewohnheit geworden, war volksunmäßig und Entartung.

Ich will nicht aus diesem Leben scheiden, ohne einige Rückblicke in Jugend und Vaterhaus zu werfen, um mich selbst und viele mit mir zu erinnern, daß es sich in Bescheidung wie unsere Vorderen auch leben und arbeiten läßt. Der Deutsche kehre zur Einfachkeit zurück. Es wird ihm ja auch nicht

schwer gemacht, weil Hungerblockade im Weltkriege, Dawes- und Joungplan als Schmalhans Küchenmeisterei grassierten. Die wirtschaftliche Druckpumpe seit Versailles auf unseren Lebensstandart hat sobald auch noch nicht aufgehört.

Unser Erlebnis in den Kriegsjahren und Jahren der Unehre hiermit vorausgenommen, übersehe ich von meinem Häusl unter dem Hochstein gegen Morgen und Mittag Tal und Bergkamm, weiß von der Bescheidung der noch in ihrer Väterei wohnenden kleinen Bauernwirtschafter, der im Wiesen- und Buschbereiche spärlichsten Kartoffel- und Haferanbau treibenden „Häusler".

Je mehr wir, die uns ein größeres Maß am Lebensanteil des deutschen Volkes aufgerüttelt oder halb voll geschüttelt ist, zur Einfachheit zurückfinden, um so eher wird dieser ausgleichende Besitz im kleinen die Spannungen mindern. Das sieht man erst im Alter ein, das im Volksganzen nicht geringschätzig gewertet werden sollte; denn mit Rückblicken bis in die Jugend weitet sich auch der Blick in die Zukunft, so daß das Alte jung bleibt und sich verjüngt für die Jugend. Diese lebt zwar in ihre Zeit hinein und ist unser Verdränger, aber sie macht Fehlschlüsse aus Mangel an Erfahrung.

Meine Eltern führten einen überaus einfachen und sparsamen Haushalt. In unserer Wohnstube stand weiter nichts wie ein Tisch, einfache Stühle, eine Bank, ein Schrank und eine „Britsche". Zwischen zwei Fenstern nach der Straße hing ein kleiner

Spiegel. Die Wände wurden alljährlich vor der Kirmeß getüncht, um den Fliegenschmutz zu überdecken. Der Fußboden war „Östrich“, erst später erhielten wir Dielung. Vorhänge gab es nicht. In einer Kammer daneben standen zwei Betten, eins das „Himmelbett“, in das wir Kinder vom Himmel fielen. Von der Kammer ging es in die Küche. Sie hatte kein Fenster, sondern nur noch eine Tür zum Hausflur, von wo eine Klappfalle zur Kellertreppe führte. Die Küchenwände waren pechschwarz und wurden zu meiner Zeit nie geweißt. Von hier wurde der Kachelofen in der Stube geheizt. Durch weiten Schornstein zog der Rauch um Schlachtewürste, Speck und Schinken ab. Eine sogenannte „Gute Stube“ gab es nicht, sondern nur eine Stube oben, wo die Großeltern ihr Alteil genossen, mit zwei Betten, einem Schrank und einem Koffer als Mobiliar. In einer alten buntbemalten Lade bewahrte Vater seine Wertsachen auf, und war ich einmal Zeuge, wie er Talerrollen einschloß und auf einer kleinen Goldwaage das Goldgewicht eines Dukaten auf Vollwert prüfte, denn Abfeilen von weichem Golde kam vor. Eine landwirtschaftliche Maschine hatten wir nicht, und das Futter für die Pferde wurde auf der alten Futterbank mit der Hand geschnitten. Dazu gab es damals besonders geschickte Futterschneider, die mehrere Wochen hintereinander bei den Bauern auf Vorrat schnitten.

Mein Vater trug bis an seinen Lebensabend den blauen Bauernkittel, aus eigens in der Wirtschaft hergestelltem Leinengarn gewebt. Dieser Kittel

hatte oben eine Öffnung, durch die der Kopf gerade noch hindurchgezwängt werden konnte. Auch im Winter legte er den Kittel nicht ab. Er trug dann unter ihm eine gestrickte Jacke. Einen Überzieher hat mein Vater nie getragen. Ein solches Kleidungsstück hielt er für ganz überflüssig. Sonntags und alltags band er um den Hals — ob heiß oder kalt — ein seidenes schwarzes Tuch aus Taftgewebe, vorn in einem festen Knoten. Im Winter noch einen Wollschal, dazu wollene selbstgestrickte Muffhandschuhe, die, wenn sie entzwei gingen, mit leinenen Flicken ausgebessert wurden. Er trug niedrige Schuhe, die vorn mit ledernen Riemen zusammengebunden wurden; Sonntags zur Kirche oder über Land Schaftstiefel aus Rindsleder mit Eisen beschlagenen Absätzen.

Eines Stockes bediente er sich beim Gehen selten, hatte er einen bei sich, so trug er ihn meist unter dem Arm gesteckt. Das Geld hatte er lose in der Hosen- oder Westentasche, meist nur wenige Groschen.

Einen Hut hatte mein Vater nie; stets nur eine Mütze. Ein alter Zylinder war Familienerbhofbesitz, inwendig mit buntem Kattun ausgefüttert. Nach oben zu hatte er einen durch Schnurvorrichtung abgeschlossenen Raum, in dem allerlei unterwegs aufbewahrt wurde, meist ein großes, ellenlanges Taschentuch. Das so ausgestattete Familienstück durfte nur hervorgeholt werden, wenn mein Vater mal als Leichenträger für einen aus der Nachbarschaft verstorbenen Bauern gebeten wurde. In den langen

Ruhezeiten diente die innere Rundung zuweilen als Rotunde für übermütige männliche Mäuse oder als Wochenbett der angelockten Mäuseweiblichkeit.

Sonntags holte mein Vater gewöhnlich den schwarzbraunen Rock mit langen Schößen und engen Ärmeln hervor. War solch Rock nach langer Bewährungsfrist abgetragen und glänzend geworden, so wurde er auseinandergetrennt, das Zeug umgewendet und mir daraus eine Hose und Jacke verabfolgt, die einen Mangel hatten, daß sie leicht platzten. Wir Kinder hatten keinen Mantel und trugen meist Holzpantoffel, wenn wir nicht barfuß liefen.

Ebenso einfach wie mein Vater kleidete sich meine Mutter. Röcke aus selbstgesponnenem Wollgarn, Jacken und Mantel aus Kattun, Hemden aus unserem eigenen Leinengarn. Schmuckgegenstände war ihr etwas ganz Unbekanntes. Solchem Zeuge wehrte sie ab. Sonntags trug sie ein ganz einfach gemachtes wollenes Kleid und legte ein schwarzes Umschlagtuch um. Am liebsten ging sie ohne Kopfbedeckung. An der Hand trug sie Fingerhandschuhe.

Unser Essen bestand im wesentlichen nur aus dem, was Wirtschaft und Garten hervorbrachten. Aus Mehl, Kartoffeln, Eiern, Milch, Butter, ferner aus Erbsen, Bohnen, Linsen, Möhren, Mohrrüben, Kopfkohl, Grünkohl, Speck wurde eine Anzahl höchst geschmackvoller Gerichte hergestellt. Sonntag gab es frisch geschlachtetes Schweinefleisch, eines Wochentags geräuchertes. Sonst wurde nur noch Kaffee, Zucker und Gewürz gekauft. Sauerkohl wurde reichlich eingemacht. Wir lebten also fast vege-

tarisch, und wie wurde dabei gearbeitet. Abends gab es stets Pellkartoffeln mit abgesahnter dicker Milch, ein Gericht, das heute meist als Schweinefraß zurückgewiesen wird. Wir schlachteten das Jahr zwei bis drei Schweine. Wurst und Schinken wurde den Arbeitern und Gästen verabfolgt. Die Kinder bekamen nur Sonntag abend im Winter ein Stück Wurst. Wenn das Pfund Butter unter 60 Pfennige fiel, aßen wir sie selbst. Wir saßen mit den Dienstboten und den Arbeitern an einem Tisch. Sie blieben meist lange bei meinen Eltern und wurden zur Familie gerechnet, langten auch aus einer Schüssel oder Milchsatte, wenn solche auf den Tisch kam.

Dies und anderes mehr zeigt eine alltägliche Lebensweise, wie sie sich wohl aus Altväterszeit auf unserem Hofe vererbt hatte. Nicht, daß ich mit dem Erinnern sagen will, wir müssen zur Vaterzeit zurück; jede Zeit hat ihr Kleid und das eine paßt nicht für alles und alle. Der Wunsch jedes Menschen ist darauf gerichtet, behaglich und zufrieden zu leben; aber dieser Wunsch wird bei vielen so selten erfüllt, weil sie schlechte Lebensgewohnheiten haben, die sie nicht erkennen, und wenn auch, nicht abzulegen sich bemühen. Sie leben daher von Tag zu Tag unbehaglich weiter, als daß sie die schlechten Gewohnheiten sich abgewöhnen.

Gute Gewohnheiten annehmen und sich täglich befleißigen, seine Gewohnheiten zu verbessern, darin liegt des Lebens Kunst. Man kann es in dieser Kunst zu solcher Vollendung bringen und damit sein Leben

behaglich gestalten, zufrieden und glücklich gerade auch in einfachen Verhältnissen leben.

Gewohnheit wird zur Tugend oder Untugend. Solch Sprüchlein stehe in jeder Schulstube und in Schankstätten sei sein Anschlag obligatorisch. Eigene Erfahrung und Selbstanwendung dessen, was wir an der Zufriedenheit anderer wahrnehmen, führt zur Vermehrung unseres Glückgefühls; aber wie häufig bedarf es eines Anstoßes, eines mit der Nase daraufgestoßen Werdens, um mit Annahme tugendhafter Gewohnheiten uns zu veredeln.

Die Einfachheit des Lebens — das habe ich beobachtet — ist schon Zufriedenheit! Alle wahrhaft großen Männer sind genügsam, Parvenüs protzen. Diese Einfachheit ist nicht nur der Gegensatz von Schwelgen, von Völlerei, sie ist mehr, sie hat eine idealere Grundlage, sie liegt im Bewußtsein, etwas zu entbehren, was man nach Lage seiner Verhältnisse genießen könnte, was andere in gleichen Verhältnissen genießen. Der Grundsatz meines Vaters lautete:

„Kaufe nicht das, was du brauchst, sondern nur das, was du nicht entbehren kannst."

Diesen Ausspruch hörte ich oft. Er regte damit Prüfung und Unterscheidungsvermögen an, ob ein Wunsch wichtig und zu verwirklichen war. Vergegenwärtige ich mir die große Einfachheit in der gesamten Wirtschaft meiner Eltern, so muß ich sagen, daß dieser Grundsatz mit einer Konsequenz durchgeführt wurde, wie kaum irgend wo, und um dieses Grundsatzes wegen mußte ich ausführlicher

von uns erzählen. Alles wurde bis aufs äußerste aufgebraucht, Schadhaftes bis zum Verschleiß selbst ausgebessert, das zeigte sich auch beim Pferdegeschirr. Es gab kein Gerümpel. Als meine erste Frau mal in der Küche etwas bereiten wollte, fand sie nur eine Bratpfanne, zwei Kochtöpfe und einen Kaffeekessel vor. Mein Vater kaufte nie auf den zahlreichen Auktionen, um nicht Unnötiges nach Hause zu bringen. Hatte er ein Stück Vieh oder einen Posten Getreide verkauft, hieß es nicht:

„Was kaufst du dir dafür,"
sondern er trug alles in die Lade und waren 100 Taler oder mehr aufsummiert, legte er das Geld auf Hypotheken an, lieh es auch ordentlichen Leuten gegen 5%.

Wenn ich jetzt an meinem Ruhesitz auf der roh gezimmerten Birkenholzbank in meinem hochaufsteigenden felsigen Waldgrundstück sitze, Bienen die Blütenkelche absuchen, sonst alles still und einfältig um mich her, taucht Sollstedt, das Land der Jugend näher noch in weniger materiellen Einzelheiten vor mir auf. Wer hat mir denn die unaussprechliche Ehrfurcht vor der Natur und ihrer Einheit mit Mensch und Tier, Baum und Pflänzlein beigebracht, daß ich im Schweigen ihrer aller am freudigsten mich hingebe? Es ist der eine Stumme, den es in unserem Dorfe gab. Er hieß Bierend und war ein Weber. Ihn sah ich als noch kleines Kind im Frühling mit Maiblumen, die es in unserer Nähe nicht gab, schon in aller Frühe heimkehren, stand einmal ganz früh auf

und folgte ihm. Nun wußte ich es, er holte sie aus tiefer Waldeinsamkeit, nicht weit von einem Quellgrund her. Er sah mich am Gebüsch stehen, gab mir aus seinem Strauß, und wir wurden gute Freunde. Ich begleitete ihn öfter zu allen Jahreszeiten. Da zeigte er mir jede Pflanze, jeden merkwürdigen Baum und suchte sich verständlich zu machen. Wo ein Hasenlager war, ein Reh seine Fährte gezogen, besonders wo es Blumen gab und im Gestrüpp Vogelnester, da führte er mich hin. Am Tannenwald, auf der einen Seite von Buchen umsäumt, waren Nester von Schwarzdrosseln. Er zeigte mit unbeschreiblichen Gesten hin und suchte mich auf ihr melodisches Flöten aufmerksam zu machen, indem er an seinen Ohren rüttelte und mir zu verstehen gab, daß er höre. Und nun kenne ich in meiner Wildnis, den „Pflugschen Naturschutzpark", jedes Nest, kenne im Umkreis jeden Vogel und seine Stimme. Molch und Blindschleiche, viele Käferarten. Den Ameisenhügel suchte der Stumme in seinem verschwiegenen Naturheimgarten aufzufinden. Kam etwas Seltenes vor, dann nahm sein Gesicht einen Heiligenschein an, wenn ich ihm dankbar in die Augen schaute. — Als ich nach Jahren — längst im Amt — nach Sollstedt kam, wies er mit der flachen Hand nach unten und dann nach seinem Waldrevier hinüber. Ich verstand. Denke ich an ihn, so ist mir immer, als sähe ich ein stummes Glöcklein vor mir, das nur den unhörbar feinen Klang einer tiefen Seele, eines innigen Gemütes verrät.

Ein anderer Freund meiner Kindheit war unser

Honigvetter Bergmann; er wohnte neben Vetter Demme und hatte einen ansehnlichen Stand Bienen an der Hinterfront des Hauses, Garten und Sonne zugewendet. Mit Bienenkappe und Handschuhen hantierte er in meiner Gegenwart, bis einmal ich mit einem Stich in der Schläfe und dicker Geschwulst heimlief. Auf ein Stück Scheibenhonig hatte ich es abgesehen und bekam auch eins, als ich die Auswanderung eines Bienenvolkes, im Rasen liegend, sah, das sich über mir im Blütenschnee des Apfelbaumes wie ein Beutel verhing. Ich rannte, was ich konnte, und holte Vetter Bergmann, der das ganze Völkchen mit dem Handfeger in einen mitgebrachten Bienenkorb strich.

Da war noch der Vetter Simon, dessen Sohn bei uns Maurerarbeiten verrichtete, während er unser Garn zu Leinewand verwebte. Im ganzen Dorfe gab es keinen Weinstock als an der Südseite seines Hauses, der schwarze Trauben trug, die für mich sauer waren. Einmal langte er mir einige vom Fenster her für meine Mutter und, als ich davon naschte, waren sie wirklich sauer.

Vetter Demme machte mit seiner Familie bei uns Feldarbeit, war Schnitter und Drescher. Er besaß nur eine sogenannte „Heitersattlerstelle". Ehe er bei uns antrat, hatte er schon einige Stunden am Webstuhl gesessen. Ein Fleiß bei ihm und bei seiner Familie! Zum zweiten Male heiratete er und bekam ein Töchterchen. Als es konfirmiert wurde, und ich von Stade her ein goldenes Kreuzchen mitgebracht hatte, händigte mir der alte Demme eine Schlagwurst aus und versicherte mir mit leuchtenden Augen, er habe für sein Lott-

chen 300 Mark auf der Sparkasse. Das war der ganze Überschuß aus arbeitsamem Leben einer ganzen Familie.

Vom grünen Sofa am Ofen in meiner Bücherstube wandern wohl auch die Gedanken zur Frau Döring zurück, deren Liebling ich war. Eine Arbeitersfrau, die Essen und Trinken aufs Feld brachte. An einem meiner Geburtstage kam ich mit meinen Eltern hinaus, da lief sie mir entgegen und hurtig hatte sie einen Strauß von Feldblumen um meinen linken Arm mit einem blauen Bändchen festgebunden. Sie sang dabei eine Weise:

„Als ich des Morgens früh aufstand,
hört' ich ein Glöcklein läuten,
da dacht' ich wohl in meinem Sinn:
was hat das zu bedeuten?"

Der Frühstückskorb mit frischem Kuchen wurde ausgepackt, und mein Vater drückte ihr den wohl eigens mitgebrachten harten Taler in die Hand. Das hatte was für die arme Frau zu bedeuten.

Und es taucht noch die alte Becken vor meinem auskramenden Geiste auf: Ihr Mann hatte sich dem Trunke ergeben und mißhandelte sie. Da hielt sie sich den ganzen Tag über im sogenannten „Kaisersloch" auf, ein romantisches Stück Erde, wie es sich kein Einsiedler schöner wählen konnte. Der Grund war steiniges Land, in seiner Tiefe etwas sumpfig, die Höhenränder mit Heckengestrüpp überzogen. An diesem Stückchen Besitz unseres Schwagers Schulze, das er der alten Becken frei überlassen hatte, arbei-

tete sie auf eigene Faust, um es für sich urbar zu machen, und hatte wirklich mit zäher Ausdauer ein schönes Eckchen Kartoffelland in Blüte. Nebenbei erntete sie etwas Linsen und Hafer. Meine Eltern und unsere Mädchen überließen mich Kleinsten diesem Mütterchen; denn in jener Zeit wurden alle Hände auf der Feldflur gebraucht, die bei der Gemeinheitsteilung der sogenannten „Separation" meinem Vater nach der Neuordnung unerfreulich zugefallen war. Die Becken wußte nichts besseres zu tun, als mich in ihrem Korb auf ihre „Kultur" mitzunehmen. Das war aber nicht so, sondern im Korb las sie unterwegs auf der Chaussee fleißig die vielen schönsten Pferdeäpfel auf, denn damals ging noch bei uns dauernd der ganze Frachtverkehr Halle—Kassel vorbei. Wagen an Wagen hin und her, manchmal acht bis zehn Pferde im Vorgespann. Immer wieder mußte ich aussteigen. Weicher wurde meine Sitzgelegenheit, über die die Alte sorgsam die mitgebrachte dünne Strohschicht stets wieder breitete. So kann man von mir Bauernjungen sagen, er ist auf dem Mist gewachsen! — Das „Kaisersloch" war für mich „Heiliges Land" geworden, und wenn ich später nach Sollstedt kam, ging ich hinaus. Das letzte Mal als ich kam, lag es wieder so wüst und überwuchert da, wie damals als die Becken es in ihre Hut nahm. Es war nur noch der von Steinen geschichtete Herd, auf dem sie ihren Topf Kaffee wärmte, zu erkennen, sonst nichts mehr von ihrer Kulturtat im kleinen. Aber eins sah ich noch vor mir, ihr verhutzeltes, braunes Gesicht und den gebeugten Rücken. Wieder hüpfen

nun die Vöglein zwischen den Zweigen des Gestrüpps durch; bauen ihre Nester und ein Hase scheucht auf da, wo er ganz sicher ist.

Mein Vater war ein nachhaltiger Kulturerschließer auf seiner Ackerflur. Die Separation hatte ihm auch abseits liegendes Land zuerteilt, das als das schlechteste Stück Land galt, weil es am Bächlein „Friede“ lag und sumpfig war; denn wir Kinder holten uns von dort Rohr zu den Flitzbogen für unser Armbrust-Königschießen. Vater verwandelte das ganze Stück durch einfache Dränage in vorzügliches Weizenland. Ein anderer Schlag hatte ebenfalls bis dahin keinen Ertrag gebracht; denn es war über und über mit Kalkfeldsteinen besät. Das anstoßende Teilstück war feucht und von Lattich überwuchert, daß die Früchte darunter stickten. Dies wurde auch trocken gelegt und das andere von allen Steinen abgelesen, wobei die Schulkinder für 20 Pfg. den Nachmittag nebst Beköstigung eifrig halfen. Die Folge dieser Kulturarbeiten nach Düngung waren gute Ernten von Roggen, Hafer, Kartoffeln und Espersette. Fünf Jahre stand diese Fruchtart hintereinander; ich weiß es, weil ich im Herbst auf dem Kleeland die Kühe hütete, und der Gemeinde-Gänsehüteplatz nicht weit war, wo Gänsejungen und Mädels im Bächlein badeten und dann harmlos nackend durch die Gänseherden tollten.

Ein Faktotum, der alte Ostermann, fällt mir noch ein, der es von der Becken abgesehen hatte. Er siedelte ganz am Berge über und machte wüstes Land urbar, pflanzte dort Kirschbäume, von denen heute

nur noch vergrämte Reste aus Gestrüpp aufragen. Die Fichten dagegen, die er anpflanzte, sind zu hohen Bäumen geworden.

So steht der Mensch und geht ohne Spur; es bleibt nur von seiner Hände Werk Natur. Es bleibt der ewige Strom, der alles, Tier, Mensch, Halm und Baum verbindet. Mir ist in neuer Zeit mit ihren neuen Kräften so, als habe auch im Wirtschaftshaushalt der Natur jedes Ding und Dingchen seinen Mechanismus, dessen Empfänger, elektrisiert, sich auf seine Wellenlänge einstellt.

Und da ist der eine größte Sender, das ist im Kleinen, das ist im Größten der liebe Vater, den unsere nordischen Väter besser kannten, als wir im großen Strom zu Tal und in der Ebene, wo die Backsteinhäuser stehen. Mir ist dieser unser Vater nahe in der Einfältigkeit meines stätig gewordenen Lebens, nicht ein gewohnheitsmäßig modern oder klug sich gebender Begriff für die beseelte Natur.

Wie des Einzelnen Zufriedenheit nicht bedingt ist vom guten und üppigen Leben, vielen Genüssen in der Hast des Augenblicks mit nachfolgender Krankheit und Kur, mit Langweile und Übersättigung, die Blasiertheit schafft, Begierde auftreibt und tötet, so bleibt die Frage:

„Was macht ein Volk zufrieden?“

Im Einzelleben führt Einfachheit zur Freiheit, und Freiheit ist die Grundlage der Volkszufriedenheit, „seines Glückes Unterpfand“.

Der Friede untereinander im Volke ernährt, Unfriede verzehrt.

Die beste Politik ist die, die so den Frieden unter den Klassen herzustellen strebt. Ganz aufheben, außer nur in äußerlicher Gesetz-Gleichmachung, wird sie ihn kaum je, dazu ist der Wesensgrund der Menschen, seine geistige Höhe oder Tiefe zu unterschiedlich.

Was macht unzufrieden? Es sind Zündstoffe, die immer wieder die Zahl der Feinde der bestehenden Gesellschaftsordnung mehren und die nationalen Kräfte zersplittern. Sie erweitern, sie reißen Klüfte auf auch da, wo keine bisher wahrzunehmen waren, wo tatsächlich keine sind und nur künstlich auf der einen und durch sorglose Unverständigkeit auf der anderen Seite erzeugt werden.

Einseitigkeit, Parteinahme, Bevorzugung bis zur Ungerechtigkeit und zum Unrecht, zur Zurückstoßung und zum Schaden, ist schwelender und schließlich auflodernder Zündstoff.

Ausnahmegesetze verbittern und schaffen nicht Frieden.

Zu vielseitige Besteuerung verärgert schon dadurch, daß eine Beamtenverdoppelung oder Verdrei-, Vervierfachung nötig wird; denn bald sind diese, bald jene Volkskreise mehr betroffen. In den vielen Eingaben, Beschwerden, Reklamationen, Resolutionen habe ich im Amt oben nur zu oft darüber Erfahrungen gesammelt und nachgedacht, wie mit wenig Steuernennern auszukommen wäre, wenn in

jedem Falle Haus gehalten würde, so wie in meiner Väterei.

Dann sind es unnötige Beschränkungen, Verordnungen da, wo grundlegend eine Direktive gegeben werden könnte, ebenfalls schon um Beamte und Staatseinkünfteverzehrer einzusparen; denn zu viele Beamte und Angestellte, die gegenseitig aneinander vorbeiregieren, wie wir das gesehen haben, von denen die einen zu wenig, die anderen nicht genug bekommen konnten, verärgert und schafft große Unzufriedenheit. Viele Beschränkungen der Gewerbeordnung, wie z. B. in der Bäckereiverordnung meiner Zeit, in den Gesetzen mit rückwirkender Kraft sind Zündstoffe, da auch in wohlerworbene Rechte eingegriffen, ehrlich Erworbenes vernichtet oder konfisziert wurde.

Übersteigerte soziale Gesetze heben die Begehrlichkeit und geistern in Unzufriedenheit hinein.

Namentlich vor und nach Wahlen zum alten Reichstag hätte man obige Grundwerte in das Programm einer überparteilichen Wählerschaft, die trotz aller Anstrengung einzelner nicht zusammenzuschließen war, setzen können. Es mußte wohl erst eine Eruption und ein Aderlaß 1914—1918 erfolgen, ehe man der Volksverbundenheit näher kam.

Nach jedem Wahlergebnis und dem Einzuge der neuen Volksvertreter im Reichstag war die Enttäuschung groß. Und immer wieder erlebte man, daß von Rechten gesprochen und unter Pflichten nicht gehandelt wurde. Die Verteilung von Recht und Pflicht aber schafft eine Grundstimmlage zur Ver-

kündung von Volksglück. Dazu bedarf es auch der volkhaften Ausfüllung der durch die Konfessionen und den unreligiösen Sinn geschaffenen künstlich-historisch und durch einseitige Hetze gewordenen Kluft.

Die mißachtete Geistigkeit alles dessen, was Neuerer nicht mit ihren leiblichen Augen sehen oder mit Händen nicht greifen und deshalb offenbare

e w i g e W a h r h e i t e n

leugnen und gar verfolgen lassen möchten, muß leuchtend a u s v e r s c h ü t t e t e m V ä t e r g u t A u f e r s t e h u n g f e i e r n, zu des Volksglückes Unterpfand.

Beobachten wir eine Staats- oder Etablissement-Maschinerie wie es ein guter Maschinist stündlich mit seiner Maschine und allen ihren Teilen tut: er fühlt selbst im Schlaf die geringste Abweichung im Takt, Tempo, Hub und im Gesamtspiel. Er weiß, wo Reibungen sind, woran es fehlt. Er stellt diese Reibungen und Lockerungen oder Verwerfungen oder Verlagerungen ab. Wird ein Staats- und Kraftmechanismus, die Lebensmaschinerie des Volkes oder einer Wirtschafts-, Fabrikations- oder kulturellen Gemeinschaft einzelnen Schrauben oder Schräubchen überlassen, so werden sie mit der Zeit als sich fühlende Nur-Selbstdaseinsberechtigte überdreht und verdreht. Eines Tages wird zur Überraschung am besten Getriebe gerade, wenn es planmäßig einge-

richtet und ausgebaut war, Reibungen, Lockerungen, Verwerfungen oder Verlagerungen oder Überdruck auf die Umgebung eintreten, weil Schrauben und Schräubchen viel zu viel und verdreht sind, oder Feuerung da stattfindet, wo kein Wasser im Kessel ist.

Schafft es eine Menschenkraft, soll man es damit bewenden lassen, wie auch der Maschinenbauer von Ruf nur eine Schraube einsetzt, wo diese die Spannung aufhebt, den Stoß auf- und abhält. Weshalb baute er das Werk? Was soll die Maschine leisten und wie wird sie diese Leistung am sichersten erreichen? Das Fehlerhafte stellt sich im gewöhnlichen Betriebsgange nie am einfachen Mechanismus heraus, sondern am komplizierten, naturgemäß dem Zweck entsprechenden. Eine neue Papierbereitungsmaschine des Warmbrunner Füllnerwerkes, wie sie nach Indien geliefert werden, erfordert eine entsprechende Vielheit von maschinellen Vorgängen; aber selbst hier kommt es auf den Endzweck an.

In der von uns betrachteten Zeit von 1860—1914 hatte der preußische Staat und das Reich besondere Verwaltungsgerichtskammern für

Kompetenzkonflikte

So trocken oft die Materie, so versessen die einzelnen Ressortchefs und Verwaltungsdirektoren auf ihren Büro- und Amtsschimmeln saßen, es war doch auch hier ein Ventil geschaffen, wie wir ein solches am lebenden Beamtenkörper sahen. Ich habe wiederholt solchen „Kompetenzstreitverfahren“ mit General-

akten und Sachdarlegungen als Waffen im Hinterhalt oder zum offenen oder Gegenangriff auf den „Rivalen“ im anderen Verwaltungsbereiche teilgenommen. Es wurde stets ein Schlachtfeld mit Zinnsoldaten, mit Holzgewehren oder Papierkanonen, wobei sich herausstellte, daß an einem Orte ein Doppelspiel der Kräfte, ein Zuviel, ein gewisser Biereifer um des Kaisers Bart zum Nachteile von Berufsschichten oder von Einzelpersonen stattgefunden hatte. Und diese Reibungen waren laut „Vorgängen“ verewigt, wirkten fort, bis mal ein Chef den Mut aufbrachte, zum Oberverwaltungsgericht zu gehen, um ein für alle Male ... Und doch, die Anlage der Verwaltungsaufgaben oder ihr allmähliches Werden war nicht oder nur in einzelnen Fällen zu beseitigen. An einem Strange zogen in dem Amte ein bis zwei Beamte und in einem anderen drei bis vier, um hier zum Erfolg, dort zum Gegen- d. h. Mißerfolg zu kommen. Und sie fühlten sich alle unentbehrlich, bis die Mobilmachung zeigte, daß es mit viel weniger Kräften ging. Der Krieg wurde ein Zustand, der Menschen verzehrte. Man brauchte sich keine Gedanken zu machen, die nun ad oculos sich erwiesenen Zuvielen anderweitig unterzubringen. Lehrreich jedenfalls für alle Zeit und alle Einrichtungen, eine Generalprüfung vorzunehmen und dann die Amtsstuben aufzukehren. Im Kriege hatte in Berlin das Oberkommando in den Marken, in Häuserblocks von Viktoria- und Potsdamerstraße, so an Umfang zugenommen, daß die einzelnen Bearbeiter allein oder zu wenigen in zum Teil gut einge-

richteten großen Zimmern saßen. Wie kam das? Der Trainsoldat und Möbelhändler Markewiecz herrschte, sorgte für Haus-Neuerwerb und Verbindungsdurchbruch untereinander, worauf die Räume, ebenso wie die neue Villa der Exzellenz, nach dessen Wiedervermählung, mit Möbeln und Komfort ausgestattet werden mußten. Da kam noch vor Torschluß Sommer 1918 ein neuer Chef, ging von Raum zu Raum, fragte, ob und warum die vielen Räume und Menschen. Die Auskehr begann, und die Raumverschwendung hörte auf.

Es wird stets für Staats- und Betriebsleitungen ein Zuviel an Amtsschimmeln und Personal hinderlich sein. Vereinfachen ist das Ziel, um das zu sichern, worauf wir bei der Untersuchung, was ein Volk zufrieden macht, stießen.

Mein Freund, der nun auch vom Berge aus das Leben sieht und ahnt, gab mir zum Lesen die Handschrift eines Lebensromans mit der Überschrift:

Tomvorde der Sucher

„von einem, der sich suchen geht".

Ich fand darin mehr noch, als uns verband. Es sind letzte Fragen an das Persönliche und Überpersönliche, wie sie der „Alte vom Berge" für sich zu meistern sucht. Und als für ihn die Wirrnisse und Irrsale der Menschheit im Reich, im Volk, in Familie und in der Seele übermächtig fühlbar werden, geht er nochmals zur Stadt unter die Menge. Ehe er beim Scheiden der Sonne durchs Tor kommt, sieht er den

Sucher davor am Wege ziellos. Er gibt ihm Stab und rehlederne Riementasche, darinnen goldene Weizenkörner, den schneeweißen Fittich einer Wildtaube und eine kleine Hirtenflöte. Er zeigt nach dem Berge, von dem er kam: „Geh', suche und finde!"

Der fand sich und blieb, bis der Alte in die Einsiedelei zurückkommt und ihm den Rauch und die Röte der Kriegsfurie weist.

Da geht Tomvorde, der Sucher, der nach dem Frieden in der Welt gesucht, wie ich töricht genug als Delegierter den Friedenskongreß zu Stockholm besucht hatte, und er fand sich selbst!

Und darauf zielt auch das tatenreichste Leben am Ende ab!

VOM INHALT

X. Schluß. Zur persönlichen und organisatorischen Einfachheit zurück

---







WALDEMAR MÜLLER-EBERHART Dr. August Pflug